ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

1991–2021

# Ich freu' mich auf Montag!

*Die Geschichte der Caritas-Werkstatt Oranienburg*

caritas

cfj

Caritas-Werkstatt St. Johannesberg

Werkstattladen

ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

**Die Geschichte der Caritas-Werkstatt St. Johannesberg wurde aufgeschrieben von Frank Nussbücker, Autobiografiker.**

1. Auflage

© Rohnstock Biografien, Berlin 2021
Breite Straße 2a, 13187 Berlin
Telefon 030 40 50 43 30
www.rohnstock-biografien.de

© Caritas-Werkstatt St. Johannesberg, Oranienburg 2021
Berliner Straße 93, 16515 Oranienburg
Telefon 03301 52 39-0
www.caritas-werkstatt.de

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Herausgeber.

Idee und Konzept: Christoph Lau
Lektorat: Franziska Hoch und Harald Zimmermann
Gestaltung: Dirk Banowski

Druck: DRUCKZONE GmbH & Co. KG, Cottbus

Titelbild unter Verwendung eines Fotos der Caritas-Werkstatt im Gründungsjahr 1991.

Für den Inhalt zeichnen die einzelnen Erzählerinnen und Erzähler verantwortlich. Sämtliche Fotorechte liegen bei der Caritas-Werkstatt St. Johannesberg, Oranienburg bzw. bei Angela Kröll, freie Fotografin.

ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

1991–2021

# Ich freu' mich auf Montag!

*Die Geschichte der Caritas-Werkstatt Oranienburg*

caritas

Caritas-Werkstatt
St. Johannesberg

10 Grußwort der Geschäftsführung *Rolf Göpel & Roman Zezulka*

12 Die Caritas-Werkstatt – Versuch einer Liebeserklärung *Christoph Lau*

19 Zwischenruf *Nicole Mettig*

Kapitel Eins
**Die Gründerjahre**

25 Probieren wir es aus! *Mike Dessombes*

30 Von der Selbstversorgung zum gewerblichen Dienstleister *Thomas Kober*

42 Macht mal! – Geburt der Werkstatt in der Leninallee 60 A
*Andreas Paczoch, Tobias Ottlewski, Elke Stürtz, Carsten Beyer, Dietlind Beyer*

52 Ein »Familienbetrieb« und sein Hausmeister *Tobias Ottlewski, Carsten Beyer*

57 Zusammen zu feiern, gehörte dazu
*Dietlind Beyer, Andreas Paczoch, Carsten Beyer, Tobias Ottlewski*

65 Schwimmen lernen in fremden Gewässern
*Tobias Ottlewski, Andreas Paczoch, Carsten Beyer, Dietlind Beyer*

69 Wachsen mit starken Partnern
*Tobias Ottlewski, Andreas Paczoch*

75 Alter Computer und frische Hefekuchen *Sabine Hagen, Andreas Paczoch*

80 Der Anfang schweißte uns zusammen *Carsten Beyer, Elke Stürtz*

83 Zwischenruf *Andrea Zemlin*

Kapitel Zwei
**Drei Generationen in einem Betrieb**

86 Steiniger Beginn *Jürgen Teichmann*

92 Vom Zivildienstleistenden zum Produktionsleiter *Marcel Teichmann*

100 Die Leute schenken mir ihr Lächeln *Ole Teichmann*

105 Zwischenruf *Mathias Wagner*

Kapitel Drei
## Der lange Weg in die Werkstatt

108 Ein alter Arbeitsvertrag und die Glocken von St. Nicolai *Thomas Drescher*
117 Qualitätsprodukte für den Ersten Markt *Thomas Drescher*
123 Zwischenruf *Hugo Henrichs*

Kapitel Vier
## Industrielle Revolution

126 Nähe musst du erst mal zulassen *André Kerkow*
135 Ich kann jeden Handgriff erklären *Sabine Söhring*
139 Die Arbeit ist Mittel zum Zweck *Bettina Dahlke*
142 Das sind keine Behinderten, das sind Kolleginnen und Kollegen *Enrico Branoner*
148 Zwischenruf *Peter Flöter*
151 Zwischenruf *Dirk Storm*
152 Einwurf: Immer wieder ein neuer Blick *Rainer Schulz*
163 Zwischenruf *Sigrid Schwarz*

Kapitel Fünf
## Teilhabe ist kein Selbstläufer

166 Von der Struktur zum Strukturwandel *Andreas Paczoch*
168 Die Frau der Feste *Angela Geißler*
176 Zwischenruf *Maik Poerschke*
179 Zwischenruf *Sylvia Wulff*
180 Die fliegende Sozialarbeiterin *Veronika Priwitzer*
189 Zwischenruf *Melanie Fritz*

Kapitel Sechs
## Bildungsoffensive

192 Veränderung ist positiv *Daniel Vogt*
198 Jeden Tag entwickeln wir uns neu *Sabine Schrader*
202 Schön, dass nicht alles perfekt sein muss *Yvonne Möller*
207 Verbindungsmann zum Arbeitsmarkt *Alexander Pläp*
212 Zwischenruf *Vanessa Emmerich*
215 Zwischenruf *Uta Dombrowski*
216 Wow, hier passiert was! *Manuela Schreiter-Giebel*
225 Zwischenruf *Lara Bengs*

Kapitel Sieben
## Plötzlich ist der Mensch wichtig

228 Essen bedeutet, Leute an einen Tisch zu bringen *Gerald Weber*
232 Plötzlich ist der Tag schon wieder vorbei *Andreas Johmann*
236 Ich freu' mich auf Montag *Matthias Dahlke*
241 Zwischenruf *Cindy Marschall*

Kapitel Acht
## Die Caritas-Werkstatt in Zeiten von Corona

244 Unseren Beschäftigten fehlte der Treffpunkt *Marcel Teichmann*
245 Dreißig Prozent unserer Arbeitsleistung gehen an Corona *André Kerkow*
248 Alle kamen freiwillig auf Arbeit *Sabine Söhring*
248 Wir rücken zusammen, nicht auseinander *Gerald Weber*
249 Freude, wenn es funktioniert *Bettina Dahlke*
250 Corona hat mich geerdet *Enrico Branoner*
251 Das Lachen neu lernen *Manuela Schreiter-Giebel*

251 Flexibel bleiben, kreativ feiern *Rainer Schulz*

252 Einer für alle – alle für einen! *Katharina Riedel*

Kapitel Neun

## Zukunft der Werkstatt – Zukunftswerkstatt

256 Volle Fahrt auf zwei Gleisen *André Kerkow*

258 Werkstatt ist so viel mehr! *Katharina Riedel*

265 Zwischenruf *Dominik Reese*

266 Was geht, was bleibt, was kommt? Ein Gespräch über die Zukunft *Rainer Schulz, Katharina Riedel*

279 Zwischenruf *Katrin Dewitz*

## Anhang

280 Zeittafel der Caritas-Werkstatt

284 Werkstatt-Information (1991)

Das Josefhaus, ältestes Gebäude des St. Johannesberg (historische Aufnahme, 1920), heute Sitz von »Campus Q«, dem Berufsbildungsbereich der Caritas-Werkstatt

# Grußwort der Geschäftsführung

*Rolf Göpel & Roman Zezulka*

Liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter,

seit dreißig Jahren gibt es nun die Caritas-Werkstatt in Oranienburg. Wahrlich ein Grund, sich zu freuen. Mit Stolz und Dankbarkeit blicken wir auf die vergangenen Jahrzehnte zurück. Aus einer guten Idee ist im Laufe der Zeit ein lebendiger inklusiver Lebensraum zwischen Arbeit, Bildung und Beschäftigung geworden. Gästen und Besucher:innen fallen in allen Abteilungen sofort die vielen zufriedenen Gesichter auf. Die Caritas-Werkstatt ist eine Erfolgsgeschichte. Sie zeigt, was gelingen kann, wenn sich jede:r Einzelne mit hoher Motivation einbringt und tatkräftig für seinen jeweiligen Bereich Verantwortung übernimmt. Kreativität, Kooperation und Verlässlichkeit sind einige der Eigenschaften, die mit dem Erfolg der Caritas-Werkstatt untrennbar verbunden sind.

Sie, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, geben der Caritas-Werkstatt ihr Gesicht. Gemeinsam mit den Beschäftigten verstehen Sie sich als ein Team, das Hand in Hand, respektvoll und wertschätzend zusammenwirkt. So haben Sie alle einen wichtigen Anteil an der erfolgreichen Entwicklung unserer Caritas-Werkstatt, die Qualität und Menschlichkeit aufs Beste verbindet.

Wir danken Ihnen allen von Herzen, dass Sie diese langjährige Geschichte möglich gemacht haben. Unsere Jubiläumschronik ist deshalb Ihnen, unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, unseren Beschäftigten und den zahlreichen Kooperationspartnern und Freunden der Caritas gewidmet. Gemeinsam werden wir auch die Herausforderungen der Zukunft meistern – davon sind wir felsenfest überzeugt. Wie immer schon sehen wir in der Veränderung stets eine Chance.

Wir sind mächtig stolz auf Sie und unsere Caritas-Werkstatt St. Johannesberg!

Ihre Geschäftsführer

Rolf Göpel
Roman Zezulka

# Die Caritas-Werkstatt – Versuch einer Liebeserklärung

*Christoph Lau*

Liebe Caritas-Werkstatt,

seit 23 Jahren kennen wir uns nun, beinahe die Hälfte meines Lebens.

Genau genommen kenne ich dich sogar noch etwas länger, aber das kannst du nicht wissen. Noch in deinen Gründungsjahren habe ich dich mit einigen Studienfreunden aus meinem Semester besucht. Mitte der Neunzigerjahre muss es gewesen sein. Im letzten Jahrhundert, das zugleich auch das letzte Jahrtausend war. Ich studierte Soziale Arbeit an der Katholischen Hochschule in Berlin, und besonders hervorgetan habe ich mich an diesem Nachmittag nicht. Bitte verzeihe mir, dass dieser Besuch keinen großen Eindruck auf mich gemacht hat. Zumindest ließ ich einige Jahre nichts von mir hören. Dabei wäre es vielleicht auch geblieben, wenn du mich nicht kurz vor meinem Studienabschluss

angesprochen hättest. Nicht du selbst, sondern Heinz Stehr, der damalige Gesamtleiter, der auf der Geburtstagsfeier eines gemeinsamen Bekannten auf die Stelle im Sozialen Dienst zu sprechen kam. Ob ich das nicht machen könne?

Ich konnte. Ich kam. Und ich blieb. Wie so viele andere auch in den letzten Jahren und Jahrzehnten. Im Rückblick erkenne ich diese entscheidende Weggabelung. Ich hatte mich unserem gemeinsamen Wir und unserer Aufgabe verschrieben. Es ist das Jahr 1998, in meinen ersten Wochen nahm ich den hundertsten Beschäftigten in die Werkstatt auf. Mehr als viermal so groß solltest du bis heute werden. Wie lang die Tage damals waren, genauer gesagt: wie langsam! In meiner Erinnerung war das Wichtigste bis zur Mittagspause erledigt. Danach blieb Zeit, durch die Abteilungen zu flanieren und auf den Feierabend zu warten. In der Erinnerung fühlen sich diese Jahre noch flauschiger und behaglicher an, als sie wahrscheinlich waren. Heute sind deine Tage schnell und kurzlebig, manchmal flüchtig. Nicht nur größer bist du geworden, auch unübersichtlicher.

Vom großen Harry Rowohlt stammt eine Definition von Freiheit, gültig, geradezu klassisch: »Freiheit ist, wenn man sich morgens fragt, was man wohl tun wird; Zwang ist, wenn man es schon weiß.«

Vielleicht ist es genau diese Art von Freiheit, die dich sympathisch macht. Man weiß wirklich selten, was der Tag bringt. Für dich gilt dasselbe wie für das Wetter: Der Normalzustand der Atmosphäre ist die Turbulenz. Dies liegt an der Vielzahl und der Verschiedenheit der Menschen, aber auch an der Mehrdimensionalität unserer Aufgaben. Unser gesetzlicher Auftrag, unsere Bestimmung ist die berufliche Teilhabe von Menschen, die aufgrund ihrer Behinderung nicht auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt tätig sein können. Das ist der Gründungszweck von Werkstätten an sich, durch diesen Zweck legitimieren wir uns.

Die Eigenlogik von Werkstätten kann schon aus diesem Grund keine rein betriebswirtschaftliche sein, welche den Prinzipien von Effizienzsteigerung und Arbeitskraftverwertung verpflichtet ist. Wir reduzieren nicht unsere »Belegschaft«, weil es die Auftragslage nahelegt. Wir trennen uns nicht von sinnvollen, aber weniger ertragreichen Aufträgen – und auch nicht von Beschäftigten, weil sich ihre »Stelle« nicht rechnet. All das wäre mit Blick auf die gesellschaftliche Aufgabe von Werkstätten absurd – für eine wirtschaftliche

Ertragssteigerung aber notwendig. Unsere Geldgeber sind keine Aktionäre, die jede Entscheidung unter das Gebot eines ökonomischen Nutzens stellen. Unser Geldgeber ist das Gemeinwesen, getragen durch die Idee von Teilhabe in einer Arbeitsgesellschaft. Diese öffentliche Finanzierung ist keine gewerbliche Subvention, sondern eine zweckgebundene Vergütung unseres öffentlichen Auftrags beruflicher Bildung.

In einer Werkstatt ist die Arbeit das Medium, nicht Selbstzweck. Arbeit stiftet Sinn, lässt uns schöpferisch und produktiv sein. Sie lässt uns Gelingen und Scheitern erfahren, lässt uns wachsen, gelegentlich auch über uns selbst hinaus. Du gibst den Beschäftigten – und im Übrigen auch den hauptamtlichen Fachkräften – die Möglichkeit, sich mit ihren ganz unterschiedlichen Fähigkeiten am großen Ganzen zu beteiligen. Daran mitzuwirken, ist eine dankbare Aufgabe.

Es gehört zur Lebenserfahrung … oje, so weit hast du mich inzwischen gebracht, dass auch ich zu Lebenserfahrung gekommen bin. Es gehört also zur Lebenserfahrung, dass man sich um die wirklich interessanten Aufgaben nicht bewirbt, sondern sie übertragen bekommt. Man wird gebeten, sie fliegen einem zu. So in etwa bin ich im Jahr 2008 zur Aufgabe des Werkstattleiters gekommen.

In deinen Abteilungen zeigt sich die hochgradige Arbeitsteilung der modernen Berufswelt. Ich tue dir einen Gefallen, wenn ich mich in die Einzelheiten vieler Prozesse nicht allzu sehr einmische, jedenfalls dann nicht, wenn sie funktionieren. Eher vergleiche ich meine Aufgabe mit der eines Wasserbauern: Als Wasserbauer modelliert man das Gelände und nicht das Wasser. Das Wasser fließt nämlich nicht rechtsherum, weil der Wasserbauer dem Wasser sagt, dass es das soll, sondern weil der Wasserbauer das Umfeld so formt, dass es rechtsherum fließen kann. Je komplexer und spezifischer die Abläufe sind, desto weniger ist es die Aufgabe des Vorgesetzten, Anweisungen im Detail zu geben, sondern stattdessen Rahmenbedingungen zu schaffen und den Fachleuten den Rücken freizuhalten. Es ist wirksamer, wenn es gelingt, Sog zu erzeugen, anstatt Druck auszuüben.

Seitdem ist viel entstanden, davon erzählt dieses Buch. Ob es die beiden Zweigwerkstätten am Heidering und am Aderluch sind, die wir 2009 und 2016 eingeweiht haben, die technologischen Entwicklungen in nahezu allen Arbeitsbereichen, die

Caritas-Werkstatt
St. Johannesberg

Professionalisierung des Berufsbildungsbereichs, die Modernisierung unserer Außendarstellung. So sehr veränderst du dich, dass ich den Eindruck habe, jedes Jahr in einer neuen Werkstatt zu arbeiten. Mit der offiziellen Einrichtungsbezeichnung als »Werkstatt zur beruflichen Teilhabe« tragen wir den Anspruch und das Selbstverständnis der Caritas-Werkstatt nun auch im Namen. Ein Anspruch, der immer auch Ansporn bleibt, weil er nie vollständig eingelöst ist, sondern sich weiterentwickelt, aber die wesentliche Absicht im Blick behält.

Es gibt keine Idee, die gleichzeitig gut, schnell und einfach funktioniert. Es gehört dazu, sich den Schwierigkeiten und Umwegen zu stellen, die der Alltag notgedrungen mit sich bringt. So ist es ein Glück, Menschen an meiner Seite zu haben, von denen es sich lernen lässt. Und es ist eine Freude, gemeinsam mit ihnen nach den besten Lösungen zu suchen. Das gute Ende ist wichtiger als das Rechtbehalten. Dazu braucht es ein Unternehmensklima, das sicherstellt, von abweichenden Meinungen zu erfahren. Wie gefährlich es andernfalls werden kann, haben in den letzten Jahrzehnten unter anderem Fluggesellschaften gelernt. Viele Unfälle gehen darauf zurück, dass der Flugkapitän einen Fehler begeht, der Kopilot dies merkt, sich aber aus lauter Autoritätsgläubigkeit nicht getraut, den Fehler anzusprechen. Seit Jahren werden die Piloten fast aller Fluggesellschaften im sogenannten Crew Resource Management geschult. Dort lernen sie, offen und schnell Ungereimtheiten anzusprechen.

Der Blick zurück lässt uns dankbar sein. Gemessen an den Umwälzungen und den Zumutungen der Arbeitswelt bist du ein Biotop, eine Insel. Ein geschütztes Feld, das – na klar – unter Anstrengungen bestellt werden muss, auf dessen Ernte wir uns aber immer verlassen konnten. Was die Zukunft bringt? Wir wissen es nicht genau. Aber wir können dieser ungewissen Zukunft eine Richtung geben. Es ist unsere Aufgabe, zu zeigen, dass du auch in Zukunft gebraucht wirst. Produzieren können viele Unternehmen, wahrscheinlich sogar schneller, effizienter und günstiger. Daran aber Menschen zu beteiligen, die es ansonsten schwer haben auf dem Arbeitsmarkt, das ist unsere Dienstleistung, unsere Bestimmung.

Dass unsere gemeinsame Zeit nun so lang geworden ist, war nicht unbedingt meine Absicht. Lange habe ich mir eingeredet, wie wichtig die Freiheit ist, morgen sagen zu können: Dann mache ich halt was anderes! Irgendwann wurde mir bewusst, dass ich das gar

nicht will. Und inzwischen muss ich befürchten, dass ich etwas anderes wahrscheinlich gar nicht mehr kann.

Liebe Caritas-Werkstatt, ohne dich geht es nicht. Ich bin mir sicher, dass du uns alle überleben wirst. Für uns zeitlich beschränkte Wesen ist die »Zukunft« gar nicht unbedingt ein so positiv besetzter Begriff. Wer hat schon mal versucht, sich vor der Vergangenheit zu fürchten? Zukunftsangst ist dem Menschen geläufiger. Die Zukunft ist ein unbekanntes und deshalb bedrohliches Ding, ein allumfassendes Risiko. Nur der Mensch ist in der Lage, sich über den Stillstand zu beschweren und sich gleichzeitig genau das zu wünschen: Alles soll bleiben, wie es ist.

Dreißig wirst du nun? Ich möchte nirgendwo anders arbeiten.

Zwischenruf

# *Nicole Mettig*

Ich habe schon richtig viele Sachen gemacht – und immer schnell gelernt, wie etwas geht. Daher kam wohl auch die Idee, dass ich auf einen Außenarbeitsplatz wechsle. Ich mache einfach gerne etwas Neues!

Mein Motto lautet: Wenn ich weiß, was zu tun ist, tue ich es, und wenn ich Fragen habe, dann frage ich. Ohne die Werkstatt und die Firma, bei der ich auf dem Außenarbeitsplatz arbeite, würde mir die gute Zusammenarbeit mit meinen Kollegen fehlen. Die Arbeit überhaupt würde mir fehlen! Ich will nicht herumsitzen.

Ich bin hier wirklich sehr glücklich und zufrieden, genau wie mit meinem Leben. Was in der Werkstatt nämlich auch noch passierte: Ich lernte hier meinen Lebensgefährten kennen! Wir gründeten zusammen eine Familie und haben mittlerweile einen Sohn. Auch das ist etwas, worüber ich mich unheimlich freue.

*Rehabilitationspädagogische Fördereinrichtung*

- Werkstatt für Behinderte -

Oranienburg 1400
Leninallee 91/93 PF 6003
Telefon 8 20 03
Kreissparkasse Oranienburg
Konto-Nr. 1972-34-90028
BN 91104650

Landesregierung im Land Brandenburg
Ministerium für Arbeit, Soziales,
Gesundheit und Frauen
Heinrich - Mann - Allee 107
Potsdam
0 - 1560

Oranienburg, den 22.01.91

Antrag auf Unterstützung der Werkstatt für Behinderte

Für unsere sich im Aufbau befindliche Werkstatt für Behinderte bitten wir um finanzielle Unterstützung in Höhe von 50 TDM. Dabei geht es um die Schaffung von Grundvoraussetzungen für den Erstbetrieb der Werkstatt. Es handelt sich insbesondere um die Schaffung eines rollstuhlgerechten Sanitärbereiches, die Einrichtung des Sozialbereiches wie Speise- und Kommunikationsraum, wärmedämmende Isolation eines Werkstattores, Verlegung von Fußbodenbelägen und einiger wesentlicher Grundausstattungselemente für den Arbeitstrainingsbereich.
Den Verwendungszweck werden wir Ihnen durch entsprechende Rechnungen belegen.

Mit freundlichen Grüßen

R. Janiszewski
Caritasdirektor für den Ostteil
des Bistums Berlin

H. Stehr
Leiter der Einrichtung

W. Hoppe
Werkstattleiter

Kapitel Eins

# Die Gründerjahre

*links* Förderantrag zur Gründung der Caritas-Werkstatt St. Johannesberg (1991)

*oben* Erstes Gruppenfoto im Mai 1991 vor der Werkstatt in der Leninallee 60 A

*folgende Seite* Bewilligungsbescheid zur Betriebserlaubnis, unterzeichnet von Landesministerin Regine Hildebrandt

Land Brandenburg

Ministerium für Arbeit, Soziales,
Gesundheit und Frauen

Die Ministerin

An die
Werkstatt für Behinderte
St. Johannesberg
Leninallee 91/93

0-1400 Oranienburg

Heinrich-Mann-Allee 107
0-1561 Potsdam
Telefon: 3 60
Telefax: 8 015 016
Sachbearbeiter: Fr.Falckenhayn
Durchwahl: 38- 715
A. Z.

Potsdam, 22. 01.1991

Vorläufige Gewährung von Eingliederungshilfe für Behinderte in Werkstätten

Mein Erlaß vom 17.12.1990

Sehr geehrte Damen und Herren,

auf Ihren Antrag vom 04.01.1991 gewähre ich für die Behinderten in der Werkstatt vorläufige Eingliederungshilfe für den Zeitraum vom 01.01.1991 bis zum 30.06.1991 (Paragraph 40 Abs. 2 in Verbindung mit Paragraph 100 Abs. 1 Nr. 1 BSHG).

Ihr Antrag bzw. die Anlagen dazu entsprachen leider nicht in allen Punkten den Anforderungen nach meinem o.g. Erlaß. Im Interesse eines möglichst reibungslosen Übergangs vom alten zum neuen Recht habe ich - wegen der Eilbedürftigkeit ohne Abstimmung mit Ihnen - Ihrem Antrag zum überwiegenden teil entsprochen.

Werkstatt für Behinderte

1. Ich lege dieser vorläufigen Bewilligung ein Übergangstagessatz von 35,25 DM/Tag zugrunde.

2. Den Betrag von 180.621 DM für das 1. Halbjahr 1991 ( 122 Arbeitstage x 42 Behinderte) werde ich in den nächsten Tagen zur Zahlung anweisen.

Wohnheim (für Behinderte, die in der WfB tätig sind)

1. Ich lege dieser vorläufigen Bewilligung ein Übergangstagessatz von DM/Tag zugrunde.

2. Den Betrag von DM für das 1. Halbjahr 1991 ( Kalendertage x Behinderte ) werde ich in den nächsten Tagen zur Zahlung anweisen.

Für die Kostensatzverhandlung für die Eingliederungshilfe für Behinderte in Werkstätten nach dem 30.06.1991 sind folgende Unterlagen beizubringen:

- Bescheid der Zentralen Arbeitsverwaltung über die befristete Anerkennung als Werkstatt für Behinderte
- Halbjahreskostenübersicht (01.01.1991 - 30.06.1991) - Anlage 1
- Stellen- und Organisationsplan mit einer Funktionsbeschreibung des Personals
- Mitteilung über die Ergebnisse der Einteilung der Behinderten durch die Fachausschüsse und eine entsprechende Liste der Behinderten in der Werkstatt.

Mit freundlichen Grüßen

Dr. R. Hildebrandt

Gesamtansicht von Osten

Beim Ringeltanz

## Probieren wir es aus!

*Mike Dessombes*

Seit 1988 bin ich Mitarbeiter im St. Johannesberg. Zwar arbeitete ich dort bis 2016 im Caritas-Wohnen, dennoch kann ich aus erster Hand erzählen, wie die Caritas-Werkstatt entstanden ist und wie sie sich entwickelt hat. Ich weiß sehr wohl, wie viel Engagement und Bereitschaft dahinterstecken, das Ganze aufzubauen und am Leben zu erhalten. Der gesamte Prozess stand von Beginn an unter dem Motto: Learning by Doing.

Der St. Johannesberg wurde im Jahre 1899 von Schwestern einer Ordensgemeinschaft gegründet, den Arenberger Dominikanerinnen. Genau am 24. Juni, dem Johannestag. So entstand der Name: St. Johannesberg. Es sollte der Beginn einer langen, wechselvollen Geschichte werden. Zunächst fanden hier Waisenkinder ein neues Zuhause. 1928 begann die Betreuung von Säuglingen, während des Zweiten Weltkriegs diente das Gelände als Evakuierungslager. Nach dem Krieg kümmerten sich die Ordensschwestern der

*links* Historische Aufnahmen vom damaligen Kinderheim St. Johannesberg (1920er Jahre)

Dominikaner um Kinder, die an Tuberkulose erkrankt waren. Auch Kinder aus dem Katharinenstift in Berlin fanden hier Ruhe und Erholung.

Ab 1954 wurden die ersten Menschen mit geistiger Behinderung im St. Johannesberg aufgenommen. Deren Zahl wuchs in der Folgezeit rasant an, 1976 wurde dafür die Säuglingsgruppe aufgelöst. Diese Veränderung hatte vor allem einen politischen Hintergrund. Die DDR-Regierung hatte beschlossen, Menschen mit Behinderung hauptsächlich in den Einrichtungen der Kirchen betreuen zu lassen. Der Grund dafür war simpel: Man wollte geistig gehandicapte Menschen außerhalb des staatlichen Bildungssystems wissen.

In den Achtzigerjahren bemühte sich die Leitung unserer Einrichtung darum, für die im St. Johannesberg lebenden Menschen eine sinnvolle Tagesstruktur zu schaffen. Geleitet vom Gedanken der Selbstversorgung, standen vor allem gärtnerisch-landwirtschaftliche Tätigkeiten auf dem Programm. Die Gärtnerei Kubiciel war der Schwerpunkt, viele Leute aus dem Wohnheim fanden hier Beschäftigung. Später führte Thomas Kober die Gartenarbeit weiter. Die Leute jäteten Unkraut, säten, kümmerten sich um die Beete oder

a

b

pflegten und versorgten die auf dem Gelände untergebrachten Tiere. Es gab ein Pferd, irgendwann kamen Ziegen hinzu.

Parallel zu den landwirtschaftlichen Tätigkeiten probierten wir, weitere tagestherapeutische Angebote zu schaffen. So fertigten die Bewohnerinnen und Bewohner vormittags zum Beispiel kleine Schächtelchen. Generell probierten wir bereits zu DDR-Zeiten, niederschwellige Arbeiten für die Menschen in unserer Einrichtung zu finden. Eine schulische Bildung gehörte zunächst nicht dazu, weil unsere Schützlinge in der DDR als »schulbildungsunfähig« galten. Die politische Wende in unserem Land setzte dieser Herangehensweise glücklicherweise ein Ende.

Im Zuge des Mauerfalls und der nahenden Wiedervereinigung fragten sich der Leiter des St. Johannesbergs, Heinz Stehr, und Wolfgang Hoppe, seines Zeichens Pädagogischer Leiter der Einrichtung Caritas-Wohnen: Wie strukturieren wir unsere Einrichtung neu? Was können wir tun, um in St. Johannesberg endlich weitere Lebensbereiche für die Bewohnerinnen und Bewohner zu gestalten?

*a)* Mariengrotte auf dem Gelände St. Johannesberg

*b)* Heinz Stehr († 2004), Gesamtleiter des St. Johannesberg

*c)* Heinz Stehr, mit Regine Hildebrandt während der 100-Jahr-Feier des St. Johannesberg (1999)

*d)* Wolfgang Hoppe, Gründungsleiter der Caritas-Werkstatt

c

d

Heinz Stehr verfügte über gute Kontakte zur Bischöflichen Stiftung Haus Hall im nordrhein-westfälischen Gescher. In dieser katholischen Einrichtung lebten, lernten und arbeiteten behinderte Menschen in verschiedenen geschützten Werkstätten. Schnell war die Idee geboren: Auch wir brauchen eine solche Werkstatt! Parallel dazu gründete sich 1991 unsere Schule, womit nun endlich alle drei Lebensbereiche zusammenfanden: Lernen, Arbeiten und Wohnen bilden das Fundament, auf dem der St. Johannesberg seit 1991 aufbaut.

Wolfgang Hoppe wurde damit beauftragt, die Werkstatt zu etablieren. Das war leichter gesagt als getan. In der Wendezeit wusste niemand von uns, wie das Leben im neuen Deutschland funktioniert. Wie akquiriere ich Gelder, woher bekomme ich Maschinen und Räume, auf welche Weise leiten wir die Werkstattbeschäftigten bei der Arbeit an? Diese Fragen standen im Raum.

Über die Oranienburger Kirchengemeinde bekamen wir den Kontakt, um in der Berliner Straße 60 A, die damals noch Leninallee hieß, das leer stehende Gebäude einer ehemaligen Motorradwerkstatt anzumieten. Das taten wir – und legten sofort los. Wie viel Engagement dazu gehörte, alles in Gang zu bringen und am Leben zu halten, war vorher wohl keinem von uns so richtig bewusst. Uns trieb der Aufbruchsgedanke: Wir machen das! Emotional eng miteinander verbunden, machten wir uns auf, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen und zu gestalten.

Zunächst liefen sämtliche Kosten der Werkstatt über den Bereich Caritas-Wohnen. Das war unsere einzige Kostenstelle, sprich: Das Land zahlte sämtliche vereinbarten Zuwendungen an den Wohnbereich. Diese Kostensätze splitteten wir nun dahingehend auf, dass wir einen Teil für die Belange der Werkstatt verwendeten. Am Ende des Monats mussten wir immer wieder alles auseinanderdividieren, was eine entsprechend »kreative Buchführung« erforderte. Hinter all unserem Tun stand erst einmal nur der Gedanke: Wir wollen hier ein System etablieren, mit dem wir unseren Bewohnerinnen und Bewohnern eine Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ermöglichen!

Ein wichtiger Schritt dazu war die Eröffnung unserer Werkstatt am 1. März 1991, zunächst einzig mit Beschäftigten aus unserem Wohnheim. Später kamen sukzessive immer mehr

dazu. Zunächst einmal schauten wir: Funktioniert dieses Konstrukt überhaupt? Ist es das, was wir wollen?

In dieser Anfangszeit dachten wir lange noch nicht so planvoll und konstruktiv wie heute. Da war zunächst nur diese Werkstatt, und die musste, genau wie ein Baby hin zum Kleinkind, erst mal laufen lernen. Ich war dabei nur deshalb involviert, weil zunächst sämtliche, später viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Werkstatt aus unserem Wohnbereich kamen. Von daher kannten wir uns alle und waren einander vertraut. Ich sah, wie alles wuchs und welch ungeheures Engagement dahintersteckte, alle anstehenden Aufgaben zu stemmen. Während der Arbeit oder nach Feierabend tauschten wir uns aus und unterstützten einander nach dem Motto: Wenn was ist, melde dich!

Von Anfang an stand die Suche nach einem geeigneten Träger im Raum. Von unserer Seite gab es, bedingt durch die guten Kontakte unseres Leiters Heinz Stehr, die Bestrebung, uns der Bischöflichen Stiftung Haus Hall in Nordrhein-Westfalen anzugliedern. Diese Verbindung hätte dem St. Johannesberg einige finanzielle Vorteile gebracht.

Die Leitung der Caritas in Westberlin befand jedoch: »Das gibt es nicht, ihr geht zur Familien- und Jugendhilfe der Caritas!«

Diese betreute in Berlin eine Handvoll Kindergärten und zwei, drei Behindertenein-richtungen. Das Ganze war also sehr übersichtlich, und jetzt kam auf einmal unser St. Johannesberg mit Wohnheim, Werkstatt und Schule dazu. Mit anderen Worten: Unser Träger erfuhr mit dem St. Johannesberg einen enormen Wachstumsschub.

Seit Beginn zählte der St. Johannesberg zu den größten Einrichtungen der Caritas Familien- und Jugendhilfe gGmbH. Und stetige Expansion sollte gerade für die Werkstatt zu einem alltäglichen Begleiter werden.

Dessen ungeachtet, gingen wir Anfang 1991 zunächst auf dem Grundstück Berliner Straße 60 A frisch ans Werk.

## Von der Selbstversorgung zum gewerblichen Dienstleister

*Thomas Kober*

Nach dem Abitur habe ich Landwirtschaft studiert und sieben Jahre lang an der Humboldt-Universität im Versuchswesen gearbeitet. Die akademische Laufbahn scheiterte allerdings an den gesellschaftlichen Verhältnissen. So fragte ich beim Caritasverband an, ob die Möglichkeit bestünde, im kirchlichen Dienst landwirtschaftlich tätig zu sein. Ein halbes Jahr später bot mir Herr Janiszewski, seines Zeichens Caritasdirektor für den Ostteil des Bistums Berlin, eine Stelle im St. Johannesberg in Oranienburg an.

Ich besah mir das Ganze vor Ort, kurz darauf zog ich mit meiner Frau sowie unseren beiden kleinen Kindern hierher – von einer Wohnung mit Ofenheizung in ein Einfamilienhaus mit Zentralheizung und Siemens-Telefon! Im April 1987 ein Siemens-Telefon, das war schon was Besonderes. Obendrein erschien uns das Gelände des St. Johannesbergs optimal für unsere heranwachsenden Kinder. Das Ganze war im Grunde ein riesengroßer

Spielplatz, auf dem sich die Kinder austoben konnten und zugleich gut zu beaufsichtigen waren.

Der sich angebotene Freiraum und die Möglichkeit, selbstständig zu planen und zu arbeiten, haben mich gereizt. Die Pflege und Bewirtschaftung des Geländes stellte ich mir weniger kompliziert vor als den Umgang mit den Bewohnern. Nachher war es dann genau umgekehrt.

Als Heinz Stehr 1985 die Leitung des Kinderheims übernommen hatte, arbeiteten da noch zwei oder drei Ordensschwestern, die dann ein Jahr später verabschiedet wurden. Von nun an wurde eine neue pädagogische Ausrichtung praktiziert. Allen Bewohnerinnen und Bewohnern wurde nun ein Bleiberecht auf Lebenszeit ermöglicht. Es wurde eine Tagesstruktur entwickelt, die eine interne Förderung und Arbeitstherapie umfasste. Uns Mitarbeitern standen verstärkt Fort- und Weiterbildungen offen.

Gebäudetechnisch war hier noch nicht allzu viel. Da stand das Josefshaus, in dem das Gros der auf dem St. Johannesberg untergebrachten Kinder und jungen Erwachsenen wohnte. Dazu gab es ein älteres Mehrzweckgebäude. Unten befanden sich Küche, Kantine sowie eine Wäscherei, oben wohnten neben anderen drei ältere alleinstehende Frauen, die ich in meine Gartenbau-Gruppe bekam.

Ein weiteres Gebäude war für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter neu gebaut worden. Hier wohnte etwa das Ehepaar Hoppe mit ihren vier Kindern. Birgit Hoppe war Lehrerin und übernahm später die nach der Wende neu zu gründende Schule, Wolfgang Hoppe, ein gelernter Kunstschmied, fungierte ab 1991 als erster Werkstattleiter.

Herr Stehr wohnte mit seiner Familie und der Familie von Benno Ottlewski im ausgebauten Gebäude des ehemaligen Schweinestalls, Benno wohnte oben, Stehrs unten.

Unvergesslich ist jener Tag, an dem Familie Stehr aus Jena hierherzog und eine Anekdote, die Herr Stehr gern erzählte: Der Möbelwagen fuhr vorneweg, die Stehrs im Wartburg-Tourist hinterdrein. »Laden Sie die Möbel vor Ort schon mal in unserer Wohnung ab«, hatte Herr Stehr die Möbelpacker instruiert.

Als er mit seiner Familie in Oranienburg eintraf, sahen sie den Möbelwagen auf dem Gelände stehen und sagten sich: »Oh, sie sind noch nicht fertig, gehen wir erst mal was essen.«

Eine gute Stunde später kehrten sie zurück und sahen: Kein einziges Möbelstück hatte die Ladefläche verlassen. Die drei Möbelpacker, allesamt gestandene Männer, kauerten im Fahrerhaus. Vor dem Wagen stand Tom, einer der Bewohner, mit einem großen Stock in der Hand und strahlte die Möbelpacker freundlich an. Diese indes hatten einen derartigen Respekt vor ihm, dass sie gar nicht daran dachten, auch nur einen Fuß aus dem schützenden Fahrerhaus zu wagen. Tom konnte stundenlang ein Spielzeugauto hinter sich herziehen. An jenem Tag freute er sich an seinem Stock und an jenen drei Männern, die aus Angst vor ihm in ihrem LKW verharrten. Dabei ist Tommi so ein lieber und zugänglicher Mensch, ein echtes Original vom St. Johannesberg.

Es ging hier im wahrsten Sinne familiär zu. Insgesamt sechs Mitarbeiterfamilien wohnten auf dem Gelände: Kellermann, Hoppe, Stehr, Fait, Kober und Ottlewski. Man hatte

zwar keinen langen Weg zur Arbeit, war aber quasi immer im Dienst. Hatte einer von uns Geburtstag, trafen wir uns oftmals abends.

Jeden Abend um 18 Uhr wurde im Glockenturm der Kapelle von Hand die Kirchenglocke geläutet. Das Ziehen am Seil oblag vor allem Familie Stehr und unserem Hausmeister Uwe Kellermann. Letzterer wohnte anfangs im Glockenzimmer der Kapelle. Dieses Läuten war ein zentrales Ereignis. Die Glocke rief nicht nur zum Gebet, sondern bot allen, die hier lebten, eine zeitliche Orientierung. Für die Heimbewohner gab es jetzt Abendbrot, die Kinder der Mitarbeiter liefen nach Hause. Und sei es nur, um an schönen Sommertagen zu fragen: »Mutti, können wir noch ein bisschen draußen bleiben?« Dieses Läuten kannte ich schon aus meiner Kindheit. Ich wurde in Potsdam geboren und wohnte neben dem St. Josefs-Krankenhaus. Auch dort läutete Punkt 18 Uhr die Glocke. So fand ich es besonders schön, dass mir diese Tradition auch in Oranienburg erhalten blieb.

Sinn und Zweck meiner Beschäftigung waren die Bereicherung des Speiseplans mit frischem Obst und Gemüse aus eigenem Anbau sowie die gärtnerische Pflege des gesamten Geländes. Das bewerkstelligte ich zusammen mit den mir dazu anvertrauten Leuten

*links* Mitarbeiterwohnungen, u.a. des ersten Werkstattleiters Wolfgang Hoppe

*rechts* Blick über den hinteren Teil des St. Johannesberg (1993)

aus dem Wohnheim. Von Anfang an ging es darum, den hier lebenden Menschen eine sinnvolle Tagesstruktur zu bieten. In der Küche arbeiteten die kleinwüchsige Angelika und Frau Roche, die Küchenseele des Johannesbergs. In der Wäscherei arbeitete ebenfalls ein Heimbewohner und weitere sieben in der Gärtnerei.

Diese wurde seit zehn oder zwanzig Jahren vom alten Herrn Kubiciel geführt. Der befand sich bereits im Rentenalter als er sie mir im April 1987 übergab – alle Anlagen gut bewirtschaftet und nach Kräften instandgehalten. Nur die zwei Gewächshäuser, gefüllt mit Zierpflanzen, waren echt marode. Geheizt wurde im Winter mit Braunkohle, die wie Torf aussah. Wenn richtig Frost herrschte, bin ich nachts um zwei Uhr raus und habe »Kohle« nachgeschüttet.

Unsere Gärtnerei-Truppe, bestehend aus vier jungen Männern von sechzehn bis zwanzig Jahren sowie besagten drei älteren Frauen Mitte fünfzig, nahm ich nun unter meine Fittiche. Wir bewirtschafteten eine Fläche von knapp dreitausend Quadratmetern Gartenland, auf dem alle möglichen Kohlsorten, Salat, Kohlrabi, Erdbeeren und andere Beerensträucher gediehen – eben alles, was man auch im Kleingarten anbaut. In

Absprache mit der Küche ernteten wir, was unser Garten hergab. In der Küche schnippelten sie das Gemüse, schälten Kartoffeln und dergleichen mehr, alles von Hand!

Einige Flächen widmeten wir um. So installierten wir unter anderem eine Spargelanlage. Wir hatten eine ganze Reihe von Frühbeeten, sozusagen unbeheizte Gewächshäuser, in denen wir Gurken, Tomaten und andere Pflanzen vor den Frühjahrs-Frösten schützten. Setzten wir sie dann raus, kamen andere Pflanzen dort hinein. Neben der Produktion von Obst und Gemüse zogen wir jede Menge Blumen wie Alpenveilchen oder Geranien. Einen Großteil der Blumen brauchten wir für die Verschönerung unseres Geländes.

An der Giebelseite des Mehrzweck-Gebäudes lag eine vielleicht zwanzig Meter lange und zehn Meter breite Rasenfläche, die aufgrund ihrer Form Tennisplatz genannt wurde. Weil dieser so ein bisschen unser Aushängeschild war, bepflanzten wir ihn stets sehr opulent und dekorativ. Um die Rasenfläche herum blühte es, etwa einen Meter breit, in allen nur erdenklichen Farben. Unser »Tennisplatz« konnte sich wirklich sehen lassen, seine Farbenpracht stand jener der kunstvollen Rabatten in Potsdam-Sanssouci nicht nach.

Vorm Büro von Herrn Stehr befand sich eine weitere, kleinere Fläche von zwanzig Quadratmetern, die wir jedes Frühjahr mit Stiefmütterchen bepflanzten – schön im Schachbrettmuster oder in kunstvollen Kreisen. Es war das Eingangsfenster vom Johannesberg, und ich verwendete meinen persönlichen Ehrgeiz darauf, dass das ein optischer Hingucker ist, welcher zeigt: Wir können hier was! Natürlich mähten wir hier wie auf dem Tennisplatz regelmäßig das Gras und bewässerten sorgsam jede Pflanze.

Wir zogen wirklich sehr viele Blumen in unseren Frühbeet-Kästen an, darunter zweitausend hängende und stehende Geranien in allen Größenordnungen. Die entfalteten ihre Pracht an den hiesigen Balkonen, unter anderem am Büro des Heimleiters, wo sie mindestens einen Meter weit blühend herunterhingen.

Am Ende boten wir allen Mitarbeitern an, von Zuhause Blumenkästen mitzubringen, die wir ihnen nach unserem Geschmack mit Geranien und anderen Blumen bestückten. Die Leute waren hocherfreut, als sie ihre frisch bepflanzten Kästen abends mit nach Hause nahmen. Das waren die letzten Züge unserer gärtnerischen Dienstleistungen hier auf dem Gelände.

*links* Frühbeetkästen

In bescheidenem Umfang verkauften wir schwarze Johannisbeeren, Alpenveilchen, Spargel oder Gummibäume an zwei Blumenläden in Hohen Neuendorf und Oranienburg. Eine Frau, die um die Ecke ein Blumengeschäft führte, fuhr ab und an mit dem Auto vor und bat: »Herr Kober, wir haben gerade überhaupt nüscht an Schnittblumen da, können Sie uns helfen?« Wir konnten, und sie zupfte sich um die hundert Alpenveilchenblüten oder kaufte zwanzig Töpfe, damit sie überhaupt was im Laden zu stehen hatte.

Es war diese typische DDR-Geschichte, dass wir zum Beispiel schwarze Johannisbeeren im staatlichen Aufkauf für mehr Geld verkauften, als sie nachher im Laden kosteten. Ich erlebte, dass wir sie zum Kilopreis von 3,20 Mark der DDR verkauften und sie dann im Geschäft für 2,50 Mark an den Endverbraucher gingen.

Ein Höhepunkt des Jahres war damals wie heute das Johannesfest. Da gab es auch früher immer ein richtiges Festprogramm. Einmal, noch vor der Werkstattgründung, besuchten uns ein paar Artisten des Zirkus Aeros und präsentierten uns eine Tierdressur. Die Dame vom Zirkus hatte einen großen Bast-Korb, in dem ein Kaninchen oder Meerschweinchen saß. Das heißt, zunächst saß dort besagtes Tierchen drin. Irgendwann betätigte sie in jenem Korb eine Seitenklappe, das Kaninchen war weg und an seiner Stelle lang eine große Schlange. Besonders Mutige sollten, nachdem sie symbolisch ihren Mund abgeschlossen und den Schlüssel weggeworfen hatten, in den Korb hineingucken.

Ein paar Mädchen, die hineinsahen, wurden augenblicklich aschfahl. Schließlich trat St.-Johannesberg-Original Tom vor, langte in den Korb und präsentierte dem Publikum mit strahlendem Gesicht besagte Schlange, die er hinterm Kopf gepackt hatte.

Die Dame vom Zirkus war alles andere als begeistert. Um das arme Reptil zu retten, nahm sie unserem Tom die Schlange schleunigst wieder ab. Ehe dieser auf weitere gewagte Gedanken kam, hängte sie das Tier Herrn Stehr um den Hals. Unser Heimleiter war seinerseits nicht gerade angetan von seinem Halsschmuck. Er guckte zunächst etwas ängstlich drein, dann aber fasste er sich ein Herz und lief, die Schlange um seinen Hals, durch unsere Reihen. Jeder durfte die Schlange mal berühren und merken, dass sie sich eben nicht nass und glitschig, sondern trocken, warm und ganz und gar nicht unangenehm anfühlte.

*rechts* Legendäres Johannesfest 1987 mit Heinz Stehr als Schlangenbeschwörer

Die Schlangenfrau hatte auch einen Schimpansen dabei, den sie die ganze Zeit wie ein Baby auf den Armen trug. Der Schimpanse strampelte derweil mit den Füßen herum und streifte ihr damit nach und nach die Hose herunter. Herr Stehr als Gentleman wollte der Dame behilflich sein und ihr die Hose wieder hochziehen. Das jedoch duldete der Schimpanse so gar nicht. Er wurde derart grantig, dass Herr Stehr schleunigst einen gebührenden Abstand zwischen sich und die Frau bringen musste.

Eine weitere Attraktion jenes Tages war ein Papagei, welcher dekorativ auf einer Stange saß. Offenbar irritierten auch ihn die vielen Menschen, und er flog über die Köpfe der Zuschauer hinweg zehn, fünfzehn Meter ins Gelände, um schließlich im mehr als kniehohen Gras zu landen. Hier konnte er aus eigener Kraft nicht mehr wegfliegen und krakeelte heillos herum. Unser Hausmeister Uwe Kellermann wollte ihm beherzt zu Hilfe eilen. Er dachte offenbar: Den nehme ich mal schnell in die Hand. Das jedoch missfiel dem Papagei kolossal, und er hackte Uwe in den Finger. Am Ende warfen wir eine Decke

oder Jacke über das Tier, um es aus dem hohen Gras zu befreien und seiner Betreuerin zurückzubringen. Die hat den Auftritt bei uns im Johannesberg garantiert bis heute nicht vergessen. Für uns waren ihre Tiere in jedem Fall eine große Attraktion. Wer hat schon mal, ohne Gitter oder Glas, einen Schimpansen oder eine derart große Schlange aus nächster Nähe erlebt?

Nach der Wende folgte die Aufteilung des St. Johannesbergs in drei Bereiche. Mit der Einführung der Schulpflicht, die es ja für Behinderte in der DDR so nicht gab, wurde relativ schnell eine Schule aus dem Boden gestampft. Über die Hildburghausener Straße rüber gab es ein Polytechnisches Zentrum, das leer stand. Hier gründeten wir die Schule St. Johannesberg. 1991 wurde die Werkstatt für Behinderte gegründet, mit Herrn Hoppe als erstem Werkstattleiter.

Von nun an stellten wir uns gegenseitig Tätigkeiten in Rechnung. So »verkaufte« die Werkstatt dem Wohnheim Leistungen wie die Ernte unseres Gemüses oder die Arbeitsleistung des Kartoffelschälens. Da schrieb ich zum Beispiel auf: »10 Kilo Möhren an die Küche geliefert, 20 D-Mark.«

Wir wollten wertmäßig erfassen, was wir leisteten an gärtnerischer Tätigkeit und Pflege des Grundstücks. Das war alles ein bisschen komisch, weil hier ja kein richtiges Geld floss. Am Monatsende war ich ein ganz klein bisschen stolz, wenn ich so um ein paar hundert D-Mark »erwirtschaftet« hatte. Mehr war das ja nicht.

Ursprünglich war ich im Wohnheim angestellt, bis zur Wende gab es schließlich nichts anderes. Bald jedoch erreichten uns Außen-Anfragen bezüglich Objektpflege. Als erstes kam die Eden-Genossenschaft, für die wir einen Straßengraben instand setzten und pflegten. Das war eine Dimension, dass Werkstattleiter Herr Hoppe sagte: »Thomas, deine Arbeitsleitung beschränkt sich ja nicht mehr auf den Johannesberg, du wirst immer mehr außenwirksam, da wechselst du jetzt in die Werkstatt.«

Mir war das völlig egal, für mich war das ohnehin alles eins. Ob sich das nun Schul-, Werkstatt- oder Wohnheimleitung nannte, das waren meine Freunde und Kollegen, und mit denen zog ich an einem Strang. Bei uns herrschte keine Hierarchie, in der jemand betonte: »Ich bin dein Chef!« Wenn einer meiner Kollegen mir was sagte, dann machte ich das.

Jeder von uns konnte den Laden überblicken. Wir waren hier die ersten zivilen Mitarbeiter überhaupt, meine Personalnummer in der gesamten Einrichtung war die 5. Das war mir lange Zeit egal, jetzt bin ich ein bisschen stolz darauf. Mein Wechsel in die Werkstatt war ein rein formaler Akt.

Unsere Gärtnerei führte ich von April 1987 bis 1991, wobei ihre Bedeutung stark nachließ. Wir bauten so viel Obst und Gemüse an, das wir es nach der Wende gar nicht mehr loswurden. Das für die DDR typische Einwecken und Einfrieren lohnte sich nicht mehr und wurde obendrein viel zu kostspielig. Unsere Tiefkühltruhen ließen den Stromzähler heiß laufen. Das war alles unökonomisch, es wurde eingestellt.

Effizienz und Effektivität standen jetzt ganz vorn, die Versorgung mit frischem Obst und Gemüse aus eigenem Anbau wurde hintangestellt. Fertig geschnippelte Möhren oder Bohnen im Tiefkühlpack gab es nun im Großhandel um ein Mehrfaches billiger. Selbst anbauen, ernten, schnippeln und dann noch kochen, das war ein zu kostspieliger Prozess geworden.

Anfang 1995 zog ich hier aus, im Frühjahr wurde alles für den Neubau der Hauptwerkstatt plattgemacht. Da kam ein riesengroßer Bagger. Der griff von oben in die Gewächshäuser rein und zog das gesamte Rohrleitungssystem in einem Ruck heraus. Auch unser Einfamilienhaus – rundherum alles wurde eingeebnet und zum Bauplatz für die ganzen Neubauten, in denen die Wohngruppe jetzt sehr schön leben.

In den zwei Jahren davor hatte ich für meine mittlerweile fünfköpfige Familie ein Haus gebaut.

Die Geländepflege war bereits vor dem Ende der Gärtnerei meine primäre Beschäftigung geworden. Ich bewerkstelligte das Ganze zunächst mit meinen sieben Leuten. Die jungen Männer wechselten mit mir in die Werkstatt, die drei Frauen verblieben in der alten Struktur. Sie hatten mittlerweile auch schon das Rentenalter erreicht und halfen draußen noch ein bisschen mit. Ich nannte mich jetzt Gruppenleiter Garten- und Landschaftsbau, später sollte der Arbeitsbereich dann Garten & Landschaftspflege heißen.

Die Anfragen von außen nahmen zu, sei es Laub harken, Hecken oder Bäume beschneiden – alle gängigen gärtnerischen Arbeiten im privaten und gewerblichen Bereich. Autohäuser waren unser Einstieg. Wir sammelten Kippen auf, mähten die Rasenflächen, beschnitten die Gehölze.

Das Ganze wuchs sehr schnell. 1991 bekamen wir unseren ersten kommunalen Auftrag: Wir ebneten über 100 abgelaufene Grabstellen ein und pflasterten vor der Kirche in Sachsenhausen die Wege.

Vom Selbstversorger für den St. Johannesberg zum Gruppenleiter in der gewerbliche Garten- und Landschaftspflege, das war mein Weg in der Werkstatt. Letzteres erledigte ich zunächst 25 Jahre mit meinen Beschäftigten ganz allein, dann stellten wir auch hier weitere Gruppenleiter ein.

***links*** Winterlandschaft vor der Kapelle (1990er Jahre)

***rechts oben*** Ausgebauter ehemaliger Schweinestall, Wohnhaus der Familien Stehr und Ottlewski

***rechts unten*** Abrissarbeiten zur Baufreiheit für die 1998 eingeweihte Hauptwerkstatt

PETER TIEFBAU

# Macht mal! – Geburt der Werkstatt in der Leninallee 60 A

*Andreas Paczoch*

Mein erster Arbeitstag im St. Johannesberg war der 1. September 1990. Ich begann als Gruppenleiter im Bernd-Schulte-Haus, unserem Wohnheim. Nach etwa einem Monat kam der designierte Werkstattleiter Wolfgang Hoppe zu mir und sagte: »Wir machen demnächst eine Werkstatt auf. Auch Sie sind dafür vorgesehen, dort zu arbeiten.«

»Das möchte ich nicht«, erwiderte ich, »schließlich habe ich mich gerade erst hier eingearbeitet.«

Herr Hoppe war nicht gerade begeistert und entgegnete etwas wie: »Dann müssen wir uns wohl mal unterhalten, ob es überhaupt weitergeht mit uns und Ihnen.«

Dem sanften Druck nachgebend, ließ ich mich schließlich breitschlagen und machte mit bei der neuen Werkstatt. Der Gründungsstandort befand sich ein Stück außerhalb des

St. Johannesberg-Geländes, in der damaligen Leninallee 60 A. Zusammen mit einigen Bewohnerinnen und Bewohnern half ich beim Umbau der ehemaligen Motorradwerkstatt. Und der hatte es in sich: Wir, Herr Beyer, Uwe Kellermann und ich, schlugen die alten Fliesen herunter, bauten den Kran ab, rissen das Ölfass heraus sowie die alten Öfen. Alles musste renoviert werden. Als alles fertig war, gab es eine schöne Einweihungsfeier.

Bis Juni 1991 arbeitete ich noch im Bernd-Schulte-Haus, dann wechselte ich hinüber in die Werkstatt. Wobei dieser Wechsel, zumindest für mich, zunächst kein räumlicher war. Die Bewohnerinnen und Bewohner des Wohnheims sorgten seit Längerem selbst dafür, dass die Betten gemacht und die Räume gereinigt wurden. Einige arbeiteten in der Küche, andere in der Wäscherei oder bei Thomas Kober in der Gärtnerei.

Meine Aufgabe bestand nun darin, den Werkstattbeschäftigten, die sie nun waren, den Weg in den Arbeitsalltag der Werkstatt zu ebnen. Auch Angelika Kopitzke, die seit ihrer frühesten Kindheit in St. Johannesberg lebt, hatte ich anfangs unter meinen Fittichen. Angelika war schon vor Ort, als hier noch die Ordensschwestern tätig waren. Sie arbeitete schon immer in der Küche und will hier auch partout nicht weg! Reiner Leschke säuberte die Räume und kümmerte sich um den Bettenbau. So hatte fast jeder bereits vor Eröffnung der Werkstatt eine eigene Arbeit.

Ich begleitete meine Leute bei diesem zunächst nur organisatorischen Wechsel und hielt die Verbindung zwischen Arbeitsgruppen und Wohnheim. Ging jemand in Urlaub oder wurde krank, kümmerte ich mich um alle anstehenden Formalitäten.

Die Leitung des Wohnheims war bestrebt, die bestehende Ordnung aufrechtzuerhalten, auch wenn die Leute nach und nach in die Werkstatt wechselten. So integrierten wir die Beschäftigten aus Wäscherei oder Küche zwar organisatorisch dort, sie behielten aber zunächst ihren Arbeitsplatz im Wohnheim. Somit verblieb auch ich, zumindest räumlich, erst mal auf dem Gelände von St. Johannesberg.

*Tobias Ottlewski*

Dietlind Beyer, Elke Stürtz und ich waren zum offiziellen Start unserer Werkstatt am 1. März 1991 die ersten hauptamtliche Kräfte in der Berliner Straße 60 A. Außer Elke und mir kamen alle anderen aus dem Wohnheim St. Johannesberg. Wir beide stießen sozusagen von außerhalb dazu. Beim Umbau der alten Motorradwerkstatt, unserer zukünftigen Werkstatt in der Berliner Straße 60 A, hatten wir uns kennengelernt. Auch Andreas Paczoch und Carsten Beyer, zwei spätere Gruppenleiter, waren mit dabei. Wir alle taten hier etwas gänzlich Neues, denn auf dem Gebiet der ehemaligen DDR kannte man Werkstätten für Menschen mit Behinderung nicht.

Am 1. März 1991 ging es bei mir mit sechs Beschäftigten los. Dietlind im Förderbereich und ich im Berufsbildungs- bzw. Arbeitsbereich. Noch heute habe ich meine alte Arbeitsgruppe von damals genau vor Augen. Vier von ihnen arbeiten noch immer in der Werkstatt, in verschiedenen Arbeitsbereichen.

In der ersten Zeit ging alles sehr familiär zu. Am Vormittag arbeiteten die Beschäftigten bei uns in der 60 A, zum Mittagessen gingen Sie ins Wohnheim. Das Betreuungspersonal aus den verschiedenen Einrichtungen des Johannesbergs saß zum Mittag im alten Speisesaal, der inzwischen abgerissen worden ist. Nach der Mittagspause bereiteten wir die am nächsten Tag anstehenden Arbeiten vor.

Anfangs bestand unsere Werkstatt im Grunde aus leeren Räumen. Wir verfügten nur über Bastelmaterialien und ein paar Spiele. Durch das Bundesministerium für Arbeit erhielten wir eine größere Werkstattausstattung in Form von Tischen, Stühlen, Werkzeug sowie einer Holzbearbeitungsmaschine, welche heute immer noch im Holzbereich unserer Werkstatt zum Einsatz kommt.

*rechts* erste Eigenprodukte

*Elke Stürtz*

Unser erster Arbeitstag in der Werkstatt bestand im Wesentlichen daraus, den Malerdreck wegzuräumen, die Fenster zu putzen und uns anschließend notdürftig einzurichten. Werkstattleiter Wolfgang Hoppe und ich als Verantwortliche der Verwaltung teilten uns ein Büro, welches ganze acht Quadratmeter maß. Herr Hoppe saß an einem Regal aus dem Baumarkt, ausgestattet mit einer kleinen Schreibplatte. Ich hatte immerhin einen großen alten Schreibtisch, der aus irgendeinem Winkel des Wohnheim-Fundus' stammte.

Innerhalb dieser acht Quadratmeter spielte sich quasi unser gesamter Arbeitstag ab. Anfangs hatten wir zwei Gruppenleiter mit jeweils sechs Beschäftigten im Haus. Jeden Monat kam eine weitere Gruppe aus dem Bernd-Schulte-Haus dazu. Allmorgendlich trafen wir uns in der Küche beim Kaffee und hielten im Stehen unsere Dienstbesprechung ab. Die Herren rauchten, und wir beratschlagten, was es den Tag über zu erledigen galt.

***rechts*** Erstes Foto der Caritas-Werkstatt, vor der Eröffnung im Frühjahr 1991

Die ersten Gelder flossen noch vom Wohnheim zu uns in die Werkstatt. Sie wurden jetzt teilweise dazu genutzt, dass wir für die Leute in der Werkstatt die ersten Bereiche einrichten und Arbeitsmittel anschaffen konnten.

Mein erstes Kassenbuch besaß nur zwei Spalten: Einnahmen und Ausgaben. Jeden einzelnen Posten trug ich per Hand darin ein. Am Ende des Monats ging ich rüber ins Wohnheim und tippte alles in den Computer. Zumindest dort gab es bereits ein solches modernes Gerät.

*Carsten Beyer*

Als ich das Gebäude in der Berliner Straße 60 A zum ersten Mal betrat, waren seine Wände zu großen Teilen mit schwarzem Teer gemalert. Das hatte praktische Gründe: Die Mopedschrauber hatten in den Räumen ihre Ölflaschen aufbewahrt, und das sollte nicht ins Mauerwerk einziehen, wenn mal etwas danebenfloss. Selbst das Klo war schwarz, genau wie der kleine Raum daneben.

Mit anderen Worten: Wir kloppten erst mal das ganze schwarze Zeug von den Wänden runter, machten das gesamte Haus komplett »nackig« bis auf die Steine. Teilweise hatten die Schrauber die Wände der Räume lackiert oder mit Beton geputzt, das sah übel aus. Um das zu beseitigen, schufteten wir fast eine ganze Woche. Anschließend bauten wir einiges um. Erst später kam unten im Anbau eine zweite Toilette rein, und wir richteten den Verkaufsraum her.

*Dietlind Beyer*

Bereits zu DDR-Zeiten arbeitete ich im Wohnbereich vom St. Johannesberg. Irgendwann nach der Wende kam Herr Hoppe auch zu mir, um mich zu fragen: »Kannst du dir vorstellen, in unserer Werkstatt den Förder- und Beschäftigungsbereich aufzubauen?« Ich konnte. Und ich wollte.

Wir waren kein eigener Arbeitsbereich. Zu mir kamen schwerst- und mehrfachbehinderte Beschäftigte. Als Gruppenleiterin betreute ich sechs Leute, die aus verschiedenen Wohngruppen zusammengenommen wurden. Im oberen Stockwerk der 60 A, neben Küche und Büro gelegen, befand sich der Förder- und Beschäftigungsbereich. Oberes Stockwerk, das bedeutete: Wir mussten eine Treppe rauf – und das mit Mehrfach- und Schwerstbehinderten! So manches Mal musste Tobias Ottlewski die Leute tragen, weil der eine oder die andere die Stufen nicht bewältigte.

Unser Raum war, genau wie die anderen Zimmer, recht klein. Hier verbrachten wir auch unsere Freizeit, in der wir hin und wieder snoezelten. »Snoezelen« ist eine holländische Therapieform, bei der man sich in gemütlicher Umgebung entspannt, das Ganze begleitet von Musik. Der Name selbst ist eine Kreation aus den niederländischen Worten für Kuscheln und Dösen.

Werkstattleiter Wolfgang Hoppe drängte darauf, dass auch im Förder- und Beschäftigungsbereich jeder seine Zeit sinnvoll verbringt und die Tagesabläufe ordentlich strukturiert sind. Also erstellte ich für meine Leute entsprechende Förderpläne. Ausgehend von den individuellen Fähigkeiten, galt es, für alle eine sinnvolle Beschäftigung zu finden.

Anfangs trainierten wir hauptsächlich motorische Fähigkeiten. Tobias brachte uns die dazu erforderlichen Materialien und Werkzeuge rauf – und wir übten uns im Schleifen oder Anmalen.

Die räumlichen Gegebenheiten stellten mich allein schon bei der Pflege meiner Leute vor eine besondere Herausforderung. Einige meiner Schützlinge musste ich windeln, wozu mir nur die ebenfalls im oberen Stockwerk gelegene kleine Toilette zur Verfügung stand. Die wurde allerdings auch von allen anderen im Haus benutzt. War sie gerade mal frei, sicherte ich mir den Raum und bewerkstelligte reihum die Pflege meiner Beschäftigten. Als wir später ins Erdgeschoss zogen, konnte ich im neuen Therapieraum windeln – was für eine Erleichterung!

Weil wir in der 60 A nicht selbst kochen konnten, gingen die anderen Gruppen zum Essen rüber ins Wohnheim. Wir vom Förderbereich konnten unsere Leute jedoch nicht täglich hin- und herkarren. Deshalb bekamen wir das Essen von drüben geliefert und aßen in unserem Zimmer. Damit die Speisen halbwegs warm blieben, erhielten wir sie in Thermophoren aus Styropor, wie sie heute noch von Restaurants für Außer-Haus-Lieferungen verwendet werden. Eine solche wäre uns eines Tages um ein Haar zum Verhängnis geworden.

Weil wir nur die eine Toilette im Haus hatten, wartete ein Beschäftigter, der mal musste, in der Küche auf das Freiwerden des stillen Örtchens. Dabei spielte er, offenbar versunken in Gedanken, an dem Elektroherd herum, den einer aus unserer Truppe vor Kurzem aufgestellt und angeschlossen hatte. Auf diesem Herd nun hatte Tobias, der uns zumeist das Essen brachte, zuvor besagte Thermophore abgestellt.

Irgendwann bemerkten wir einen fürchterlichen Gestank. Hektisch schauten wir uns um, schnell war die Küche als Quelle des Übels ausgemacht. Als wir dort ankamen, fanden wir die verschmorte Verpackung. Dicker Rauch waberte durch die Luft, das verbrannte Styropor stank bestialisch. Da es noch keine Rauch- oder Feuermelder gab, hatten wir das Ganze so spät bemerkt.

Tobias rettete, was zu retten war, und bewahrte uns so vor Schlimmerem. Erinnere ich mich richtig, wurden bald nach diesem Malheur Rauchmelder eingebaut. Mein Mann, der anfangs unser Hausmeister war, schraubte sie in jedem Raum an die Decke.

*links* Mittagspause am Standort Berliner Straße 60 A, in der Mitte Gruppenleiter Tobias Ottlewski

# Ein »Familienbetrieb« und sein Hausmeister

*Tobias Ottlewski*

Anfangs arbeiteten und wohnten viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zusammen auf dem Gelände. Alles war familiär geprägt, und wir tauschten uns untereinander aus – über alle Bereiche hinweg, ob Schule, Werkstatt oder Wohnen, da jeder jeden kannte.

Morgens erschienen wir gegen sieben Uhr in der Werkstatt 60 A, und einer von uns kochte erst mal Kaffee und Tee. Mitunter kam es vor, dass kurze Zeit später ein Nachtgespenst die Treppe herunterkam – Dietlind im Nachthemd. Sie und ihr Mann Carsten wohnten nämlich oben im Haus, über unseren Arbeitsräumen. Hin und wieder machten wir uns einen Spaß daraus und waren absichtlich etwas lauter, mit der Folge, dass Dietlind leicht bekleidet auftauchte. Das war schon lustig für uns, allerdings weniger für Dietlind, denke ich im Nachhinein.

Eine weitere Besonderheit war in jenen ersten Jahren das Heizen. Die Kohlen lagerten im Keller, und wer morgens zuerst auf Arbeit erschien, »durfte« heizen. Das bedeutete: Kohlen schippen, Kohlen schleppen, anfeuern, Kohlen in den Ofen werfen. Das Prickelnde daran: Die ehemalige Motorradwerkstatt befand sich mitten in einem Neubaugebiet, und je nachdem, wie der Wind stand, merkten um uns herum alle, wenn wir heizten. Es qualmte gewaltig aus dem Schlot. Die Fenster waren total eingenebelt – der guten alten Braunkohle sei Dank. Erst nach einigen Jahren bekamen wir eine neue Heizungsanlage, die sauber arbeitete und keine Rauchsäulen mehr verursachte.

Das Überwachen der Heizungsanlage oblag alsbald meinem lieben Kollegen Carsten Beyer, unserem Hausmeister.

***rechts*** Der Fuhrpark der Caritas-Werkstatt (1993)

*Carsten Beyer*

Oben im Werkstatthaus befand sich eine Wohnung, in die meine Frau und ich bald nach Werkstatteröffnung einzogen. Vorher hatten wir im Glockenturm des Wohnheims St. Johannesberg gewohnt. Mit Beginn des Werkstattbetriebs bekleidete ich im Gebäude Berliner Straße 60 A eine halbe Stelle als Hausmeister. Die andere halbe Stelle hatte ich im Wohnheim, ich war also für beide Häuser verantwortlich.

Des Morgens bestand meine erste Amtshandlung darin, runter in den Keller zu gehen und zu heizen – wie gesagt, mit Rohbraunkohle. Das hieß: Ich schippte mehr oder weniger Sand in die Öfen, aber irgendwie wurde es warm. Abends holte ich meist mehr Schlacke raus, als ich morgens an Kohle reingekippt hatte.

Für meine Arbeit bekam ich irgendwann mal eine Lohnabrechnung, auf der nur rote Zahlen draufstanden. Offenbar hatte die Personalabteilung vergessen, mir den Lohn anzurechnen. Einzig sämtliche Abzüge waren vermerkt, am Ende stand ein dickes Minus unterm Strich. Ich musste quasi Geld mitbringen auf Arbeit. Das klärte sich jedoch relativ schnell auf, und ich erhielt mein volles Monatsgehalt. Anfangs waren das sechshundert Mark, für zwei Schichten wohlgemerkt.

Als Hausmeister war ich natürlich stets »am dransten«, wenn irgendwo etwas nicht stimmte. Ganz schlimm wurde es, nachdem wir 1993 unsere Zweitwerkstatt in Germendorf eröffnet hatten. Dort gab es auch eine Heizungsanlage, natürlich ebenfalls mit Kohle betrieben. Morgens um halb vier fuhr ich raus, um zu heizen. Als Dienstwagen diente mir mittlerweile ein Opel Omega.

Im Winter durfte ich in Germendorf auch Schnee schieben. Anschließend schmiss ich die Öfen an, was sich bei Minusgraden als besondere Herausforderung entpuppte. Die Kohlen lagerten draußen. Ich stand unterm Förderband und versuchte, das Ding irgendwie in Gang zu kriegen. Das Band beförderte die Kohle ins Gebäude. Die Asche wurde mit Mülltonnen rausgefahren. Besagtes Förderband war im Winter ständig eingefroren. Ich stand darunter und werkelte wild herum. Irgendwie schaffte ich es tatsächlich jedes Mal, das Ding wieder zum Laufen zu bringen. War das erledigt, schmiss ich die beiden Öfen an. Vorher musste ich noch Luft mit dem Kompressor reinpumpen, das kann sich heute kein Mensch mehr vorstellen. Unsere Chefin Frau Sauer, inzwischen Nachfolgerin von Herrn

Hoppe, schüttelte ungläubig mit dem Kopf, als sie die Heizungsanlage besichtigte. »Das ist ja wie im Mittelalter, das müssen wir dringend ändern!«, befand sie.

In der Heizperiode sah ich aus wie ein Schornsteinfeger, weil ich ständig mit der Kohle hantierte. Nebenbei erledigte ich Lieferfahrten und reparierte, was kaputtgegangen war.

Eines Morgens stand ich mal wieder in aller Frühe in Germendorf vorm Haus. Als ich die Tür aufschließen wollte, tropfte mir etwas auf den Kopf. Was ist denn das, fragte ich mich, es regnet doch gar nicht. Kurz darauf sah ich das Malheur: Über der Tür befand sich die Alarmglocke. Das Ding war ausgeschäumt, und es tropfte – also waren die Einbrecher noch nicht lange weg oder sogar noch in der Nähe! Ich setzte mich wieder ins Auto und fuhr das Gelände ab, um zu schauen, ob irgendein fremdes Fahrzeug rumsteht. Dem war leider nicht so. Inzwischen kamen die ersten Kollegen, und wir holten die Polizei. Ins Haus gelangt waren die Einbrecher noch nicht.

Es sollte nicht der einzige Einbruch bleiben. Fortan hatte ich stets einen riesigen Knüppel im Auto liegen. Ich ging zu nachtschlafender Zeit nie mehr ohne irgendwas in der Hand in die Werkstatt, weil ich echt Schiss hatte, dass die mir mal eine über die Rübe hauen. Ich war morgens in Germendorf ganz allein vor Ort, mich hätte so schnell niemand gefunden.

Irgendwann kam der Wachschutz dazu, weil sich die Einbrüche häuften. Eigentlich gab es ja nix zu holen. Im Haus befand sich kein Bargeld, die Kasse wurde abends stets mitgenommen. Wir vergitterten die ganze Bude rundum, das hieß: Ich strich wochenlang Gitter und brachte sie an. Dazu bauten wir drinnen Metallboxen ein.

Aber die Halunken verschafften sich trotzdem Zutritt. Als ich mal wieder in aller Frühe in Germendorf ankam, fragte ich mich: Was ist denn das für ein großer Schatten da an der Hauswand? Es war noch dunkel, und ich konnte sonst kaum etwas erkennen. Ich leuchtete mit meiner Taschenlampe in Richtung Werkstatt, in der anderen Hand hielt ich den Knüppel. Im Näherkommen dachte ich zunächst, das sei Graffiti. Dann jedoch sah ich in der Hauswand ein Loch, und es wurde immer größer. Schließlich begriff ich: Die Einbrecher waren direkt durch die Wand gebrochen – und zwar genau dort, wo die Alarmanlage aus der Erde kam.

*links* Antje Sauer (rechts), auf der Baustelle der späteren Hauptwerkstatt (1997)

Hier waren offenbar Insider am Werk gewesen, die sich bei uns sehr gut auskannten. Die beschädigte Wand bestand lediglich aus Pressspan, eben die typische Bauweise von Baracken im Osten: unten Mauersteine und darüber eine Pressspanwand. Das Zeug könnte man fast mit der Faust eindrücken. Zum Glück hatten wir zur eigentlichen Werkstatt hin eine eiserne Brandschutztür, die sich abschließen ließ. Die kriegten sie niemals auf.

War es mal wieder so weit, dass Fremde sich Zutritt in die Werkstatt verschafft hatten, klingelte mich der Wachschutz nachts zu Hause aus dem Bett. Meist ging meine Frau ans Telefon, weil ich über einen ausgesprochen tiefen Schlaf verfüge.

»Hier ist der Wachschutz«, drang es an mein Ohr, nachdem ich zu mir gekommen war und Dietlind mir den Hörer rübergereicht hatte.

»Ja, und?«, fragte ich verschlafen.

»In der Werkstatt wurde eingebrochen, Sie müssen kommen.«

Also fuhr ich nachts um drei nach Germendorf. Meist hatten nur ein paar Fledermäuse den Alarm ausgelöst. Einmal jedoch waren mal wieder Einbrecher am Werk gewesen. Sie hatten vorne die Tür aufgebrochen, die jetzt ungesichert offenstand. Ich rief unseren Technischen Leiter Herrn Teichmann an. Er kam umgehend raus, und wir hielten den Rest der Nacht gemeinsam Wache vor Ort.

Beinahe regelmäßig wurde in Germendorf eingebrochen. Besonders bitter war es, als sie uns beim ersten Einbruch komplett ausräumten. Telefon, Computer – alles war weg, das Büro von Werkstattleiterin Frau Sauer völlig leergeräumt. Obendrein hatten sie das Gebäude verwüstet, die Feuerlöscher im Haus entleert, den Kühlschrank geplündert.

Die nächsten Male suchten sie offenbar nach Geld. Das Schlimme daran: Als sie nichts fanden, tobten sie sich anderweitig aus: Das Klo war verstopft, »Wir scheißen auf euch!« war an die Wand geschmiert. Da war ganz offensichtlich jemand sauer gewesen, dass er nicht fand, was er gesucht hatte. Nun, auch diese Zeit der Einbrüche kriegte uns nicht klein.

*a)* Carsten Beyer im werbefinanzierten Bus, »Bunte Kuh« genannt
*b & c)* Ausflug auf den Hof von Elke Stürtz (1991)

## Zusammen zu feiern, gehörte dazu

*Dietlind Beyer*

Nicht nur auf Arbeit verbrachten wir viel Zeit zusammen, sondern auch in der Freizeit. Unser erster gemeinsamer Ausflug führte die gesamte Werkstattmannschaft im Sommer 1991 auf den großen Hof unserer Kollegin Elke Stürtz. Dort gab es jede Menge Tiere, reichlich Platz und vieles andere mehr. Ich fand es sehr schön, wie wir dort alle zusammen feierten. Besonders, weil auch meine Leute aus dem Förderbereich so wunderbar integriert wurden.

All das benötigte nicht viel Aufhebens. Wir fuhren einfach hin, manche liefen, ein Teil nahm den Bus. Mein Mann fuhr ein paarmal mit der »Bunten Kuh«, wie wir unseren Werkstattbus nannten, als Shuttle hin und her.

Zusammen mit den Tieren tummelten wir uns auf der Stürtz'schen Wiese, im Schwimmbecken, mit den Hunden – alles frei und ungezwungen. Auch die Essensversorgung lief wie von selbst. Die Männer grillten, und es gab für jeden eine Bratwurst. Ich denke sehr gern an diesen tollen Ausflug zurück, alle fühlten sich dabei rundum wohl.

a

b

c

*Andreas Paczoch*

Unsere erste Werkstattfahrt führte uns 1994 nach Büsum, wunderschön an der Nordsee gelegen. Wir fuhren mit zwei Fahrzeugen und zehn Beschäftigten. Carsten fuhr den T3 mit Anhänger, ich steuerte den riesigen Opel Omega. Dietlind und ihre Leute saßen im Bus, im Anhänger »reisten« ein Rollstuhl und der Grill.

Unsere Reise ging über eine ganze Woche. Als Unterkunft diente uns ein katholisches Freizeitheim. Das Haus war allerdings überhaupt nicht barrierefrei, was sich als überaus spannend erwies. Carsten schleppte den gehbehinderten Ingo immer wieder die Treppen rauf und runter. Wir hatten eine gemeinsame Kasse und versorgten uns selbst. Meist kochten wir vor Ort, manchmal gingen wir essen.

An einem Tag fuhren wir mit dem Schiff nach Helgoland. Dort waren wir am Strand und liefen ein bisschen herum. In Sankt Peter-Ording unternahmen wir eine Kutschfahrt im Planwagen. Es war wirklich eine schöne Tour. Das Spannende daran: Für viele aus unserer Reisegruppe war es im Prinzip der erste Urlaub außerhalb ihrer Wohngruppe. Jede Gruppe bestand aus fünfzehn bis zwanzig Bewohnerinnen und Bewohnern, die sehr aneinander gewöhnt waren – und jetzt fuhr man auf einmal mit ein paar ganz anderen Leuten weg! Das war viel familiärer, ergab eine völlig andere Ansprache. Jedenfalls war das eine tolle Fahrt, die allen Mitreisenden großen Spaß machte.

*links & rechts* Reise nach Büsum (1994)

Watt Traber
Rundfahrt

*Dietlind Beyer*

Für Roy aus meiner Fördergruppe war unsere Fahrt an die Nordsee wahrscheinlich die erste Reise überhaupt. Roy war die ganzen Jahre über immer bei mir. Ihn kenne ich quasi genauso lange, wie ich mit meinem Mann verheiratet bin.

So weit weg wie nach Büsum ging es nur dieses eine Mal. Ansonsten fuhren wir immer mal nach Bad Saarow oder später nach Dammsmühle. In Bad Saarow am See war es sehr schön, die Caritas unterhielt dort ein eigenes Ferienhaus. Leider konnte sie das Haus nicht halten, sodass wir jetzt nicht mehr dorthin kommen. Immerhin macht jede Gruppe bis heute zumindest einen Tagesausflug im Jahr.

In den Gründungsjahren unternahmen wir überhaupt vieles gemeinsam. Einmal im Jahr trafen wir uns zum Beispiel zum Kegelabend, da war auch Sabine Hagen schon mit dabei. Dazu mieteten wir uns in die Kegelbahnanlage der BSG Chemie Oranienburg ein und schoben dort unsere Kugel. Selbstverständlich gab es einen Wanderpokal, der bis heute bei mir hängt. Auf der Rückseite steht drauf, wer ihn wann gewonnen hat. Genauer gesagt gab es zwei Pokale: einen für den Gewinner oder die Gewinnerin nach Punkten und einen für den Rattenkönig oder die Rattenkönigin mit den meisten Fehlwürfen. Unsere jährlichen Kegelabende bei Chemie zogen wir lange Zeit durch – und jeden Mittwoch trafen wir uns dort zum Billard.

***links*** Der legendäre Wanderpokal für die Kegelkönige (Spezialdisziplin Ratte)

***rechts*** Der legendäre Wanderpokal für die Kegelkönige, Siegerliste Kegelabende

*Carsten Beyer*

In der Berliner Straße 60 A erlebten wir, zumindest in meiner Erinnerung, im Gründungsjahr 1991 die schönste Weihnachtsfeier unserer Werkstattgeschichte. Es war eine Mitarbeiterfeier, besonders viele waren wir noch nicht. Außer uns waren die neue Verwaltungsleiterin Christel Ohlhoff dabei, Wolfgang Hoppe und unser Arbeitsvorbereiter Michael Rathmann, der am Ende auf dem Schreibtisch schlief. Elke Stürtz bereitete einen Kasslerbraten im Bratschlauch zu, den großen schwarzen Topf sehe ich noch genau vor mir. Ich stand derweil draußen im heftigsten Schneetreiben und bediente den Grill.

Es kann sein, dass wir zweimal in der 60 A feierten, aber an unsere erste Party erinnere ich mich noch ganz genau. Wir inszenierten unser eigenes Krippenspiel! Tobias, Dietlind und ich spielten die drei Weisen aus dem Morgenland und gleich noch einige andere Rollen. Das Ganze war ein Stegreif-Krippenspiel, und alle machten mit, auch Andreas Paczoch und Michael Rathmann. Einen Text gab es nicht wirklich, aber es funktionierte wunderbar. Ich weiß noch, dass ich irgendjemanden verprügeln musste. Wahrscheinlich war ich ein Hirte und der andere das Schaf, das offenbar nicht so wollte wie ich. Später holte Herr Paczoch seine Quietschkommode raus. Er spielte auf, und es wurde getanzt. Ich musste mit Frau Ohlhoff das Tanzbein schwingen, sie nötigte mich geradewegs dazu.

Große Weihnachtsfeiern mit unseren Beschäftigten hatten wir natürlich auch, anfangs bei uns im Speisesaal. Zur ersten Weihnachtsfeier reichten wir echten Glühwein, die nächsten liefen dann allerdings ohne Alkohol ab – so viel hatten wir gelernt. Einige Beschäftigte hatten es mit dem Glühwein übertrieben.

Im Laufe der Jahre wählten wir immer neue Orte für die Weihnachtsfeier. Je größer die Werkstatt wurde und je mehr Leute wir einluden, desto schwieriger wurde es, geeignete Räumlichkeiten zu finden. Einmal feierten wir in Hohen Neuendorf in einem Restaurant mit tollen Kronleuchtern. Ein anderes Mal gastierten wir bei der Bundeswehr, in der Artilleriekaserne Lehnitz. Dort hatten sie einen Riesensaal, in den wir gerade noch reinpassten. Dann mieteten wir den Kultursaal des Pharma-Werks, einem Betrieb aus DDR-Zeiten, der mittlerweile zum japanischen Konzern Takeda gehört. Der alte Name ist bei uns Älteren jedoch noch immer geläufig. Danach wurde die Suche nach einer passenden Location immer schwieriger. Mittlerweile gibt es einfach keinen Raum mehr, in den wir alle reinpassen würden – da müssten wir schon eine der Messehallen im Berliner ICC mieten. Wir sind eben einfach zu groß geworden.

*Tobias Ottlewski*

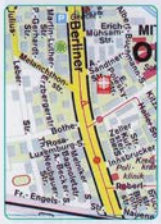
Danach etablierte sich die Tradition, dass die komplette Werkstatt als Weihnachtsfeier zur Kinderrevue in den Friedrichstadtpalast fuhr. Das war stets eine besondere Attraktion.

Nicht nur die Feier selbst, auch die Fahrten zum Ort des Geschehens gestalteten sich anders als heute. In den ersten Jahren nutzten wir für unsere Ausflüge mit den Beschäftigten hauptsächlich die öffentlichen Verkehrsmittel. Dass wir nach Berlin mit der S-Bahn fuhren, war völlig selbstverständlich. Hatten wir manchmal wenig zu tun, setzten wir uns mit unseren Beschäftigten in die S-Bahn und fuhren in die Schwimmhalle Paracelsiusbad in Reinickendorf. Auch andere Ausflüge unternahmen wir gern mit den Öffentlichen.

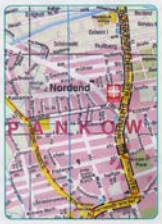
Heute ist das alles nicht mehr denkbar. Mittlerweile heißt es: »Entweder der Fahrdienst kommt und holt uns ab oder wir fahren nicht mit.« Auch sonst gestaltete sich früher vieles unkomplizierter. Im Sommer gingen wir von Germendorf aus gern spontan baden. Am Ort, wo sich heute der Tier- und Saurierpark befindet, gab es schon zu DDR-Zeiten die Kiesgruben. Bei schönem Wetter liefen wir nach dem Mittagessen von der Werkstatt Germendorf zu den Kiesgruben rüber und verbrachten dort den Nachmittag. Manchmal hatten wir vorher angesagt, dass Badesachen mitgebracht werden sollten. Einige sprangen einfach nackt ins Wasser, alles völlig problemlos. So etwas wäre heute schon allein wegen der Versicherung gar nicht mehr möglich. Dieses Spontane, dieses Einfach-Machen funktioniert so nicht mehr. Auch, weil wir als Werkstatt einfach zu groß geworden sind.

*links* Andreas Paczoch am Akkordeon

**Hauptwerkstatt und Verwaltung**
Germendorf
Verkehrsverbindungen:
S-Bahn: Linie1 Oranienburg
Buslinie:
Richtung Hennigsdorf
Haltestelle Germendorf




**Werkstatt 2**
Oranienburg
Verkehrsverbindungen:
S-Bahn: Linie1 Oranienburg
Stadtbus: Linie 820
Richtung Havelhausen
Haltestelle Krankenhaus




**Zweigwerkstatt**
**Maria Frieden**
Berlin-Niederschönhausen
Verkehrsverbindungen:
Straßenbahn: Linie 52
Bus: Linie 107
Haltestelle Nordend

**Anschriften:**

**Hauptwerkstatt und Verwaltung**

**Anschrift:** Berliner Str. 60a
16515 Oranienburg
Telefon: 0 33 01 - 5 65 14
Telefax: 0 33 01 - 58 24 09

**Anschrift:** **Werkstatt 2**
Veltener Str. 9a
16767 Germendorf
Telefon:

Bankkonto: 374 092 4810
BLZ 160 500 00
Mittelbrandenburgische Sparkasse

**Werkstatt 3**
Hildburghausener Str. 2
16515 Oranienburg
Tel./Fax: 0 33 01- 5 64 20

**Werkstatt 4**
Hildburghausener Str. 1
16515 Oranienburg

**Werkstatt-leiter/in:** Antje Sauer

**Stand:** 07/94
Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

Sie können uns auch mit einer Spende helfen.
Jeder Beitrag ist eine große Unterstützung für unsere Werkstätten.

Spendenkonto:
Mittelbrandenburgische Sparkasse
Oranienburg
Konto-Nr. 3740 924 810
BLZ 160 500 00

caritas

Träger:
Caritas Familien- und Jugendhilfe GGmbH
Tübinger Straße 5, 10715 Berlin,
Tel. (030) 8504-0
Spendenkonto: 31808/08
BLZ 100205 00
Bank für Sozialwirtschaft GmbH

# Caritas-Werkstatt für Behinderte

# St. Johannesberg

## Oranienburg und Berlin

• Anerkannte Werkstatt für Behinderte •

Träger: Caritas Familien- und Jugendhilfe GGmbH

caritas

Anfang 1992 schlossen sich die Werkstatt für Behinderte Maria Frieden in Berlin-Niederschönhausen und die Werkstatt in Oranienburg zur

**Caritas-Werkstatt**
**für Behinderte**
**St. Johannesberg**

zusammen.

Beide Werkstätten haben gemeinsam mit ihren Wohnheimen eine langjährige Tradition.

Die Werkstätten stehen allen Behinderten offen, unabhängig von Art und Schwere der Behinderung.

Alle Mitarbeiter leisten eine engagierte Arbeit, um durch eine umfassende berufliche Rehabilitation die Eingliederung behinderter Menschen in das gesellschaftliche Leben zu ermöglichen.

Wir sind verläßliche Partner der Wirtschaft, des Handels und der öffentlichen Hand.

Seit der politischen Wende in Deutschland ist die Werkstatt (WfB) neben Schule und Heim Teil der Gesamteinrichtung St. Johannesberg. Diese arbeitet kooperativ und konzeptionell aufeinander abgestimmt zusammen.

## UNSER ANGEBOT

### Auftragsarbeiten und Lohnfertigung

**Montage:** Elektromontage
Sortier- und Komplettierarbeiten
diverse Kleinmontagen

**Holz:** Nistkästen
Tierfallen
Kisten
diverse Bautischlerarbeiten

**Näherei:** Änderungsschneiderei
Näharbeiten

**Wäscherei:** Weiß- und Buntwäsche
Mangeln

**Keramik:** Zier- und Gebrauchskeramik
Beschilderungen

### Dienstleistungen

- Landschafts- und Gräberpflege
- diverse Gartenarbeiten
- Küchen- und Hauswirtschaftshilfe

### Eigenfertigung

- Holzspielzeug
- Zier- und Gebrauchskeramik
- Obst- und Gemüseanbau
- Zierpflanzenproduktion

Das Angebot wird ständig erweitert. Wir gehen auf Ihre Wünsche ein. Für die Produkte unserer Eigenfertigung haben wir einen Werkstattladen in der Berliner Str. 60a, 16515 Oranienburg eingerichtet.

**Eine Zusammenarbeit mit uns hat für Sie folgende wirtschaftliche Vorteile:**

- kostengünstige Fertigung in hoher Qualität
- unbedingte Termintreue
- nur 7% Mehrwertsteuer für Endverbraucher
- 30% Ihres Auftragswertes können auf die gesetzliche Ausgleichsabgabe angerechnet werden

**Aufträge an unsere Werkstätten bringen Ihnen Vorteile und sind Ausdruck hoher sozialer Verantwortung. Für die Behinderten ist es eine Bestätigung ihrer Arbeit.**

*oben* Werbebroschüre der Caritas-Werkstatt (1994)

# Schwimmen lernen in fremden Gewässern

*Tobias Ottlewski*

In jener Zeit des Aufbruchs, als wir Räumlichkeiten akquirierten, desolate Objekte auf Vordermann brachten und dazu mit unseren Beschäftigten Steine schleppten oder den Putz von den Wänden hauten, sollten wir zugleich Bildungspakete schnüren und organisatorische Vorgaben des Arbeitsamts erfüllen. Niemand von uns hatte zuvor gelernt, was es heißt, eine solche Werkstatt auf die Beine zu stellen und mit Leben zu füllen.

Wie ermöglicht man Menschen mit einer teilweise schweren geistigen Behinderung ohne viel Druck die Teilhabe am Arbeitsleben und in der Gesellschaft? Diese Frage stand Anfang der Neunziger, als wir uns nach der Wende alle ohnehin erst einmal gesellschaftlich neu orientieren mussten, in unserem Arbeitskontext. Eine schwierige Situation, in der wir oftmals einen ganz schönen Spagat vollführten.

Bei jeder neuen Anforderung des Arbeitsamts fragten wir uns: Was meinen die damit? Wissen die überhaupt, was wir machen? Fragen konnten wir sie nicht, zumindest konnte uns dort keiner eine Antwort geben. Die hatten all diese Vorgaben aus dem Westen übernommen, und so hieß es: »Ihr müsst ein Eingangsverfahren durchführen, einen Bildungs- und einen Arbeitsbereich schaffen!«

»In Ordnung«, gaben wir zurück, »aber was ist das eigentlich? Wie funktioniert ein solches Verfahren, was kennzeichnet diese Bereiche?«

»Ähm, tja, da müsst ihr mal nachschauen!«

*Andreas Paczoch*

Genauso war es! Wir bekamen vom Arbeitsamt etwas vorgesetzt, und keiner wusste: Was um alles in der Welt ist zum Beispiel ein »Arbeitstraining?« All das mussten wir überhaupt erst einmal verstehen.

In den ersten drei, vier Jahren lief das Ganze folgendermaßen: Kamen Beschäftigte in die Werkstatt, durchliefen sie zunächst ein Eingangsverfahren. Hier wurde geprüft, ob die Werkstatt die geeignete Einrichtung ist. Dem folgte das Arbeitstraining, aus dem wir im Laufe der Jahre den Berufsbildungsbereich entwickelten. Anschließend wechselten sie in den Arbeitsbereich, wo sie für ihre Tätigkeit Geld erhielten. Bei alldem half uns der Umstand, dass die Werkstatt mehr und mehr Aufträge bekam und wir durch sie die verschiedenen Arbeitsbereiche schufen.

Eine weitere Grundbedingung für die Existenz unserer Werkstatt bestand in unserer beruflichen Ausbildung. Alle Fachkräfte mussten eine handwerkliche Qualifikation, einen Berufsabschluss, nachweisen, um eine Gruppe führen zu dürfen. Dazu legten wir innerhalb von zwei Jahren eine sonderpädagogische Zusatzqualifikation ab. Die Werkstattleitung meldete uns zu den verschiedensten Weiterbildungen an. Einige von uns fuhren nach Gescher ins Haus Hall, andere zu Bildungsträgern in unserer Region.

Das alles lief parallel zu unserer Arbeit und stellte eine große Herausforderung für uns alle dar. Die jeweils vor Ort Verbliebenen mussten die abwesenden Kollegen und Kolleginnen vertreten. Ich, zum Beispiel, ging fast zur gleichen Zeit wie drei andere zur Weiterbildung – zunächst in Potsdam und dann noch einmal in Berlin.

*Carsten Beyer*

Meine Zeit der Vertretungen in verschiedenen Gruppen führte letzten Endes dazu, dass ich meinen Hausmeisterjob loswurde. Heute bin ich froh darüber. Es ging damit los, dass ich ständig Gruppenleitungen vertreten musste, die sich gerade auf Weiterbildung befanden. Für mich war das eine äußerst spannende Zeit, die Ereignisse überrollten mich geradezu. Ich fungierte als Springer, weil ja kaum noch Gruppenleitungen vor Ort waren. Das war kein Problem. Ich kannte die Leute ohnehin alle, und so funktionierte das Ganze relativ gut. Nach und nach fuchste ich mich überall ein und kannte die anfallenden Arbeiten. Ein Kollege sagt dazu: »Manchmal überholt einen der Alltag«, und er hat recht. Ich war überall, außer im Förderbereich. Das ist nicht meins, außerdem war meine Frau dort ja eine starke Kraft.

Eines schönen Tages im Jahr 1999 kam ich aus dem Urlaub, dachte an nichts Schlimmes, da sagte der neue Chef und Werkstattleiter Jürgen Böhnke plötzlich zu mir: »Pack mal deine Papiere zusammen, ab nächste Woche fährst du auf Lehrgang.«

Ich war perplex, stimmte aber zu. Die Weiterbildung erstreckte sich über zwei Jahre, jeden Monat ging es für eine Woche in das Johannesstift in Berlin-Weißensee zur Sonderpädagogischen Zusatzausbildung. Am Ende legte ich die Prüfung ab und ging als Gruppenleiter in unsere Außenstelle im ehemaligen Quelle-Lager, die wir von 1992 bis 2010 mit unserem damaligen Arbeitsbereich Wertstofftrennung bewirtschafteten.

Offiziell wurde ich im Jahre 2000 Gruppenleiter – als ein solcher gearbeitet hatte ich jedoch bereits lange davor, als ich eigentlich noch Hausmeister war.

*Dietlind Beyer*

Bereits zu Ostzeiten absolvierte ich eine Ausbildung zur Heilerziehungspflegerin für Schwerst- und Mehrfachbehinderte im Diakonissen-Mutterhaus Teltow. Im Förderbereich arbeiten größtenteils Heilerziehungspflegerinnen. Ansonsten bestand die Qualifikation aus einem Handwerksberuf und der Sonderpädagogischen Zusatzausbildung im jeweiligen Arbeitsbereich.

Da niemand wusste, wo es hinging, erhielt ich über die Caritas eine Sonderpädagogische Zusatzausbildung für Mitarbeiterinnen wie mich, die schon lange im Beruf tätig sind. Im thüringischen Eichsfeld verpassten sie mir jeweils eine Woche lang eine Art »Schnellbesohlung«, drei oder vier Mal war ich dort. Weil ich bereits über die erforderliche berufliche Qualifizierung verfügte, musste ich keine zwei Jahre auf die Schulbank.

Diese Zusatzausbildung war direkt auf die Arbeit mit unseren Beschäftigten zugeschnitten. Sie beinhaltete unter anderem, wie man einen größeren Arbeitsschritt in etliche kleinere gliedert. Genau das machen wir bis heute in unserer Werkstatt. Am Ende legte ich eine Prüfung ab und bekam ein Attest über den erfolgreichen Abschluss der Sonderpädagogischen Zusatzausbildung.

## Wachsen mit starken Partnern

*Tobias Ottlewski*

Weil wir mit unseren anfänglich etwa sechzig Beschäftigten zu klein waren, erteilte uns das Land immer nur eine befristete Anerkennung als Behindertenwerkstatt. So gibt es zum Beispiel eine gesetzlich festgelegte Mindestgröße einer Werkstatt von 120 Plätzen. Jedes Jahr prüfte das Landesarbeitsamt erneut, ob wir berechtigt waren, als eine solche Institution zu arbeiten.

Damit wir die Anerkennung dauerhaft bekamen, entstand der Plan, uns mit einer anderen Werkstatt zusammenzutun. Aus diesem Grund gingen wir 1992 den Verbund mit der Werkstatt Maria Frieden aus Berlin-Pankow ein. Beide hatten wir katholische Träger. Unserer war die Caritas, Maria Frieden unterstand dem SkF, dem Sozialdienst katholischer Frauen. Über mehrere Jahre liefen wir zusammen, so lange, bis jede Werkstatt ihre Eigenständigkeit erreicht hatte.

Auch finanziell waren diese ersten Jahre kein Spaziergang. Haus Hall unterstützte uns finanziell sowie materiell mit dieser oder jener Zuwendung, wie zum Beispiel einer Holzschleifmaschine. Dazu versorgten sie uns unter anderem mit einem größeren Arbeitsauftrag: das Anfertigen von Mikado-Spielen aus 1 Meter langen Buchenholzstäben. Wir mussten genau schauen, für was wir unser Budget ausgeben. Herr Hoppe zeigte sich in dieser Beziehung generell sehr zurückhaltend, um nicht das Wort geizig zu benutzen.

Über viele Jahre war die Berliner Straße 60 A das Herz unserer Werkstatt. Nach und nach kamen immer mehr Beschäftigte dazu, neue Gruppen entstanden. Es wurde immer enger im Haus. Konrad Fait, zum Beispiel, saß mit sechs Beschäftigten über mehrere Monate in einem acht Quadratmeter großen Raum und legte Folienfächer zusammen. Schließlich war klar: So geht es nicht weiter! Wir suchten händeringend nach einem neuen Standort, einem weiteren Objekt. Dieses fanden wir schließlich 1993 in Germendorf, einem Ortsteil von Oranienburg. In den folgenden Jahren wuchs die Werkstatt langsam immer weiter.

***links*** Beschäftigte des Förderbereich, mit Gruppenleiterin Dietlind Beyer und Elke Stürtz (1992)

*Andreas Paczoch*

Anfangs arbeiteten nur Leute aus dem Wohnheim St. Johannesberg in der Werkstatt. Nach und nach kamen Beschäftigte von außerhalb dazu. Die einzelnen Wohnheime aus unserem Einzugsgebiet mussten ihre Leute in Beschäftigung bringen. Wir waren verpflichtet, Behinderte aus unserem Umkreis aufzunehmen.

Jedes Mal, wenn neue Beschäftigte in die Werkstatt aufgenommen wurden, herrschte erst einmal große Platznot, mit der Folge, dass wir weitere Räume oder Gebäude anmieteten. Über die Stadt verteilt, unterhielten wir bald mehrere Standorte. 1994 wechselten viele Beschäftigte aus dem Wohnverbund Annagarten in der Oranienburger Tiergarten-Siedlung zu uns. Nach dem Krieg hatte diese Einrichtung Frauen mit Behinderung beherbergt. Träger war die Diakonie, genauer gesagt, das Mutterhaus in Elbingerode.

*Tobias Ottlewski*

Eine Tagesstruktur gab es im Johannesberg schon immer, aber spätestens mit Beginn des Werkstattbetriebs wurde uns klar: Nur mit Gartenarbeit und etwas Bastelei können wir als Werkstatt auf Dauer unserem Arbeitsauftrag nicht gerecht werden. Wir brauchen Unternehmen aus der Region, die uns Aufträge erteilen.

Ab 1992 arbeiteten wir beispielsweise mit dem Zählerwerk zusammen, in dessen Auftrag wir Kabelbäume für Stromzähler fertigten, über eine lange Zeit und in großer Stückzahl. Es begann damit, dass uns die Deutsche Zählergesellschaft ein Modell zuschickte, gekoppelt mit der Frage: »Könnt ihr das nachbauen?« Da hieß es erst einmal: Wo kriegen wir den entsprechenden Draht her? Wir mussten das gesamte Equipment einschließlich der entsprechenden Werkzeuge kaufen. Allein der erste Kabel-Abisolierautomat kostete eine Menge Geld. Immerhin: Er funktioniert noch heute. Auch in dieser Hinsicht brachte unsere Zusammenarbeit mit den Industriebetrieben einen riesigen Fortschritt. Unsere Zuarbeit für das Zählerwerk endete, als der Betrieb um das Jahr 2000 nach Polen übersiedelte.

Ein zweiter wichtiger Partner wurde, ebenfalls 1992, die Firma Orafol. Die saß, nahe des Oranienburger Bahnhofs, in der Krebsstraße, und stellte hauptsächlich Klebstoffe und Spezialfarben her. Unsere Verbindung entstand, wie so oft im Leben, über persönliche Beziehungen: Gerlinde Fielitz war die Pädagogische Leiterin im Caritas-Wohnen St. Johannesberg, und ihr Mann Hubert arbeitete bei Orafol. Er stellte uns die ersten Arbeiten vor, die wir für seinen Betrieb verrichten sollten: das Kaschieren der Folienstreifen für Musterkataloge. In der Krebsstraße oblag diese Arbeit bis dato dem Pförtner. Er schnitt die einzelnen Folienstreifen mit einer Flachschere zurecht und klebte sie anschließend von Hand zusammen. Nun kam Herr Fielitz zu uns, um uns diese Arbeit anzubieten.

Wir sagten zu, und der Pförtner war froh, dass er fortan nicht mehr kaschieren musste. Er übergab uns den Schlüssel fürs Lager mit den Restrollen. Die holten wir uns bei Bedarf mit unserer »Bunten Kuh« selbst ab. Anfangs kaschierten wir die Folienstreifen ebenfalls mit der Hand. Die Vorrichtung dafür erhielten wir von Orafol. Nach einer Weile aber kamen wir auf die Idee, uns einen Kaschierautomaten bauen zu lassen. Hier kam unser Arbeitsvorbereiter Michael Rathmann ins Spiel. Er überlegte, wer uns helfen könnte – und fand einen Betrieb im Weserland, der uns den ersten Kaschierautomaten fertigte.

*links* Innenhof der Werkstatt in Germendorf (1993)

Orafol war offensichtlich ganz zufrieden mit unserer Arbeit. Schon bald erteilte uns die Firma weitere Aufträge für die Herstellung von Farbfächern und Farbkarten. Diese erledigten wir ab 1993 in unserer Außenstelle in Germendorf. Auch Orafol wuchs und wuchs. In der Krebsstraße arbeiteten etwa vierzig Leute in der Produktion sowie die Verwaltung. 1995 zog die Firma raus in den Neubau am Heidering, in den Gewerbepark Nord. Es ist kaum zu fassen, was dort mittlerweile alles hochgezogen wurde.

Den Umzug des Werbemittellagers von der Krebsstraße in das neue Werk bewerkstelligte übrigens unsere Werkstatt. Wir demontierten die Möbel, packten die Gerätschaften der Werbeabteilung ein, trugen alles in die bereitstehenden Lkw. Zum Dank lud uns Herr Blümel, einer der leitenden Mitarbeiter, zu Ostern in den schicken neuen Bürotrakt ein. Mit zwölf Beschäftigten durften wir dort bei Kaffee und Kuchen sitzen und erhielten eine persönliche Werksführung. Darüber freuten sich unsere Beschäftigten sehr.

Bis heute resultiert aus unserer Zusammenarbeit mit Orafol der größte Arbeitsbereich der Werkstatt. Die Firma wuchs mit uns – und wir mit ihr.

Es war ein großes Glück für die Werkstatt, dass sie solch starke Partner bekam. Dadurch konnte sie die Arbeit für Menschen mit Behinderung sinnvoll gestalten. Mit dem beiderseitigen Wachsen stiegen die Einnahmen beider Unternehmen, so erwies sich das Ganze als Win-win-Situation. Heute ist die Orafol Europe GmbH einer der Weltmarktführer in der Herstellung von Klebefolien mit Niederlassungen auf allen Kontinenten.

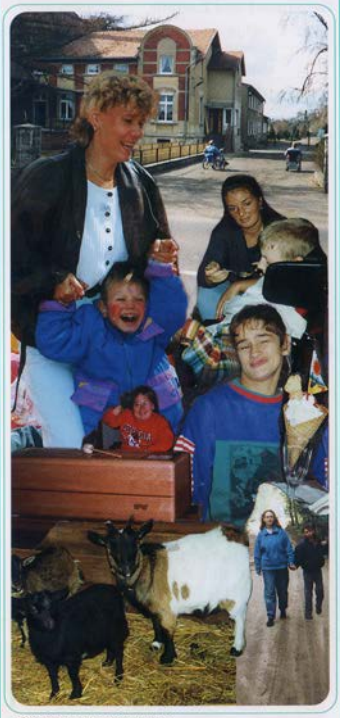
Das jeweilige Know-how für unsere Aufträge aus der Wirtschaft erarbeiteten wir uns von Beginn an selbst. Immer wieder überlegen wir, ob und wie wir das Verlangte umsetzen können. Hierbei steht zunächst die Frage im Raum: Wie gliedern wir die erforderlichen Tätigkeiten so auf, dass sie auch von Beschäftigten mit den verschiedensten persönlichen Voraussetzungen bewältigt werden können? Wir wollen ja auch, dass dieser Prozess mit möglichst vielen Leuten erledigt wird. Auch wenn es dadurch letztendlich länger dauert. Aber es funktioniert.

Das Zergliedern in einzelne Arbeitsschritte verantworten die jeweiligen Gruppenleiter und Gruppenleiterinnen. Sie wissen am besten: Wer kann was? Das Ganze lief über viele Jahre in Zusammenarbeit mit unserem Arbeitsvorbereiter Herrn Rathmann. Mitunter müssen Vorrichtungen gefertigt oder vorhandene Maschinen so umgebaut werden, dass sie zum Beispiel auch jemand mit nur einem Arm bedienen kann.

Michael Rathmann, Diplom-Ingenieur alter Schule, kam aus der Partnerwerkstatt Maria Frieden zu uns und war ein findiger Typ wie Daniel Düsentrieb, ein richtiger Tüftler. Wir sagten ihm, was wir brauchen, er baute –, und dann probierten wir das Ganze gemeinsam aus. Dabei sahen wir, was noch verändert werden muss, damit der jeweilige Beschäftigte gut mit der entsprechenden Vorrichtung oder an der jeweiligen Maschine arbeiten kann. Auch wenn es die Funktion des Arbeitsvorbereiters bei uns so nicht mehr gibt, wird das Ganze bis heute auf diese Weise umgesetzt. Wir und mit uns die Beschäftigten mussten im Laufe der Jahre immer wieder neue Fertigkeiten erlernen. Der gesamte Produktionsprozess liegt jeweils in unserer Verantwortung. Das war und ist eine große Herausforderung.

So läuft es bis heute. Da kommt kein Fachmann von außen, der uns unterweist und sagt: »Das müsst ihr so und so machen!« Die eigentlichen Fachleute sind am Ende unsere Beschäftigten.

*links* Informationstafel zum Fertigungsprofil für die Firma Orafol (1993)



Collage aus dem Wohnheim

Gewächshaus der WFB


Anschrift: Berliner Straße 91 – 93
16515 Oranienburg

Telefon: (03301) 852 - 0
Telefax: (03301) 852 - 230

Bankonto: 3740900 287
BLZ 16050000
Mittelbrandenburgische Sparkasse Potsdam

Gesamtleiter: Heinz Stehr



Stand: 05/94
Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier



Träger:
Caritas Familien- und Jugendhilfe GGmbH
Tübinger Straße 5, 10715 Berlin
Tel.: (030) 8504-0
Spendenkonto: 31808/08
BLZ: 100 205 00
Bank für Sozialwirtschaft GmbH


# St. Johannesberg

Wohnheim, Schule und Werkstatt
für Menschen mit geistiger Behinderung

Schüler beim Mittagessen

Träger: Caritas Familien- und Jugendhilfe GGmbH

Die Gesamteinrichtung St. Johannesberg hat die Aufgabe, Menschen mit geistiger Behinderung unabhängig von ihrem religiösen Bekenntnis, ihrem Geschlecht, ihrem Alter und ohne Ansehen ihrer sozialen Verhältnisse in christlicher Nächstenliebe zu helfen und ihnen Partner zu sein, damit sie ihre Rechte wahrnehmen können.

Die Einzeleinrichtungen Wohnheim, Schule und Werkstatt bilden und sind die Gesamteinrichtung. Sie arbeiten kooperativ und konzeptionell aufeinander abgestimmt zusammen und bieten so ein differenziertes Angebot stationärer Behindertenhilfe der Caritas.

Werkstattangehörige bei Gartenarbeiten

## Zur Geschichte

1899 Gründung des Johannesberg als Einrichtung zur Landerholung für Berliner Kinder durch Kauf einer Sommervilla. Betreiber ist der Orden der Dominikanerinnen.

1902 Neubau eines Kinderhauses und einer Kapelle.

1928 Teile des Hauses werden als Säuglingsdauerheim genutzt.

1939 60 Waisenkinder aus Berlin werden eingewiesen. Das Heim dient als Evakuierungslager Berliner Heime.

1946 65 ostpreußische elternlose Flüchtlingskinder werden aufgenommen; gleichzeitig beginnt die Belegung mit an Tuberkulose erkrankten Kindern.

1954 werden die ersten zehn Kinder mit geistiger Behinderung aufgenommen.

1963 Es werden alle schulbildungsfähigen Kinder per staatlicher Weisung in staatlichen Heimen untergebracht; es erfolgt eine ausschließliche Betreuung von Kindern und Jugendlichen mit geistiger Behinderung.

1986 Die Ordensschwestern übergeben aus Alters- und Nachwuchsgründen das Heim in die Trägerschaft des Caritasverbandes. Grundsätzlich wird angestrebt, daß alle einmal Aufgenommenen auf Wunsch und bei Bedarf bis an ihr Lebensende beheimatet und betreut werden.

## Gegenwart und Zukunft

**1990** erfordert der politische Wandel, veränderte wirtschaftliche, soziale und kirchenpolitische Bedingungen und neue Strukturen. Die Dreiteilung in Wohnheim, Sonderschule und Werkstatt wird beschlossen.

**1991** übernimmt die Caritas Familien- und Jugendhilfe GGmbH (CFJ) als Tochtergesellschaft des Berliner Caritasverbandes die Rechtsträgerschaft.
1992 wird der Diözesan-Caritasverband Berlin Hauptgesellschafter der CFJ.

## Planungen

**BWH** – Neubauten für 110 Kinder, Jugendliche und Erwachsene, Gruppenstärke 6 bis 8 Personen, Hauptstandort und Außenwohnheime sollen 110 bis 126 behinderten Menschen Hilfe und Betreuung bieten.
Es wird nur Ein- und Zweibettzimmer geben.

**WfB** – Am Standort Berliner Straße 91–93 soll ein Neubau mit 120 Arbeitsplätzen entstehen, die Zweigwerkstatt Maria Frieden in Berlin-Niederschönhausen bietet 60 Arbeitsplätze an.

**Sonderschule** – vorübergehend werden Containeranbauten die Raumsituation verbessern. Für einen Neubau ist ein neues Gelände von der Stadt Oranienburg gekauft worden.

*oben:* Gemeinsamer Werbeprospekt vom St. Johannesberg (Wohnheim, Schule und Werkstatt, 1994)

# Alter Computer und frische Hefekuchen

*Sabine Hagen*

Bevor ich am 1. Juli 1995 bei der Caritas-Werkstatt anfing, wusste ich nicht einmal, dass es so eine Arbeitsstätte für Menschen mit Behinderung überhaupt gibt. Dass sich das änderte, dafür sorgte das Leben.

Herr Teichmann, der Technische Leiter der Werkstatt, fuhr in Oranienburg herum, um eine Firma zu finden, die ihm Vergitterungen für die immer wieder aufgebrochenen Fenster der Gebäude in Germendorf anfertigte. Dabei stieß er irgendwann auf die Firma Fardun, einen Fahrzeug-Instandsetzungsbetrieb, bei dem meine Schwiegermutter stundenweise tätig war. Ich selbst hatte zuvor im Kaltwalzwerk gearbeitet, welches kurz nach der Wende von Krupp übernommen und dann plattgemacht wurde.

Als gelernte Werkstofftechnikerin sah ich keine Chance, eine Arbeit in meinem Beruf zu finden. Ich absolvierte also eine Umschulung zur Tagungsfachfrau zu der Zeit, als Herr Teichmann die Eisengitterstäbe für die Werkstattfenster suchte. Bei der Gelegenheit fragte ihn meine Schwiegermutter: »Gibt's in Ihrer Werkstatt vielleicht irgendeine Arbeitsstelle, die frei ist?«

Herr Teichmann nickte. »Wir suchen im Sekretariat eine Halbtagskraft, für vier Stunden.«

»In der Behindertenwerkstatt wird eine Sekretärin gesucht!«, ließ mich kurz darauf meine Schwiegermutter wissen.

Zwar war ich im Leben noch nie Sekretärin gewesen, aber frisch umgeschult – und da kann man ja sowieso alles. Wenn sich Schwiegermama schon so kümmert, musst du da wenigstens mal rausfahren, dachte ich mir. Also fuhr ich mit dem Fahrrad nach Germendorf. Dort traf ich auf die Werkstattleiterin Frau Sauer. Sie sagte mir, ich könne mich gerne bewerben.

Ein paar Wochen später erhielt ich eine Einladung zum Bewerbungsgespräch und trat zum 1. Juli 1995 meine Vierstundenstelle in der Werkstatt an. Frau Stürtz war ebenfalls vier Stunden im Büro, wir teilten uns nicht nur die Stelle, sondern auch den, nun ja: »Computer«.

Hierbei handelte es sich um ein älteres Exemplar mit einem selbst gebastelten Programm. Herr Pronewski, der im Wohnheim beschäftigt war, stand uns bei der Programmierung des Abrechnungsprogramms für die Beschäftigten hilfreich zur Seite. Besonders freute mich, dass ich dabei selbst ein bisschen mit programmieren konnte. Heute wäre das nicht mehr vorstellbar, da die gesamte Technik mittlerweile viel zu komplex geworden ist.

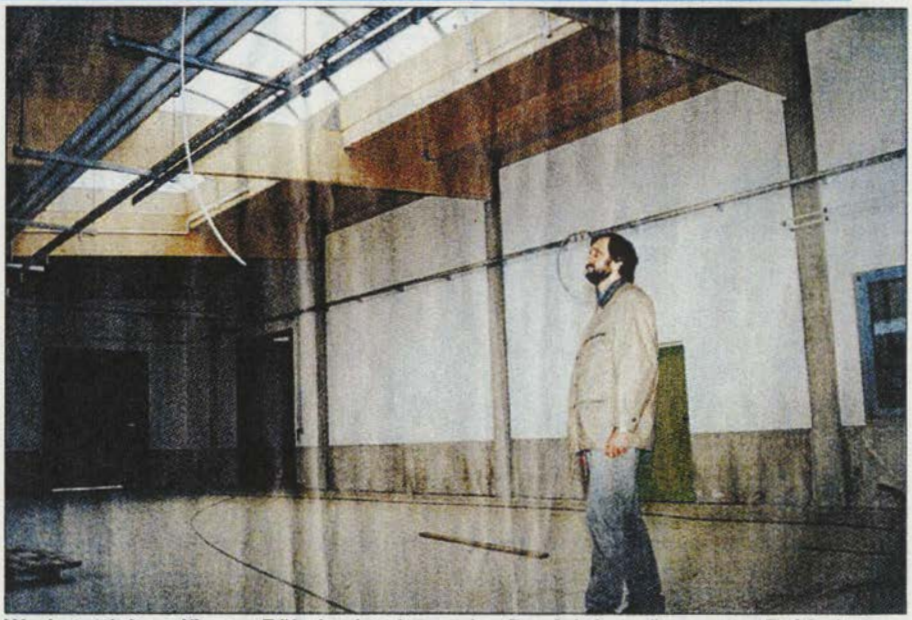
Vieles änderte sich bei uns um das Jahr 1998. Frau Sauer ging, und Herr Böhnke wurde neuer Werkstattleiter. Er kam aus dem EDV-Bereich und hatte sich das Ziel gesetzt, uns mit ordentlicher EDV-Technik auszustatten. Heute sind wir natürlich bestens ausgerüstet. Das ist auch gut so angesichts unserer mittlerweile über 420 Beschäftigten. Als ich 1995 anfing, waren es gerade einmal 56.

Nachdem wir im September 1995 mit dem Büro von Germendorf in die Berliner Straße 60 A umgezogen waren, lernte ich eine sehr heimelige Seite des Werkstattlebens kennen. Die Büroräume befanden sich in der oberen Etage, in der unteren arbeiteten die Gruppen. Schon bald merkte ich, dass fast jede Woche ein äußerst verführerischer

Neue Caritas-Behindertenwerkstatt wird im Juni übergeben

# Chance für berufliche Ausbildung

**Oranienburg (wü). Die zwei neuen Hallen der Caritas Werkstatt für Behinderte St. Johannesberg in der Berliner Straße 93 sollen im Juni übergeben werden. Bis dahin haben die Bauleute noch einiges zu tun, aber Werkstattleiter Jürgen Böhnke geht davon aus, daß der Termin gehalten wird. Mit dieser umfangreichen 8-Millionen-Mark-Investition entstehen 120 neue Arbeitsplätze, die Gesamtkapazität steigt damit von derzeit 145 auf 180 Arbeitsplätze für Behinderte.**



**Werkstattleiter Jürgen Böhnke in einem der Produktionsräume der Behindertenwerkstatt in der Oranienburger Berliner Straße, in der für 120 Rehabilitanden Ausbildungsplätze entstehen. Foto: Wüsten**

In der neuen Werkstatt, die insgesamt über eine Fläche von 3100 Quadratmetern verfügt, wird es eine Vielzahl von Tätigkeitsbereichen geben. Behinderte Jugendliche und Erwachsene, vorwiegend aus dem Altkreis Oranienburg, können hier in der Elektromontage tätig sein, u.a. werden Kabelbäume gefertigt, neu eingerichtet werden eine Metallwerkstatt, ein Bereich für Werbegrafik, eine moderne Wäscherei, außerdem gibt es die Abteilung Hauswirtschaft sowie den Garten- und Landschaftsbau. „Wer zu uns kommt, kann zuerst in einem Eignungsverfahren prüfen, ob die Tätigkeit in einer Werkstatt günstig ist. In einem Trainingskurs, der einer Lehre entspricht und bis zu zwei Jahre dauert, werden dann die notwendigen Fähigkeiten erlernt. Danach beginnt die Tätigkeit im Arbeitsbereich", erläutert Jürgen Böhnke. Den Rehabilitanden stehen 20 Gruppenleiter zur Seite, die neben der handwerklichen Ausbildung auch eine sonderpädagogische Qualifizierung absolvierten. Zum Werkstattkomplex gehören neben den Produktionsräumen auch der Verwaltungsbereich, ein Speisesaal, Sport- und. Therapieräume sowie Sanitärräume. Bei Bedarf kann in Zukunft der Bau um zwei weitere Werkstatthallen ergänzt werden, so daß hier später 240 Behinderte Ausbildungsplätze finden könnten.

*oben* Zeitungsartikel zur Eröffnung des Neubaus (1998)

Duft von unten über den Gang hoch ins Büro schwebte. Es roch ganz wunderbar nach frischem Hefekuchen.

Den buk Andreas Paczoch. War es wieder mal so weit, musste ich unbedingt runtergehen. Natürlich versuchte ich den Zeitpunkt abzupassen, wenn niemand anderes in der Küche war. In dem kleinen Räumchen stand dann das Blech, voll beladen mit dem wunderbarsten Hefekuchen, ofenfrisch und duftend. Ich schnitt mir eine kleine Ecke ab – und verschwand eilig wieder zu mir nach oben ins Büro.

Die stibitzte Ecke fehlte natürlich an dem Kuchen. Andreas wusste schon bald, wer die Diebin war. Als ich 1998 mit dem Büro in die große neue Hauptwerkstatt umzog, war die Zeit des leckeren Kuchendufts und der Nascherei leider vorbei.

*Andreas Paczoch*

Natürlich wusste ich Bescheid, und ich gönnte Sabine ihr Stück Kuchen von Herzen. Das Ganze kam daher, dass bei mir freitags berufsbegleitende Maßnahmen auf dem Plan standen, sprich: Hauswirtschaft. Dazu gehörte unter anderem das Kuchenbacken. Unsere Beschäftigten waren begeistert dabei. Manchmal servierten wir Bienenstich, ein anderes Mal Streuselkuchen. Auch Apfel- oder Pflaumenkuchen waren dabei, wenn ich die Früchte aus meinem Garten mitgebracht hatte.

Auch ich zog schließlich in die neue Werkstatt um und arbeitete dort im Berufsbildungsbereich. Auch hier konnte ich ab und an einen Kuchen backen, aber sehr weit weg von Sabine. Ich vergaß sie jedoch nicht und brachte ihr gelegentlich ein Stück vorbei.

*links* Symbolische Schlüsselübergabe für die Hauptwerkstatt an Werkstattleiter Jürgen Böhnke (1998)

*rechts* Verwaltungsleiterin Christel Ohlhoff im Büro am Werkstattstandort in Germendorf

# Der Anfang schweißte uns zusammen

*Carsten Beyer*

Dreißig Jahre Caritas-Werkstatt sind eine lange Zeit. Was mich manchmal traurig macht, ist der Gedanke, wie viele Beschäftigte im Laufe dieser dreißig Jahre bereits verstorben sind. Auch einige unserer langjährigen Kolleginnen und Kollegen leben nicht mehr, zum Beispiel Martina Görke aus unserer Gründungsmannschaft.

Gucke ich mir alte Bilder an, fallen mir viele Leute wieder ein, wie Mirko Schaarschmidt, Ronald Zielinski, Martin Rathenow und etliche andere. So ist eben das Leben: Arbeitet man so lange in ein und demselben Betrieb, wird man eben hin und wieder auch mit dem Tod konfrontiert.

Wir von der Besetzung aus den Gründungsjahren verstehen uns alle noch immer gut. Nur sehen wir uns jetzt längst nicht mehr so oft wie früher. Der eine ist draußen am Heidering, die andere am Aderluch, wieder andere in der Hauptwerkstatt oder mittlerweile in Rente, wie zum Beispiel unsere Elke.

*Elke Stürtz*

Die ersten Jahre in unserer Werkstatt waren wirklich sehr spannend. Nichts war selbstverständlich, vieles mussten wir uns erst erarbeiten, und jeder Tag hielt neue Herausforderungen bereit. Auch wenn die Arbeitsbedingungen jener Zeit heute geradezu steinzeitlich anmuten, denke ich gern an sie zurück. Diese Anfangsjahre schweißten uns zusammen.

Der alte Stamm ist bis heute dabei, und wir halten die Verbindung zueinander. Obwohl in all den Jahren viele neue Kolleginnen und Kollegen dazukamen, sprengte das nie unseren Kreis. Die Gründungsmannschaft der Werkstatt war allen wie eine zweite Familie. Wir sind uns nicht »aus den Augen, aus dem Sinn«, sondern treffen uns weiterhin, telefonieren und bleiben in Kontakt. Obwohl ich bereits Rentnerin bin, fühle ich mich der Werkstatt noch immer verbunden.

*links* Gruppenfoto mit Martina Görke (ganz rechts)

*rechts* Komfortstandard Anfang der 1990er Jahre: Die Baracke in der Hilburghausener Straße

Zwischenruf

# *Andrea Zemlin*

Mir gefällt es sehr gut hier, denn die Werkstatt nimmt auf meine persönlichen Bedürfnisse Rücksicht. Das ist wie Familie, ein richtiger Zusammenhalt. Man macht sich hier Gedanken über andere – und das heißt doch, interessiert zu sein an den Menschen, die hier arbeiten!

So ist die Werkstatt für mich nicht nur Arbeit, sondern auch ein Stück Zuhause. Sehr wichtig finde ich die Tagesstruktur, die Freundschaften und dass ich die Möglichkeit habe, Beratung zu bekommen, wenn ich sie benötige.

caritas
caritas
Caritas-Werkstatt
St. Johannesberg

Kapitel Zwei

# Drei Generationen in einem Betrieb

*links* Jürgen, Marcel und Ole Teichmann

*oben* Der Arbeitsbereich Wertstofftrennung auf dem Regionallager der Fa. Quelle-Versand (1994)

## Steiniger Beginn

*Jürgen Teichmann*

Ich muss vorwegschicken, dass meine Erinnerungen an die zweijährige Zeit in der Werkstatt ein wenig zwiespältig sind. Werkstattleiter Wolfgang Hoppe drängte mich 1993 geradezu, hier anzufangen. Kurz zuvor hatte ich eine gute Arbeitsstelle gefunden. Ich fühlte mich sehr wohl bei Raab Karcher, und die Arbeit im Baustoffhandel lag mir, doch Herr Hoppe ließ nicht locker. Vier, fünf Mal kam er zu mir nach Hause und bat mich händeringend, ich solle in die Werkstatt wechseln und dort die Funktion des Technischen Leiters übernehmen.

»Ich habe doch gar nicht die nötige Ausbildung«, entgegnete ich. »Mir fehlt der gesamte Hintergrund!«

»Doch, Sie sind genau der richtige Mann«, beharrte er. »Sie müssen einfach zu uns kommen! Sie als alter Oranienburger sind bei uns genau richtig. Wir brauchen dringend Arbeitsaufträge für die Werkstatt, und Sie kennen alle hiesigen Firmen.«

Ich ließ mich schließlich breitschlagen, zum 1. August 1993 in der Werkstatt für Behinderte anzufangen. Zum 31. Juli kündigte ich bei Raab Karcher, damit ich meine neue Arbeit pünktlich aufnehmen konnte. Als ich vor Ort meinen Arbeitsvertrag unterschreiben wollte, war Wolfgang Hoppe allerdings nicht zugegen.

»Das geht so aber nicht!«, erklärten mir die anwesenden Herren von der Caritas-Leitung aus Berlin. »Sie können erst vierzehn Tage später anfangen, weil Herr Hoppe noch im Urlaub ist.«

Dass mit dem Leiter alles abgesprochen sei, ließen sie nicht gelten. So also startete meine Tätigkeit bei der Caritas-Werkstatt mit vierzehn Tagen Arbeitslosigkeit. Dieser Beginn verhieß nichts Gutes, was mein Verhältnis zur übergeordneten Leitung betraf. Außer Wolfgang Hoppe schienen alle anderen von Beginn an der Meinung zu sein, ich sei so gar nicht geeignet für diese Tätigkeit.

Das sollte so bleiben, obwohl ich, wie ich denke, gute Arbeit leistete. Als Technischer Leiter war ich verantwortlich für den gesamten Beschäftigungsbereich. Nachdem ich mir meine Stellenbeschreibung durchgelesen hatte, fragte ich mich: Was bleibt da eigentlich noch übrig? Laut jenem Papier war ich quasi für sämtliche Belange der Werkstatt verantwortlich. Vor Ort unterstanden mir alle, bis auf Werkstattleiter Hoppe.

In meiner Zeit bauten wir unter anderem ein gut funktionierendes System des Gesundheits-, Arbeits- und Brandschutzes sowie der medizinischen Betreuung unserer Beschäftigten auf. Ich kümmerte mich um die bestehenden Aufträge und bemühte mich darum, neue an Land zu ziehen. Nebenher organisierte ich auch die Finanzierung unseres Firmentransporters. Die dazu nötigen Verhandlungen mit vielen Dutzend Sponsoring-Firmen führte größtenteils ich. Das Ganze bedurfte einer Menge Überzeugungsarbeit. Am Ende wurde das Auto quasi durch die vielen Werbeaufkleber der beteiligten Firmen, die auf ihm angebracht waren, finanziert.

Zudem kauften wir für die Werkstatt einen gebrauchten Opel Omega. Der war eigentlich für meinen Arbeitsbereich gedacht, aber ich musste es stets beantragen, wenn ich mit ihm irgendwohin fahren wollte. Um diesem zusätzlichen Verwaltungsaufwand aus dem Weg zu gehen, nahm ich lieber meinen Privatwagen – sowohl für Dienstfahrten nach

Berlin oder anderswohin als auch für Personen- und Materialtransporte. Als ich nach meiner Kündigung einige der für die Werkstatt zurückgelegten Strecken in meiner Steuererklärung geltend machen wollte, genehmigte man mir nicht einen Kilometer. Viele meiner Dienstgespräche führte ich nach Feierabend von meinem privaten Telefon aus, lange Zeit schrieb ich im Büro auf meiner privaten Schreibmaschine. In unserem Germendorfer Standort, wo sich auch mein Büro befand, bezahlte ich die Verlegung der Fliesen im Speiseraum aus eigener Tasche und spendete der Werkstatt 1994 weitere 500 D-Mark. All das war am Ende vergessen.

Unser Germendorfer Standort lag ziemlich abgelegen. Während meiner Zeit wurde dort bestimmt fünfmal eingebrochen. Mir oblag die Abwicklung der daraus entstandenen Formalitäten, und natürlich kümmerte ich mich auch um die Beseitigung der Schäden.

Einmal richteten die Einbrecher jede Menge Unordnung an, außerdem nahmen sie den Computer mit, sodass unsere gesamten Daten weg waren. Wir setzten uns zusammen und beratschlagten: Was können wir tun, damit das aufhört? Da Frau Stürtz eine Heimstatt für obdachlose Tiere betreute, überlegten wir, in der Nacht einen ihrer Hunde in der Werkstatt unterzubringen. Er war scharf abgerichtet und würde einen guten Wachhund abgeben, dachten wir. Zuvor machten wir uns schlau, welche Bedingungen galten, doch die Polizei sagte: »Das dürfen Sie auf gar keinen Fall, das widerspricht den gesetzlichen Vorschriften!«

In der Folgezeit fuhr die Polizei immer mal Streife dort hinten, aber das nützte auch nicht viel, die Einbrüche gingen weiter. Schließlich ließ ich von Hartmund Fardun, der in der Paul-Gerhardt-Straße eine Schlosserei betrieb, Gitter vor den Fenstern anbringen. Als ich schon nicht mehr in der Werkstatt arbeitete, gab es mindestens noch einen weiteren Einbruch. Da fuhren sie mit einem Lastkraftwagen direkt ins Haus rein. Katastrophal, was dabei zerstört und geklaut wurde!

Draußen in Germendorf arbeiteten wir unter anderem für Orafol. Den anfänglich bestehenden Auftrag zur Kaschierung von Folienstreifen konnten wir erweitern und zudem erlösreicher gestalten. Orafol hatte sehr viel Pappe und andere Abfälle auf dem Firmengelände herumzustehen. Diese zu entsorgen, ergab einen weiteren Auftrag, und der hatte einen beträchtlichen Umfang. Acht Leute waren damit beschäftigt, Altpapier

und Pappe zu verpacken und in Containern zum Abtransport bereitzustellen. Das Ganze war ein täglicher Arbeitseinsatz.

Auch die Farbfächerherstellung wurde immer umfangreicher. Unsere Zusammenarbeit mit der Firma weitete sich stetig aus. Die Rahmenbedingungen verhandelte ich mit den zuständigen Leuten von Orafol. Sie drückten natürlich den Preis, aber ich muss sagen, dass sie sich sehr kulant zeigten. Ihnen war natürlich bewusst, dass sie durch die Auftragsvergabe an die Caritas etwas Gutes tun. Wobei gesetzlich geregelt ist, dass Firmen ab einer bestimmten Größe auch Behinderte einstellen müssen. Ich für meinen Teil kann sagen: Wir kamen mit Orafol sehr gut aus, auch finanziell.

In meiner Zeit als Technischer Leiter der Werkstatt konnten wir alle bestehenden Aufträge halten und etliche von ihnen erweitern. Ich bin stolz darauf – längst nicht jedes Unternehmen konnte und kann das von sich behaupten. Dazu kamen Aufträge von neu gewonnenen Partnern wie zum Beispiel LEW aus Hennigsdorf oder das Versandhaus Quelle. Gegen letztere Zusammenarbeit gab es anfangs großen Widerstand seitens der Werkstattmitarbeiter und -mitarbeiterinnen. Nicht lange, da gehörten die zehn daraus resultierenden Arbeitsplätze zu den begehrtesten unter den Beschäftigten.

*rechts* Der Arbeitsbereich Wertstofftrennung auf dem Regionallager der Fa. Quelle-Versand, später übernommen von DHL

Außerdem planten wir bereits die neue Hauptwerkstatt auf dem Gelände des St. Johannesbergs, die 1998 ihre feierliche Eröffnung erleben sollte. Das Gebäude war für 120 Beschäftigte konzipiert. Auch eine baldige Erweiterung für weitere 120 Leute war angedacht, unsere Standorte platzten längst aus allen Nähten. Ich fertigte die ersten Entwürfe für die Ausstattung der mir vorgegebenen Bereiche, erstellte die Unterlagen, holte Angebote für die Ausstattung der Räume ein und dergleichen mehr.

Insgesamt war es kein leichtes Arbeiten in der Werkstatt. Es machte mir trotzdem großen Spaß, und ich kam mit den Leuten vor Ort wirklich gut klar. Allerdings hätte ich mich über ein wenig Unterstützung seitens der Leitung gefreut. Leider war genau das Gegenteil der Fall. Das Ganze hatte wohl auch organisatorische Gründe. Wir waren, zumindest innerhalb der Caritas, eine der ersten Werkstätten für behinderte Menschen auf dem Gebiet der ehemaligen DDR. Womöglich sagten sich die Leiter aus Westberlin: »Denen aus dem Osten müssen wir tüchtig helfen und ihnen zeigen, wie es geht.«

In der Praxis sah das dann so aus: Brauchte ich für irgendeinen Auftrag einen Schraubenzieher, einen Spachtel oder eine Plastedose, musste ich jeden dieser Posten beantragen. Es dauerte dann entsprechend lange, ehe die Anschaffung genehmigt wurde – ein wirklich katastrophaler Zustand. Außerdem erlebte ich immer wieder Sticheleien seitens der Leitung. Oftmals wurde ich über wichtige Dinge nicht informiert und kassierte im Gegenzug Schelte für angebliche Versäumnisse meinerseits. Obendrein bedachte man mich mit zwei Abmahnungen. Diese fast durchgängige Missachtung setzte sich über zwei Jahre fort. Auch Werkstattleiter Wolfgang Hoppe hatte es schwer. Er kündigte schließlich – erinnere ich mich richtig – bereits nach meinem ersten Jahr. Immer wieder sagte er zu mir: »Mensch, hören Se uff hier! Kündigen Se ooch, das hat doch keenen Zweck!«

Als Herr Hoppe ging, war ich eine Weile der Oberste vor Ort. Zumindest so lange, bis Antje Sauer 1994 als neue Leiterin kam. Sie hatte gerade ihre Ausbildung abgeschlossen. Die Leitung der Werkstatt war ihr erster Job. Mir gegenüber nahm sie eben jene Position ein, die sie bei der Leitung vorfand.

Schließlich konnte ich nicht mehr und entschied: Es reicht, ich kündige. Meine Kündigungsfrist lief bis zum 30. September 1995, doch man sagte mir, ich solle schon früher aufhören. Dafür sicherten mir die Herren aus Berlin eine positive Beurteilung meiner

Tätigkeit zu. Auf ihren Wunsch hörte ich einen Monat früher auf, die Erfüllung ihres Versprechens blieben sie mir jedoch schuldig. Weil ich selbst gekündigt hatte, erhielt ich vorerst kein Arbeitslosengeld. Ich verfasste eine Einschätzung meiner Situation, gerichtet an die Caritas in Oranienburg und Berlin sowie ans Arbeitsamt. Danach erhielt ich anstandslos Arbeitslosengeld und fand schnell eine neue Tätigkeit. Soweit die offizielle Seite meines hiesigen Angestelltenverhältnisses.

Ich möchte die hier geschilderten Spannungen jedoch nicht zu sehr in den Vordergrund gestellt wissen. Vielmehr soll all das Positive erhalten bleiben. Das nämlich nimmt in meiner Gesamtrückschau auf die Zeit in der Werkstatt einen gewichtigen Platz ein. Es waren nur ein paar wenige Leute, mit denen ich diese Spannungen hatte. Ansonsten kam ich mit allen sehr gut aus, mit den hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern genauso wie mit den Beschäftigten. Zu ihnen allen hatte und habe ich bis heute eine sehr positive Einstellung. Ich bin sicher, dass auch ich den Angestellten in guter Erinnerung geblieben bin. Noch heute, 25 Jahre später, erkennen mich viele und grüßen.

Auch die Arbeit für die Werkstattbeschäftigten und mit ihnen lag mir sehr am Herzen. Sie entspricht meinem Naturell und bereitete mir viel Freude. Generell macht mir das Zusammensein mit ihnen oft mehr Spaß als mit sogenannten Normalen, weil sie nicht so berechnend sind. Der eine oder andere rastet auch mal aus, aber ansonsten macht es einfach Freude, weil diese Menschen viel ehrlicher und offener sind.

Unter günstigeren Bedingungen hätte ich meine Tätigkeit hier gerne weitergeführt. Was die Arbeit und meine Kollegen und Kolleginnen betrifft, muss ich sagen: Ich wäre liebend gern geblieben! Bis heute halte ich Kontakt zur Caritas-Werkstatt, nicht nur, weil mein Sohn hier arbeitet. Gibt es einen Tag der offenen Tür oder etwas anderes in der Art, bin ich mit Freude dabei – und von den Leuten gern gesehen.

Alles Negative zwischen der Werkstatt und mir ist Geschichte.

## Vom Zivildienstleistenden zum Produktionsleiter

*Marcel Teichmann*

Dass ich jetzt hier arbeite, empfinde ich als großes Glück. Außerdem hat es eine Menge mit Fügung zu tun, also beginnen wir am Anfang: Ich habe zwei ältere Brüder und kam irgendwann in die Verlegenheit, mich entscheiden zu müssen, Zivildienst oder Wehrdienst zu leisten. Den Dienst an der Waffe schloss ich für mich von vornherein aus, denn wir waren daheim christlich erzogen worden. Mein Vater war zu DDR-Zeiten Totalverweigerer: Er war nicht bereit gewesen, zu den Bausoldaten zu gehen, und hatte für seine Überzeugung als politischer Häftling im Gefängnis gesessen.

Ich entschied mich für den Zivildienst. So verweigerte ich mich also zumindest dem Kriegsdienst, der damals tatsächlich noch so hieß – als würde man jederzeit in den Krieg ziehen.

Ich füllte den entsprechenden Antrag aus, der genehmigt wurde, und musste mir anschließend als anerkannter Kriegsdienstverweigerer eigenverantwortlich eine Zivildienststelle suchen. Da ich ein bisschen träge bin, schaute ich mich in Oranienburg um. Hier wohnte ich und hatte somit keinen langen Anfahrtsweg. Ich bewarb mich bei der Caritas, bekam eine Zusage von Caritas-Wohnen und sollte dort im Februar 1999 meinen Dienst antreten. Kurz bevor es dazu kam, wurde ich jedoch auf die Werkstatt aufmerksam – und obendrein aus deren Reihen angesprochen: »Komm doch zu uns!«, hieß es. »In der Werkstatt hast du keinen Schichtdienst, und nebenher trainierst du unsere Fußballmannschaft. Was meinst du?«

Das klang verlockend, zumal das Fußballspielen eine meiner großen Leidenschaften ist. Wir diskutierten auch im Familienkreis. »Du weißt, wie es mir erging«, ließ mich mein Vater wissen, »aber am Ende entscheidest du selbst, ob du das machen möchtest oder nicht. Ich werde dir keine Steine in den Weg legen.«

Im Februar 1999 fing ich also bei der Caritas an. Während meiner Zeit dort wurde der Zivildienst von 13 auf zwölf Monate verkürzt. Ich hätte also ohne jedweden Antrag nach einem Jahr gehen können, machte aber die 13 Monate voll. Ich begann im Förder- und

*rechts* Die Mannschaft der Caritas-Werkstatt (Fußball-Landesmeister 2018), mit Meistertrainer Hannes Falke (ganz links)

Beschäftigungsbereich bei Frau Beyer. Sie war quasi meine Gruppenleiterin. Meine Arbeitsstelle befand sich in der ehemaligen Motorradwerkstatt in der Berliner Straße 60 A im Neubaugebiet.

Neben meiner Arbeit, die mir großen Spaß machte, begleitete ich wöchentlich die Trainingseinheiten der Werkstattfußballmannschaft. Dieser Einsatz sorgte dafür, dass ich auch nach dem Ende meines Zivildienstes den Kontakt zur Werkstatt hielt. Ich ging zunächst zurück in meinen Ausbildungsbetrieb, der mich vor dem Zivildienst fest eingestellt hatte, arbeitete also wieder bei Volkswagen. Einmal die Woche machte ich früher Schluss, fuhr nach Oranienburg in die Halle und spielte mit den Jungs der Werkstattmannschaft Fußball. Somit blieben wir weiterhin in Kontakt.

Als sich 2007 in der Werkstatt eine Stelle auftat, bewarb ich mich sofort. Ich hatte vor Ort offenbar einen ganz guten Eindruck hinterlassen. Zum 1. August 2007 fing ich als Betreuer im Gruppendienst an. Mir unterstand noch keine eigene Gruppe, sondern ich unterstützte den Gruppenleiter bei seiner täglichen Arbeit mit den Beschäftigten. Die Arbeit erwies sich als sehr betreuungsintensiv und herausfordernd. Es ging um die Zerlegung von Lichtmaschinen und Startern. Auftraggeber war die Firma Friesen aus Oranienburg. Mein Arbeitsportfolio wuchs immer weiter.

Bald zerlegten wir die Bauteile nicht mehr nur in der Hauptwerkstatt, sondern gingen mit einigen Beschäftigten direkt in die Firma. Bei Friesen im Gewerbegebiet erledigten wir fortan Sortier-, Lager- und Vorkommissionierarbeiten. Ich betreute die Gruppe vor Ort. Irgendwann aber platzte unser Bereich in der Hauptwerkstatt aus allen Nähten. Auch deshalb suchten wir die räumliche Nähe zur Firma Friesen. Am Heidering bauten wir schließlich einen neuen Standort auf. Diesen zu errichten und mitzugestalten, war ein Stück weit meine Aufgabe. Ich erfüllte sie gemeinsam mit André Kerkow.

Als der Standort fertig war, wurde ich am Heidering Gruppenleiter in der Demontage. Dazu fungierte ich so ein bisschen als »Kopf« der anderen beiden Gruppenleiter, die ebenfalls die Zerlegungsarbeiten mitmachten. 2009 wurde ich vor Ort Arbeitsvorbereiter.

Zusammen mit Herrn Kerkow, dem Produktionsleiter am Heidering, kümmerte ich mich um die Auftragsakquise. Ich erledigte alles, was Lieferbedingungen, Preisvereinbarungen

# Leerstand beendet

## Nach acht Jahren zieht in den früheren Aldi-Markt wieder Leben ein / Caritas erweitert Werkstätten

Von Klaus D. Grote

**Oranienburg (OGA) Der frühere Aldi-Markt am Aderluch wird rot. Mit dem Einzug der Caritas-Werkstatt St. Johannesberg kommt frische, leuchtende Farbe. Ab März sollen die neuen Räume dann auch genutzt werden.**

Schon lange standen die Ladenlokale leer. Seit dieser Woche werkeln Handwerker im früheren Aldi-Markt und in zwei anderen Geschäften. Die freien 995 Quadratmeter nutzt künftig die Werkstatt für Bohrerrohlinge. Auch die Werbeagentur der Caritas, Faktor C, zieht an die neue Adresse. Außerdem entstehen eine Kantine und Sozialräume. Der Umzug ist für März geplant, sagt Christoph Lau, Leiter der Caritas-Werkstatt.

In den Hallen in der Berliner Straße gibt es damit mehr Platz. Die Werkstatt für Holzbau, in der unter anderem Beuten für Imker hergestellt werden, bekommt dann doppelt so viel Fläche wie bisher. Auch die Abteilung Gartenbau kann sich vergrößern. Für weitere Bereiche entsteht mehr Raum, der benötigt wird. Außerdem werden die Montagebereiche von den Maschinen räumlich getrennt. Das macht die Arbeitsplätze leiser.

Lau plant zudem, den Ausbildungsbereich umzubauen, um die Azubis besser qualifizieren zu können. Derzeit arbeiten 50 Auszubildende in der Caritas-Werkstatt. Insgesamt 420 Beschäftigte sollen künftig an beiden Caritas-Standorten arbeiten.

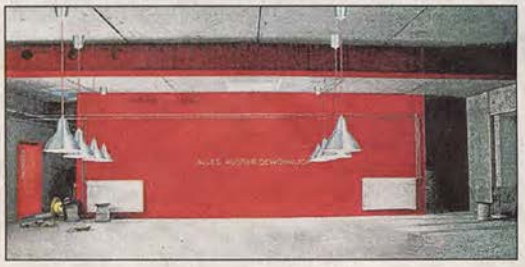
Die Produktion von Bohrrohlingen boomt und macht Erweiterung und Umzug erforderlich. 3,5 Millionen Rohlinge werden derzeit monatlich für die in Berlin ansässige Firma Gühring produziert. Der Auftraggeber braucht künftig vier Millionen Stück pro Monat. Diese Menge ist am jetzigen Standort nicht mehr zu schaffen. Am neuen Standort steht zudem eine Anlieferungsrampe zur Verfügung.

Die Zahl der Mitarbeiter in der Bohrervorfertigung soll von 24 auf 36 steigen. Der Umbau der seit acht Jahren leer stehenden Geschäftsräume, in dem sich neben Aldi früher Schlecker und ein Blumenladen befanden, erfolgt im Wesentlichen in Eigenregie. Werkstattmitarbeiter ziehen neue Wände und Türen ein, und montieren die Technik. Zum neuen Standort gehört auch eine eigene Kantine. Rund 400 000 Euro werden in den Umbau investiert.

Leuchtendes Rot prägt künftig die inneren und äußeren Bereiche der Werkstatt am Aderluch. Die Außenansicht gibt es bislang nur in der Simulation der Grafikdesigner. Der Ausbau der Kapazität kommt pünktlich zum Jubiläum. Die Caritas-Werkstatt St. Johannesberg wird 25 Jahre alt. Das soll Ende Mai gefeiert werden, kündigt Christoph Lau.

In Rot: Der Eingangsbereich zur Werkstatt der Caritas wird neu gestalltet. Früher erreichten an dieser Stelle die Kunden den Aldi-Markt am Aderluch. Die Ladenflächen standen seit mehr als acht Jahren leer.

Animationen (2): Caritas-Werkstatt St. Johannesberg



Blick hinein: So soll die Kantine der neuen Werkstatt aussehen.

*oben* Lokalpresse zur bevorstehenden Einweihung der Zweigwerkstatt am Aderluch (2016)

und Angebotserstellung des gesamten Standorts betraf. Die Personalverantwortung oblag Herrn Kerkow, das heißt: Urlaubsabstimmung, Jahresgespräche führen und dergleichen verantwortete er.

Auch der Heidering wurde schließlich zu klein, sodass wir etwa vor fünf Jahren befanden: Wir brauchen einen dritten Standort! Wir zogen ans Aderluch, quasi gegenüber der ehemaligen Staatsreserve gelegen. Seither bin ich dort Produktionsleiter. Ich baute den Standort mit auf, begleitete die Bauphase. Heute verantworte ich nicht mehr nur Preisgestaltung, Angebotserstellung und Auftragsakquise, sondern nun auch sämtliche Personalangelegenheiten.

Aber nochmal einen Schritt zurück: Als ich am 1. August 2007 in der Hauptwerkstatt eingestellt wurde, war meine Stelle so ausgerichtet, dass ich zu drei Vierteln als zusätzliche Betreuung im Gruppendienst tätig war. In der restlichen Zeit fungierte ich als Trainer unserer Fußballmannschaft. Wir waren durchaus erfolgreich. Aus der Landesklasse des Behindertensportbunds stiegen wir gleich im ersten Jahr in die Landesliga auf. Wie dereinst dem 1. FC Kaiserslautern unter Otto Rehhagel gelang uns der Durchmarsch. Im ersten Jahr in der neuen Liga wurden wir Meister – ungeschlagen, mit einem

*links* Die Zweigwerkstatt am Aderluch 54

fantastischen Torverhältnis. Ich glaube, wir hatten am Ende 98:7 Tore. Im Jahr darauf wurden wir erneut Meister, und ich geriet offenbar in den Fokus des Behindertensports.

Drei Jahre lang trainierte und begleitete ich nebenher die Brandenburger Landesauswahl des Behindertensportbundes. Einmal im Jahr trafen wir uns mit den Mannschaften der anderen Bundesländer in Duisburg zur Landesmeisterschaft aller deutschen Werkstätten. Im Vorfeld gab es verschiedene Trainingseinheiten und übers Jahr Leistungsvergleiche mit anderen Bundesländern. Einmal im Jahr fuhren wir für eine knappe Woche in die Duisburger Sportschule, um auf Großfeld den Deutschen Meister zu ermitteln. Wir wurden Fünfter oder Sechster, es war eine tolle Erfahrung – für die Jungs und für mich.

Ich spiele seit vielen Jahren selbst Fußball. Als wir in der Sportschule Duisburg-Wedau ankamen, war auch ich mächtig beeindruckt. Die haben dort fünfzehn, sechzehn Fußballplätze. Alle werden täglich gemäht, da lugt kein Kleeblatt zwischen den Halmen hervor, ein perfekter Fußballrasen.

Als ich mit den Jungs zum ersten Mal vor Ort war, liefen die zunächst immer nur an der Linie entlang. »Nun geht bitte endlich auf den Rasen!«, forderte ich sie auf.

»Nein, da machen wir den ja kaputt!«, gaben sie zurück.

»Dafür ist er da, geht bitte rauf!« Am liebsten hätten sie den Platz nur mit Socken betreten, bloß nicht mit Fußballschuhen, so beeindruckend sah es dort aus.

In der Landesauswahl hatte ich drei oder vier Spieler aus meiner Werkstattmannschaft. Mehrmals im Jahr holte der Nationaltrainer des Behindertensportbundes seine Mannschaft zusammen. Auch aus unseren Reihen kamen zwei Nationalspieler. Als sie aus dem Trainingslager zurückkamen, hatten sie eine Menge zu erzählen. Schaute dann zur nächsten Landesmeisterschaft in Duisburg der Bundestrainer vorbei, waren auch alle anderen völlig aufgeregt und fieberten: Vielleicht werde ich heute gesichtet, mal gucken!

Als ich Produktionsleiter wurde, bekam ich Arbeit, Familie und Fußball bald nicht mehr unter einen Hut. Waren wir in der Landesklasse unterwegs oder traf ich mich mit der Landesmannschaft des Behindertensportbundes, war immer ein ganzer Samstag weg.

Einmal im Monat ging es zu Turnieren nach Cottbus, Frankfurt/Oder, Senftenberg – überall in Brandenburg. Das war eine tolle Zeit und eine tolle Truppe, es machte großen Spaß. Dennoch ging es irgendwann einfach nicht mehr.

Als Erstes legte ich mein Traineramt für die Landesauswahl nieder. Mittlerweile weiß ich unsere Werkstattmannschaft in guten Händen. Sie spielt noch immer in der Landesliga und ist dort weiterhin sehr erfolgreich. Seit drei, vier Jahren wird sie von Hannes Falke trainiert – einem ehemaligen Beschäftigten unserer Werkstatt, der den Fußball tief im Herzen trägt. Jetzt, im Ruhestand, arbeitet er als Trainer ehrenamtlich weiter. Fußballerisch ist Hannes wirklich ein echter Vertreter der alten Schule. Manchmal staune ich, dass bei ihm keine Medizinbälle auf dem Fußballplatz liegen. Begrüßt wird sich natürlich mit dem guten, alten »Sport frei!«

Bietet sich Gelegenheit, helfe ich auch mal als Trainer aus, wenn Hannes nicht kann. Ich glaube, bei der Mannschaft bin ich immer noch ganz gern gesehen.

2007 fing ich in der Werkstatt an, und die Begeisterung von einst ging mir bis heute nicht verloren. Am Ende ist das Ganze immer eine Mischkalkulation. Es gibt Tage, an denen weiß ich: Heute ist ein Tag zum Wegwerfen. Aber dafür gibt es dann immer mindestens neun andere, an denen ich sage: Zum Glück arbeite ich hier und nirgendwo anders!

Die Arbeit mit den Beschäftigten macht mir großen Spaß, zu neunzig Prozent auch jene mit den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen. Ich habe einen kurzen Arbeitsweg, sodass ich oft lieber mit dem Fahrrad fahre, um ein Stück Abstand zum Arbeitsplatz zu haben. Mit dem Auto brauche ich acht, mit dem Rad dreißig Minuten, und das bei frischer Luft. Wie viele Leute müssen nach Berlin pendeln und sind Stunden unterwegs, das habe ich alles nicht.

Immer wieder merke ich, dass das hier keine gewöhnliche Arbeit ist. Eine Trennung zwischen privat und Arbeit fällt schwer. Damals bei VW konnte ich das. Hier bei der Caritas bezieht die Arbeit immer auch einen Großteil des Privatlebens mit ein, was ich jedoch nie als Belastung empfunden habe.

Natürlich tausche ich mich mit meinem Vater aus. Ich glaube, es war eine sehr komplizierte Zeit, als er in der Werkstatt anfing. Die Leute, die in den Anfangsjahren gemeinsam hier alles aufgebaut haben, waren eine eingeschworene Truppe. Viele kannten sich seit ihrer Jugend aus der Katholischen Kirchengemeinde, etliche wohnten zusammen auf dem Campus, der eine war mit dem, der andere mit jener verwandt, jeder kannte jeden. Zumindest in dieser Phase war es wohl für Menschen, die von außen neu in die Werkstatt reinkamen, ein hartes Brot, sich zu etablieren. Alle, die von außen dazustießen, hatten es schwer. Herr Hoppe blieb nicht lange, genau wie mein Vater oder Frau Sauer. Das legte sich erst, als die Werkstatt so sehr gewachsen war, dass viele alte etablierte Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen merkten: Das kriegen wir allein nicht mehr gestemmt, wir brauchen Unterstützung von draußen. Mittlerweile hat sich das Ganze wirklich gelockert.

Mein Vater und ich haben viele Themen, aber natürlich drehen sich unsere Gespräche auch um die Werkstatt. Und die Einbindung meiner Familie in selbige betrifft mittlerweile sämtliche Generationen. Beim Tag der offenen Tür, zum Johannesfest oder zu anderen Veranstaltungen der Werkstatt sind meine Kinder und meine Frau nahezu immer dabei. Ich würde behaupten, dass das für meine Familie keine Belastung ist, sondern ein Stück weit zu unserem Leben dazugehört.

Manchmal treffe ich mich privat mit einigen Leuten aus der Werkstatt und meinen Söhnen zum Fußballspielen in der Halle. Ich finde es toll, wenn ein Teil Werkstattleute und dazu meine Kinder gegen die Zehdenicker Werkstatt spielen. Da denke ich gar nicht darüber nach, ob das nun mehr dienstlich oder eher privat ist. Deshalb hat es mich auch nie gestört, dass es diese klare Trennung zwischen privat und Beruf bei mir nicht gibt. Ich bleibe dabei: Das hier ist mehr als nur ein Arbeitsplatz, die Werkstatt gehört bis heute einfach zu meinem Leben dazu.

Und bringe ich eines Tages meine Tochter mit – sie wird demnächst drei – dann weiß ich, dass ich sie völlig bedenkenlos in der Werkstatt rumlaufen lassen kann. Weil ich mich darauf verlassen kann, dass sie von allen irgendwie an die Hand genommen oder begleitet wird, auch ohne dass ich immer in der Nähe bin. Genauso erging es mir zuvor mit meinen Söhnen. Ich bin gespannt, wie es hiermit in der nächsten Teichmann-Generation weitergeht

# Die Leute schenken mir ihr Lächeln

*Ole Teichmann*

Meine persönliche Geschichte mit der Werkstatt beginnt nicht erst vor ein paar Monaten, als sie offiziell ihren Anfang nahm. Am 1. August 2020 begann ich im Rahmen des Bundesfreiwilligendienstes meine Tätigkeit bei der Caritas. Zuvor war ich insgesamt fünfmal für die Werkstatt bei verschiedenen großen Firmenläufen gestartet, an denen Hunderte Firmen jedes Jahr teilnehmen. Weil ich noch die Schule besuchte, wurde daheim schon mal gesagt: »Du gehst morgen ein bisschen später zum Unterricht, weil du erst so spät zurückkommst vom Firmenlauf.«

Als ich das erste Mal mitmachte, war ich eigentlich noch zu jung für eine Teilnahme. Der Lauf fand auf dem Tempelhofer Flughafenfeld statt, unsere Leute schoben mich quasi an den Ordnern und Ordnerinnen vorbei dort rein. Ich machte mit der Rückennummer der Caritas mit, klatschte am Ende mit dem Nächsten ab, gehörte ganz selbstverständlich zum Team. Auch bei Fußballturnieren war ich schon mit dabei oder schoss beim Training

Fotos. Auf dem Weihnachtsbasar fotografierte ich unsere Leute und unseren Stand, und alle zeigten sich recht zufrieden.

Seit April letzten Jahres arbeite ich nun im Rahmen des Bundesfreiwilligendienstes in der Holzwerkstatt. Mein Vater erzählte mir, dass das Ganze von der gleichen Behörde aus Köln geleitet und organisiert wird wie damals der Zivildienst. Jugendliche, die sich dafür interessieren, suchen sich eine entsprechende Stelle, zum Beispiel im sozialen Bereich.

Ursprünglich war geplant, dass ich mich woanders nach einer Dienststelle umschaue, aber dann entstand die Idee, dass ich das doch hier in der Caritas machen könnte. Am Ende entschied ich mich für die Caritas. Meine langjährige Verbindung zur Werkstatt war der ausschlaggebende Punkt für meine Entscheidung. Zudem sind die Arbeitszeiten sehr angenehm, und es gibt jeden Tag eine warme Mahlzeit.

Kontakt und Umgang mit gehandicapten Menschen waren für mich schon immer etwas ganz Normales. Das hatte ich durch meinen Vater einfach so mit aufgesogen. Ich komme sehr gerne hierher. Die Beschäftigten schenken mir ihr Lächeln, sind immer gut drauf und erzählen, was sie so gemacht haben am Wochenende. Wenn ich mal krank war oder Urlaub hatte, lassen sie mich wissen: »Ich freue mich, dass du wieder da bist!« Es macht mir sehr viel Spaß hier.

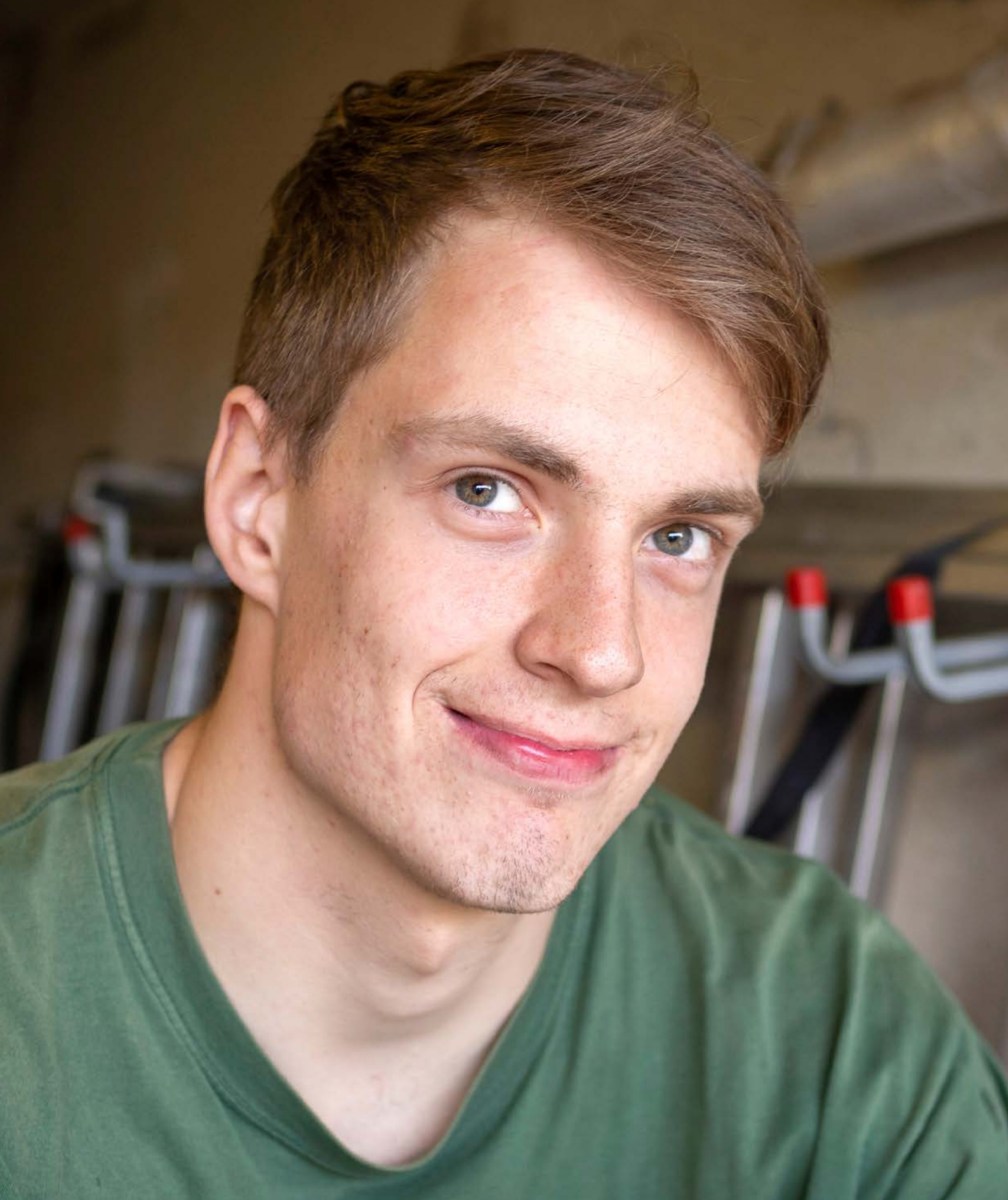
Jeden Morgen komme ich mit dem Fahrrad und gehe erst mal zu den beiden Gruppenleitern Thomas Drescher und Roland Schmidt. Nach und nach trudeln die anderen ein. Je nachdem, was gerade ansteht, kommen die unterschiedlichen Aufträge rein. Derzeit bauen wir zum Beispiel Vogelhäuser für die Firma Pflanzen-Kölle, dazu einige andere Dinge. Im Moment räumen wir die Maschinen und Möbel um, denn durch eine eingezogene Trennwand ist ein neuer Raum entstanden. Jetzt kommen die ganzen Maschinen, die zuvor bei uns standen, nach drüben in den anderen Bereich, also ist gerade eine Menge los. Generell gleicht hier kein Arbeitstag dem anderen. Ich kann nie voraussagen: Das und das mache ich. Es gibt feste Pausenzeiten, ansonsten ist immer wieder alles neu.

Ich unterstütze die Gruppenleiter. Das heißt, ich erkläre den Beschäftigten beispielsweise, wie sie ein Vogelhaus zu bauen haben, damit sie das Dach richtig herum draufsetzen und dergleichen mehr. Als FSJler begleite ich die Beschäftigten in ihrem

Alltag und unterstütze sie bei der Erfüllung ihrer Aufgaben. Zudem habe ich bereits in fast allen Bereichen gearbeitet. In der Küche habe ich gemeinsam mit den Köchen und den Beschäftigten das Essen zubereitet und es anschließend ausgegeben. Im Holzbereich stand ich unter anderem an der »Ruwi«: eine Maschine, mit der man die Enden und Kanten von Holzstücken abrundet. In der Pause spielte ich mit den Beschäftigten manchmal Fußball, zur Auflockerung nach einer langen oder eintönigen Arbeitsphase.

Grundsätzlich kann ich mir gut vorstellen, zukünftig in der Werkstatt zu arbeiten. Schwer zu sagen, wo ich am liebsten anfangen würde, da mir alle Bereiche sehr viel Freude bereiteten. Ich könnte mir auch vorstellen, dass ich es mal in einem für mich neuen Bereich ausprobiere, zum Beispiel in der Garten- und Landschaftspflege.

St. Johannesberg
ALLES, AUSSER
GEWÖHNLICH.
caritas



Zwischenruf

# *Mathias Wagner*

Jetzt bin ich hier, und die Arbeit gefällt mir gut. Was ich in der Werkstatt aber auch gut finde: Dass es hier die Chance auf eine Entwicklung für die Zukunft gibt. Ich möchte nämlich irgendwann auf einen Außenarbeitsplatz wechseln und vielleicht von dort aus doch noch auf den Ersten Arbeitsmarkt. Das ist meine Vorstellung für die Zukunft, und hier bekomme ich dabei Unterstützung!

Würde ich nicht in der Werkstatt arbeiten, würden mir auf jeden Fall ein paar meiner Kollegen und Kolleginnen fehlen – und natürlich die körperliche Betätigung. Ich brauche immer etwas zu tun! Die Arbeit ist hier das Wichtigste für mich, allerdings nicht das Einzige. Außerdem bin ich Mitglied in unserer Fußballmannschaft, das ist auch sehr wichtig und macht mir Spaß. Dadurch ist zwar manches Wochenende verplant, aber das gehört nun mal dazu.

Caritas-Werkstatt
St. Johannesberg
caritas

Kapitel Drei

# Der lange Weg in die Werkstatt

*oben* Thomas Drescher, als Gruppenleiter im Arbeitsbereich Holzverarbeitung

# Ein alter Arbeitsvertrag und die Glocken von St. Nicolai

*Thomas Drescher*

Es begann in den Achtzigern. Ich arbeitete als Tischler in Berlin-Mitte, wir restaurierten das Scheunenviertel. Mein Weg zur Kantine führte durch die Große Hamburger in die Oranienburger Straße. Dort befindet sich unter anderem das St. Hedwig-Krankenhaus, eine Einrichtung der Katholischen Kirche. An dessen Gemäuer entdeckte ich eines Tages einen Aushang: Die Caritas suche, so las ich, einen Tischler für das St. Joseph-Krankenhaus in Weißensee. Mein Interesse war sofort geweckt, und ich rief dort an. Sie luden mich ein, ihre Werkstatt anzusehen.

Es gefiel mir im St. Joseph, und offenbar hatte auch ich keinen schlechten Eindruck hinterlassen. Meine Bewerbung richtete ich an die Zentrale in der Großen Hamburger Straße, durch die ich noch immer täglich zur Kantine lief. Schließlich bekam ich den Job und fing im Februar 1988 bei der Caritas in Weißensee als Tischler an.

Mein auf den 28. Januar 1988 datierter Arbeitsvertrag besagte, dass ich neben dem St. Joseph-Krankenhaus »auch in anderen kirchlichen Einrichtungen gemäß Weisung des Beauftragten des Deutschen Caritasverbandes Zentralstelle Berlin« eingesetzt werden könne. Was das genau bedeutete, wusste ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Interessant war, dass es eine kirchliche Lohnprämie gab. Einen festen Zusatz zum Gehalt, eine Art Ortszulage mit Leistungsprämien, die man gewöhnlich in vollem Umfang erhielt. Diese Prämie betrug etwa 25 Prozent des Grundgehalts plus Fahrtkosten. Das war neu für mich. Die Caritas entlohnte mich wirklich gut. Zu den achtzehn Tagen Grundurlaub, was ja nicht besonders viel ist, gab es von meinem neuen Arbeitgeber noch drei Tage dazu.

Ungefähr ein Jahr später versuchte ich, die DDR zu verlassen. Ich fühlte mich immer mehr eingesperrt und wollte mir nicht vorschreiben lassen, wie und wo ich mein Leben zu führen habe. Zusammen mit einem Schulfreund hatte ich den Plan gefasst, in Glienicke nachts die Mauer nach Westberlin zu überklettern. Dazu hatten wir zwei Haushaltsleitern präpariert. Jede zweite Sprosse flexten wir heraus und machten unsere Leitern an anderen Stellen transportabler.

Am 23. Januar 1989 war es dann so weit. Wir packten die wichtigsten Dinge in unsere Jacken und verließen unsere Wohnungen, um ins Grenzgebiet nach Glienicke, am nördlichen Berliner Stadtrand, zu fahren. Die Fahrräder stellten wir im Wald ab, die Leitern behielten wir zusammengeklappt auf unseren Schultern und schlichen in Richtung Grenzzaun.

An der ersten Stelle traten wir schnell den Rückzug an, da wir ganz in der Nähe plötzlich mehrere Grenzposten entdeckten. Wir liefen weiter und versuchten es an einer anderen Stelle erneut. Wir hatten bereits die Hinterlandmauer erklommen, und ich wollte gerade die zweite Leiter in Richtung Westen rüberwerfen, als mich der gleißende Lichtkegel eines Blendscheinwerfers traf. Dann ging alles sehr schnell: Wie aus dem Nichts stand ein Grenzer mit Hund vor uns, die Kalaschnikow im Anschlag. »Was macht ihr da für eine Scheiße?«, fuhr er uns auf sächsisch an. Damit war unser Fluchtversuch gescheitert.

Ein Blatt aus meiner Stasi-Akte beschreibt den Ausgang so: »Am 23.1.1989, 01:20 Uhr erfolgte durch die VP in Glienicke, Kreis Oranienburg in der Lindenstraße, im Grenzgebiet die Festnahme der Bürger der DDR Thomas Fiedler und XX.« Fiedler war ich, meinen

heutigen Namen trage ich erst seit meiner Heirat. Das Blatt endet mit dem Satz: »Durch die Grenztruppen der DDR wurde der Angriff auf die Staatsgrenze im Vorfeld festgestellt, und im Zusammenwirken mit der VP erfolgte die Festnahme der Täter.« Im Nachhinein fragte ich mich immer wieder: Wie hatten sie meinen Freund und mich so schnell entdecken können?

Auf einem weiteren Blatt meiner Stasi-Akte ist vermerkt, dass in der Zeit vom 4. bis 24. Januar 1989 etliche Menschen versucht hatten, aus der DDR zu fliehen, unter anderem in Bergfelde, am Hermsdorfer Kreuz oder in Teltow. Ganz unten ist handschriftlich hinzugefügt: »Oranienburg Glienicke Lindenstraße«. Neben jedem Namen steht, wer den entsprechenden Fluchtversuch bemerkt oder vereitelt hatte. »Auffinden von Hilfsmitteln zur Überwindung der GSA (Grenzsicherungsanlage)« ist dort zu lesen oder »VP (Volkspolizei)« als vollstreckendes Organ. »VP« stand auch bei meinem Freund und mir, dazu: »Bevölkerung«. Also hatte uns jemand verraten, vielleicht gar im Vorfeld unseres Fluchtversuchs?

Nachdem sie uns einzeln verhört hatten, brachten sie mich nach Oranienburg. Mein Freund war bis zur Gerichtsverhandlung ebenfalls dort. Hinter dem Gerichtsgebäude befand sich das Gefängnis. Hier saß ich sechs Wochen in Einzelhaft.

In dieser sich unendlich dehnenden Zeit ging es mir sehr schlecht. Meinen Peinigern völlig ausgeliefert, konnte ich einfach nur hoffen, dass ich hier eines Tages lebendig wieder rauskam. In meiner Zelle hatte ich sehr viel Zeit, um nachzudenken. Ich durfte nicht lesen, hatte keinerlei Kontakt, nichts. Nicht mal aus dem Fenster konnte ich gucken. Es begann in Kopfhöhe und bestand aus vielen kleinen Glasbausteinen, außen war es mit Blenden versehen, sodass es wirklich absolut blickdicht war. Ich sah keinen Himmel, keinen Vogel, wusste nicht, ob die Sonne scheint. Als sich einmal eine Fliege in meine Zelle verirrte, sah ich ihr stundenlang gebannt zu.

Ab und an hörte ich draußen Glocken läuten. Ganz in der Nähe musste also eine Kirche stehen. Ich war nicht gläubig und auch nicht christlich erzogen. Meine Mutter war zwar katholisch, praktizierte ihren Glauben jedoch nicht. Gelegentlich fuhr sie nach Polen, denn ihre Familie stammt aus Oberschlesien, wo sie ja erzkatholisch sind. Auch bei uns zu

Hause hing das Konterfei von Papst Johannes Paul II an der Wand – das war's aber auch schon.

Ich hatte nie etwas gegen die Kirche, im Gegenteil. In der Zeit, bevor ich mich entschied, die DDR zu verlassen, durchlief ich einen gedanklichen Prozess. Mein Freund und ich, wir interessierten uns für die Protestbewegung und nahmen an Veranstaltungen von Bürgerrechtsbewegungen teil, die sich unter dem schützenden Dach der Kirche formierten. Ich hatte Kontakt zu Pfarrern, die sehr mutig waren. All das trieb mich an, ich wollte weg. Doch niemand verlässt gern seine Heimat! Dieser Staat aber gehörte nicht zu dieser.

Seit ich beim katholischen Caritasverband arbeitete, spürte ich, dass dort der Mensch mehr zählte als andernorts. Wohl auch deshalb empfand ich das Glockengeläut, das ich nun aus meiner fensterlosen Gefängniszelle hörte, in gewisser Weise als Trost. Dass St. Nicolai eine evangelische Kirche ist, erfuhr ich erst viel später. Das Geläut diente mir außerdem als Zeitmesser, denn wir Gefangenen durften keine Uhren tragen. Dank der Kirchenglocken konnte ich mich zeitlich orientieren, wusste, wann ich geweckt wurde, und bekam ein Gefühl dafür, wie die Zeit verging.

Die Verhöre, so zermürbend und brutal sie auch waren, empfand ich gar nicht als das Schlimmste. Vielmehr hatte ich Angst um meine Angehörigen. Offiziell wohnte ich in Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 96, dort lebte ich jedoch nicht. Ich hatte mir die Wohnung nur genommen, um meine Eltern nicht zu belasten, sollte ich irgendwann aufgegriffen werden. Anderenfalls hätte die Staatssicherheit dort nach unserer Verhaftung alles auseinandergenommen.

Die Stasi-Leute erzählten mir unter anderem: »Wir haben Ihre Arbeitsstelle besucht. Ihre Kollegen von der Caritas sind allesamt enttäuscht von Ihnen. Sie wundern sich sehr, dass Sie so etwas tun konnten!« Erst später erfuhr ich, dass das niemand gesagt hatte.

In Einzelhaft gehalten, hatte ich keinen Kontakt zu den anderen Häftlingen. Wie es meinem Freund erging, wusste ich nicht. Wenn ich auf dem Hof meine Runden drehte, bekam ich jedoch trotz der Isolation mit, dass viele meiner Mithäftlinge nach versuchter Republikflucht ihre Kündigung erhalten hatten. Zumindest jene, die bei einer

Genossenschaft oder in Volkseigenen Betrieben gearbeitet hatten. Was ich hingegen von der Caritas erhielt, war Unterstützung.

Denke ich daran, bekomme ich noch heute eine Gänsehaut. Wie ich später erfuhr, schrieb der Caritas-Direktor meiner Mutter einen Brief, in dem er sie darin bestärkte, durchzuhalten und zu warten, bis ich freigelassen würde. Die Caritas wusste wohl auf höchster Ebene, dass die Chance bestand, dass mich der Westen freikauft.

Die Gerichtsverhandlung war ein Schauprozess. Verhandelt wurde da nichts, die von oben diktierten Urteile standen bereits fest. Mein Tischlermeister Klemens Fluhme, der für den Caritasverband Ost zuständig war, erschien als sogenannter Kollektivvertreter. Vor dem Richter und der Staatsanwältin lobte er mich in den höchsten Tönen. Er unterstrich, dass ich stets vorbildlich und verantwortungsvoll gearbeitet hätte und einen guten Charakter besäße. Dann gab er zu Protokoll, dass ich sehr gerne verreisen würde, dass ich auch schon in Bulgarien, Ungarn, Tschechien oder in Polen gewesen sei und dass mir das alles irgendwie keine Ruhe gelassen habe, dass ich mich schon immer nach der weiten Welt gesehnt habe. »Es reicht, Herr Fluhme!«, schnitt der Richter meinem Meister schließlich das Wort ab. Ich erhielt eine Haftstrafe von fünfzehn Monaten.

Als Strafgefangener wurde ich nach Zeithain bei Riesa verbracht. Ich kam auf ein Zimmer, das ich mir mit dreizehn Männern teilte. Im nahe gelegenen Stahlwerk mussten wir Zwangsarbeit verrichten. Die DDR rechnete knallhart mit uns als kostenreduzierten Arbeitskräften.

Immerhin durfte ich in Riesa Post empfangen und bekam endlich wieder Kontakt zu meiner Mutter. Über sie erreichten mich auch gelegentlich Pakete von der Caritas. Sie enthielten vor allem Westartikel wie gutes Duschbad, Schokolade oder Kuchen. Vieles davon stammte sicher aus dem Intershop oder aus Westberlin. Mein Arbeitgeber sandte die Pakete an meine Mutter, die alles noch mal umpackte – die Caritas hatte ihr empfohlen, es so zu handhaben. Die Pakete direkt ans Gefängnis zu schicken, hätte wohl zu Irritationen geführt. Der Caritasverband musste aufpassen, dass er nicht ins Fadenkreuz der Stasi geriet.

Es erstaunte mich, eine derartige Barmherzigkeit zu erfahren. Dass ich mich bei niemandem für diesen Beistand bedanken konnte, bedrückte mich allerdings. Wie schön wäre es, käme ich nach Westberlin und könnte dort weiter für die Caritas arbeiten, dachte ich bei mir.

Durch die Briefe meiner Mutter wusste ich, dass es ihr gesundheitlich sehr schlecht ging. So kam es, dass ich zum allerersten Mal in meinem Leben betete. Dabei war ich ehrlich genug, Gott wissen zu lassen: »Bisher habe ich nie etwas unternommen, um dich kennenzulernen. Doch jetzt, wo ich hier einsitze und dich bestimmt viele anbeten, möchte ich eigentlich nur, dass es meiner Mutter wieder besser geht.« Mein allererstes Gebet bewegte mich sehr, ich werde es niemals vergessen. Vielleicht spielte dabei auch eine Rolle, dass ich im Gefängnis in Oranienburg immer die Kirchenglocken hatte läuten hören. Wenn es einem wirklich schlecht ergeht, denkt man über vieles anders nach als bisher. Das erfuhr ich in den Monaten meiner Haft am eigenen Leib.

Bevor ich freigekauft wurde, kam ich von Zeithain zunächst nach Karl-Marx-Stadt. Dort befand sich das größte Stasi-Gefängnis der DDR, welches zugleich als Abschiebehaftanstalt diente. Hier blieb ich etwa anderthalb Wochen und kam auf die Aufpäppel-Station. Wir Gefangenen wurden versorgt, damit wir nicht mehr ganz so schlimm aussahen und sie uns besser gegen Devisen verkaufen konnten. In meinem Fall wurden zirka 38.000 DM gezahlt.

»Nach erfolgter Übersiedlung sind für F. zentrale Reisesperrmaßnahmen einzuleiten«, vermerkt meine Akte. Mit anderen Worten: Ich durfte nie mehr in die DDR einreisen, das war der Deal.

Am 24. Oktober 1989 wurde ich nach neun Monaten Haft von der BRD freigekauft. Leider hatte ich weder Zeit noch Gelegenheit, mich in Westberlin umzusehen und beim dortigen Caritasverband vorzustellen. Stattdessen ging es für mich zunächst nach Gießen in Hessen. Als der Zug die innerdeutsche Grenze passierte, weinte ich vor Erleichterung. Wenige Tage darauf fiel die Mauer.

Zeitgleich schrieb der Caritas-Direktor Hellmut Puschmann einen Brief an meine Mutter. Er ist datiert auf den 9. November 1989. An diesem Tag wussten beide offenbar noch nicht, ob ich mittlerweile freigekauft worden war oder so wie viele meiner Mithäftlinge noch im Gefängnis saß. Herr Puschmann schrieb, ein an mich gerichteter Brief sei zu ihm zurückgekommen. »Sie können sich vom Gewissen her sagen, dass Sie alles versucht haben, was man tun kann«, sprach er meiner Mutter Mut zu. »Hat sich die Situation Ihres Sohnes denn nun schon endgültig gelöst oder noch nicht? Bitte grüßen Sie ihn herzlich, an welchem Punkt er auch jetzt gerade steht, ich wünsche ihm alles Gute für seine Zukunft.«

Ich zog zunächst nach Niedersachsen. Hier blieb ich etwa anderthalb Jahre und jobbte als Tischler. 1992 zog ich zurück nach Ostberlin und arbeitete in einer kleinen Möbeltischlerei, in der ich sehr viel lernte. Die Arbeit machte mir Spaß, aber ich wollte so gern etwas mit Menschen machen, vielleicht mit jungen oder beeinträchtigten Menschen!

In einem Berufsförderungswerk betreute ich Zivildienstleistende, Praktikanten und Praktikantinnen und arbeitete daselbst als Reha-Ausbilder. Später ging ich zum Evangelischen Johannesstift in Spandau und qualifizierte mich dort zur Pädagogischen Fachkraft. Anschließend arbeitete ich bei der Kinder- und Jugendhilfe, gut zweieinhalb Jahre. Die hatten eine Krisenstation mit therapeutischer Wohngruppe im Hohen Neuendorfer Ortsteil Bergfelde. Die Tätigkeit erwies sich auf Dauer als ganz schön hart, und ich überlegte, mich beruflich zu verändern.

»Ich kenn da jemanden von der Caritas, der dir vielleicht helfen könnte«, ließ mich ein Freund wissen. »Den frag ich mal, ob sie grad Leute brauchen.« Bald darauf gab er mir den Tipp, eine Initiativbewerbung zu schicken.

Da war sie also wieder, die Caritas. Ich schrieb dem Bekannten meines Freundes, einem gewissen Herrn Göpel. Erst später erfuhr ich, dass es sich bei ihm um einen der drei Vorstandsvorsitzenden des Caritasverbandes für das Erzbistum Berlin handelte. Rolf Göpel antwortete mir, ich solle mich bei Frau Friese im Kinder- und Jugendhaus »Vom Guten Hirten« melden, einer Regelwohngruppe in der Residenzstraße, nahe U-Bahnhof Osloer Straße.

Hier stellte ich mich vor, und sie nahmen mich. Nach meiner Probezeit arbeitete ich in dieser stationären Kinder- und Jugendhilfeeinrichtung mit Übernachtung für zwölf Kinder und Jugendliche. In den Nachtschichten hatte ich mehr oder weniger Bereitschaftsdienst. Wenn die Kinder im Bett lagen, arbeitete ich anstehenden Bürokram ab, schrieb meine Tagesberichte oder Briefe an das Jugendamt.

Als ich eines Nachts mal wieder in das Programm ging, in dem wir unsere Vordrucke aufbewahrten, fiel mir auf: Innerhalb des Caritasverbandes gibt es auch eine Werkstatt! Wie wäre es, wenn ich dort als Pädagoge arbeiten und gleichzeitig meine Kenntnisse und Fertigkeiten als Tischler einbringen könnte? Was für eine wundervolle Symbiose, denn mittlerweile vermisste ich das Tischlern sehr. Zwar hatte ich in den letzten Jahren mit den Kindern ab und zu etwas gebaut, aber so richtig in einer Tischlerei zu arbeiten und dabei gehandicapte Menschen zu unterstützen, das begeisterte mich auf Anhieb!

Ich nahm Kontakt zu der in Oranienburg ansässigen Werkstatt auf, um dort, wenn möglich, ein Praktikum zu absolvieren. Dazu verabredete ich mich mit Rainer Schulz, dem Stellvertreter von Christoph Lau. Er zeigte mir die Werkstatt, und ich war sogleich Feuer und Flamme. Vor allem, als Herr Schulz sagte: »Wir haben vor, den Tischlerbereich zu erweitern. Viele unserer Beschäftigten arbeiten gern mit Holz, und auch der Absatz spricht dafür. Gerade in Zeiten von Ökologie und Nachhaltigkeit ist der Werkstoff Holz für viele sehr ansprechend.«

Sie wollten also die Tischlerei ausbauen und mich dafür als Gruppenleiter einstellen! Da war ich mächtig happy – und zugleich ratlos, weil mir auch meine bisherige Arbeit sehr am Herzen lag. Ich ließ das Thema erst mal sacken, sprach mit meiner Frau darüber und wägte das Ganze in Ruhe ab. In eine Tabelle trug ich jedes Für und Wider ein. Am Ende überwogen die Argumente für die Caritas-Werkstatt. Ich beschloss also, nach Oranienburg zu wechseln und dort einen möglichst guten Job zu machen. Im Oktober 2019 fing ich an.

Das Ganze war für mich ein Zurück-zu-den-Wurzeln, obendrein in Oranienburg, wo ich dereinst ein Vierteljahr inhaftiert gewesen war und das Läuten der Kirchenglocken von St. Nicolai gehört hatte. Hätte mir damals einer erzählt, dass ich irgendwann ein

Stückchen weiter stadtauswärts in einer Werkstatt arbeiten würde, hätte ich ihm ganz sicher einen Vogel gezeigt.

Als ich in Vorbereitung dieses Buches meine alten Unterlagen heraussuchte, fiel mir auf, dass mein Arbeitsvertrag aus dem Jahre 1988 wirklich so abgefasst worden war, dass ich auch in anderen Institutionen der Caritas arbeiten kann. Er war niemals gekündigt worden, im Grunde genommen besaß er noch immer seine Gültigkeit. Ich habe Kollegen und Kolleginnen, die schon sehr lange dabei sind. Einer arbeitet bereits seit dreißig Jahren in der Werkstatt. Bei einer Fortbildung der Caritas sollten wir uns, um die anderen Teilnehmer und Teilnehmerinnen ein bisschen besser kennenzulernen, nach unserer Betriebszugehörigkeit in eine Reihe stellen. Da konnte ich nur sagen: »Mit einer sehr langen Unterbrechung bin ich seit Januar 1988 dabei. Ich habe bei uns in der Werkstatt den womöglich ältesten Arbeitsvertrag.«

In der Oranienburger Nicolaikirche war ich übrigens zum ersten Mal, als dort 2019 unsere erste und bis heute letzte Jahreshauptversammlung stattfand. Eine Woche zuvor hatte mich Werkstattleiter Christoph Lau gefragt, ob ich bei dem Treffen ein paar Lieder auf der Gitarre spielen könne. Als ich nun in St. Nicolai stand und musizierte, kam mir in den Sinn, dass ich nie gedacht hätte, ausgerechnet hier mal Gitarre zu spielen. Es ist schon eigenartig, wie das Leben manchmal spielt. Genau wie der Regentropfen, der an der Scheibe hinunterrinnt: Niemand weiß, welchen Weg er dabei nimmt.

# Qualitätsprodukte für den Ersten Markt

*Thomas Drescher*

Als mich Herr Lau beim Vorstellungsgespräch fragte, wie ich mir meine Arbeit in der Werkstatt vorstellen würde, erwiderte ich: »Ich wünsche mir, dass ein Teil Sozialarbeit ist und ein Teil Produktion. Betriebswirtschaftliche Aufgaben möchte ich durch handwerkliche Arbeit umsetzen. Als dritten Teil sehe ich die Bildungsarbeit, durch die ich die Leute weiterbringe, sie mitnehme. Schließlich müssen die Beschäftigten die relevanten Fähigkeiten erst erlangen, um die für die Produktion nötigen Arbeiten qualitätsgerecht verrichten zu können.«

Genau in dieser Dreiteilung erlebe ich seither meine Arbeit in der Werkstatt. Bei alldem wirken meine beiden Professionen recht gut zusammen. Da ist zum einen das handwerkliche Geschick und die Materialkunde, zum anderen das pädagogische Arbeiten, das Wissen um Gruppenprozesse und Kenntnisse im sozialen Bereich.

Die entscheidende Frage lautet: Wie kann ich wen fördern? Schließlich haben wir den Auftrag, die Menschen nicht nur zu beschäftigen, sondern auch persönlich voranzubringen. Um das zu schaffen, muss ich über die Einschränkungen jedes Beschäftigten Bescheid wissen. Davon ausgehend, lässt sich dann überlegen: Was ist möglich? Mitunter bedeutet es bereits eine Förderung, wenn der oder die Beschäftigte Fertigkeiten zumindest behält oder wieder erlernt, sofern er oder sie sie kurzfristig verloren oder teilweise eingebüßt hat.

Diese soziale Arbeit öffnet mir bis heute immer wieder das Herz. Meine Beschäftigten geben mir durch ihr Feedback das Gefühl, dass ich wohl ein ganz guter Gruppenleiter bin. Gleichzeitig merke ich, dass mich die Beschäftigten als Lehrausbilder fordern. Sie wollen fachlich etwas lernen! Bringe ich zum Beispiel mal einen neuen Hobel oder ein Stück Holz mit, dessen Art sie noch nie zuvor gesehen haben, nehmen sie alles ganz genau in Augenschein und wollen etwas damit anstellen. Bei den Kindern und Jugendlichen im Haus »Vom Guten Hirten« hatte ich es ähnlich erlebt, wenn ich etwas zum Thema Holzbearbeitung anbot. Diese Begeisterung jeden Tag zu erleben, freut mich ganz besonders.

Jeder und jede meiner vierzehn Beschäftigten hat ganz persönliche Bedürfnisse. Wahrnehmungsfähigkeit, Auffassungsgabe und Ausdrucksvermögen sind bei jedem und jeder

Beschäftigten sehr unterschiedlich ausgebildet. Dadurch ist die Wiedergabefähigkeit meist erst im Arbeitsprozess ersichtlich. Man muss sehr erfinderisch sein und alle möglichen Lernmethoden anwenden. Für einen Beschäftigten ist ein reizarmer Arbeitsplatz wichtig, eine andere Beschäftigte möchte ständig kontrolliert werden. Das Hauptbedürfnis sehe ich aber bei allen in der Neugierde und dem Willen, etwas zu verstehen, umzusetzen und sich auszuprobieren.

Manchmal fühlt es sich wirklich so an, als säße ich inmitten eines großen Ameisenhaufens. Ich muss die Kontrolle behalten, sonst kann es dazu kommen, dass Gruppenzusammenspiel und Produktion aus dem Ruder laufen. Dennoch fahre ich jeden Tag gerne zur Arbeit – genau so, wie ich mir das schon immer gewünscht habe. Alle Mühen empfinde ich bislang als positiven Stress. Auch wenn dabei zuweilen mächtiger Trubel herrscht. Jeder Tag kommt irgendwie anders daher als der davor. Das ist das Schöne an meiner Arbeit: Es bleibt nie gleich, nie statisch. Tag für Tag kann alles Mögliche passieren.

Einige unserer Beschäftigten haben Anfallsleiden, zum Beispiel Epilepsie. Auch psychotische Störungen, teilweise schizophrener Natur, gehören dazu. Beschäftigte geraten plötzlich in eine Situation, mit der sie nicht allein klarkommen. Dann sind vor allem Ruhe und eine Menge Fingerspitzengefühl gefragt. Da ich mit meinen Beschäftigten größtenteils schon lange zusammenarbeite, weiß ich, wie ich am besten reagiere.

Dass ich in der Caritas-Werkstatt auch in den Produktionsprozess eingegliedert bin, gefällt mir. Schließlich produzieren wir für den freien Markt, da spielt also stets auch das Betriebswirtschaftliche eine Rolle. Die Qualität unserer Produkte muss einfach stimmen, das ist auch unser eigener Anspruch. »Es gilt keine Ausrede!«, sagt unser Produktionsleiter Herr Kerkow immer. »Es darf keinen Unterschied in der Qualität unserer Produkte bestehen, nur weil wir eine Behindertenwerkstatt sind.«

In Sachen Qualität müssen wir uns mit jeder anderen Tischlerei messen, die Serienproduktion anbietet. Haut in der Werkstatt etwas nicht hin, steht mir Herr Kerkow genauso auf den Füßen, wie es der Produktionsleiter in jedem anderen Betrieb täte, und das finde ich richtig so. Es handelt sich schließlich um eines der drei Drittel unserer Arbeit, und das muss funktionieren! Unsere Produkte entsprechen den Standards, was nicht nur mich, sondern vor allem unsere Beschäftigten mit jeder Menge Stolz erfüllt.

*rechts* Arbeitsbereich Holzverarbeitung

In der Tischlerei stellten wir unter anderem Messerkisten her, in denen Industriemesser für die Lebensmittelverarbeitung gelagert und transportiert werden. Sie finden ihren Einsatz in Maschinen, die Käse oder Wurst – also alles, was wir am Ende als Aufschnitt im Supermarktregal finden – in Scheiben zerlegen. Die Messer sind sehr groß, ihr Anblick erinnert an eine Guillotine. Da man sie schlecht in Pappkartons transportieren kann, bestehen unsere Kisten aus 20er-Sperrholzplatten, die entsprechend zugeschnitten werden, was wir oft extern beauftragen. Anschließend fügen wir diese mit dem Luftdrucknagler zusammen. Am Ende kommt ein Deckel drauf, den man zuschrauben und wieder öffnen kann.

Neben den Messerkisten fertigen wir die Rähmchen für Imkerkästen, an denen der Bienenhonig haftet. Meine Abteilung bohrt die Verbindungslöcher, durch welche später im Waffelmuster ein Draht gespannt wird. Der Zusammenbau erfolgt in einer anderen Abteilung unseres Holzbereichs, der in Halle C der Hauptwerkstatt sitzt. Mittlerweile haben wir fünf Gruppenleiter mit ihren jeweiligen Beschäftigten.

Die Aufteilung der Arbeiten, derzeit mit allen maschinellen und personellen Möglichkeiten, wechselt regelmäßig. Außerdem fertigen wir Holzpfähle, mit denen Vermesser ihre Messstandorte markieren, indem sie in den Boden geschlagen werden. Einige unserer

Beschäftigten zeichnen die Pfähle an, andere kleben die Hölzer ab, und die dritte Gruppe streicht die Köpfe rot. Es kommen immer wieder neue Aufträge von der Vermessungsfirma rein.

So manche unserer Produkte bauen wir nicht nur, sondern entwickeln sie auch selbst. Einer unserer Mitarbeiter beispielsweise arbeitete lange in der Wohnungswirtschaft und tüftelte an einem Balkon-Nistkasten, den man hin und her drehen kann und der Einfluglöcher in verschiedenen Höhen aufweist. Obendrein besitzt er austauschbare Einflugplatten für unterschiedliche Vogelarten. Eine wunderbare Idee, aber nun stand die Frage im Raum: Wie setzen wir sie um?

Herr Schulz, unser Leiter Technik und Entwicklung, hatte eine andere Art von Nistkästen und Futtersilos bereits vor Jahren beim Gartencenter Pflanzen-Kölle vorgestellt, doch hatte es zu diesem Zeitpunkt keinen Bedarf gegeben. Eines Tages jedoch meldeten sie sich: »Ihr hattet da doch mal diese Nistkästen, die würden wir jetzt gern in unser Sortiment aufnehmen.«

In unseren Schubladen fanden wir die alten Produktionsblätter. Wir nahmen einige Verbesserungen vor, fertigten einen Musterbau und fotografierten ihn. Unser Produktionsleiter André Kerkow schickte das Ganze nach Heilbronn, zur Firmenzentrale von Pflanzen-Kölle. Sie gaben ihr Okay und setzten noch eins obendrauf: »Wir möchten, dass die Nistkästen unseren Branding-Stempel ›Kölle's Beste‹ tragen.«

Das ließ uns mutig werden, und wir fragten: »Können wir auf der anderen Seite das Caritas-Branding aufbringen?« Wir dachten an ein zusätzliches Zeichen und natürlich an Eigenwerbung. Die Kölle-Leute waren einverstanden, und so zeigen die von uns gefertigten Nistkästen tatsächlich beide Stempel. Caritas goes Germany!

Ungefähr vor einem halben Jahr lief die Kooperation mit Pflanzen-Kölle an, ich erlebte den Prozess von Anfang an mit. Es war die erste große Produktion unseres Arbeitsbereiches, die derart anspruchsvoll für unsere Beschäftigten war. Auch ich musste dabei meine Fähigkeiten als Tischler unter Beweis stellen. Ich fragte mich, ob ich tatsächlich in der Lage war, den uns zugedachten Teil des Fertigungsprozesses so auf meine Gruppe zu

übertragen, dass sie die einzelnen Arbeitsschritte in der geforderten Qualität abarbeitet, um das Produkt am Ende wirklich auf dem Ersten Markt zu platzieren.

Pflanzen-Kölle forderte eine beträchtliche Stückzahl der Nistkästen auf Termin, unser Produktionsleiter musste die Umsetzung also ganz genau planen und durchtakten. Weil uns die nötigen Kapazitäten fehlten, ließen wir einige Bauteile extern zuschneiden. Die Zuschnittslisten der Nistkästen schickten wir an die Justizvollzugsanstalt Moabit, mit deren Tischlerei wir schon länger kooperierten. Ohne die Hilfe aus der JVA hätten wir unsere Liefertermine nicht halten können.

Meine Arbeitsgruppe verantwortet seither einen Teil der Fertigung. Wir bohren die Einfluglöcher für die Vögel und stellen mit dem Lamello-Gerät die Leimverbindungen her. Dem Zusammenbau folgen Kommissionierung und Verpackung. Vor Kurzem bekamen wir neue Maschinen und schneiden jetzt teilweise auch selbst zu. Wir arbeiten alle zusammen. Jeder von uns leistet seinen Beitrag, damit unsere Nistkästen weiterhin ein Erfolg bleiben.

Es ist schön, zu erleben, dass ich meine Leute bei der Produktion eines guten Produkts mitnehmen kann, dass sie sich anstrengen und begeistert ans Werk gehen. Die Nistkästen sind ihre Aufgabe. Meine Beschäftigten identifizieren sich mit den Ergebnissen ihrer Arbeit.

Immer wieder fuhr ich aufgeregt zum nächstgelegenen Kölle-Markt und guckte voller Ungeduld: Wann kommen unsere Kästen endlich ins Verkaufsregal? Sie kamen – und fanden einen guten Absatz. Verkauft wurden sie in ganz Deutschland, in allen dreizehn Filialen. Ob in Stuttgart, Hamburg oder Teltow – überall tragen die Nistkästen unseren Stempel von der Caritas-Werkstatt in Oranienburg. Das macht mich sehr stolz, zusammen mit meinen Beschäftigten ein Teil dieser Produktion zu sein.

Zwischenruf

# *Hugo Henrichs*

In der Caritas-Werkstatt gefällt mir der feste Alltag. Der gibt mir Sicherheit, der ist ein fester Anker. Routine gefällt mir nämlich, so ein Hin und Her mag ich dagegen gar nicht. Mir würde auf jeden Fall eines ohne die Werkstatt fehlen: die Routine! Am Anfang wäre es ja noch schön, einfach zu Hause zu sein, aber irgendwann dann nicht mehr. Ich würde gar nicht wissen, was ich den ganzen Tag tun soll.

Die Werkstatt ist für mich vor allen Dingen die Arbeit, aber auch, Neues zu entdecken und Überraschungen zu erleben. Und der Kontakt zu den anderen Beschäftigten, der ist mir auch wichtig!

Caritas-Werkstatt
St. Johannesberg

Kapitel Vier

# Industrielle Revolution

*links* Die Hauptwerkstatt, anfangs noch in blau

*oben* Neugestaltung der Flure (2009)

# Nähe musst du erst mal zulassen

*André Kerkow*

Ich bin gelernter Werkzeugmacher und seit 2003 in der Werkstatt tätig. Die Caritas suchte damals einen Gruppenleiter für den Bereich Metallverarbeitung, früher Metallbearbeitung, der sich gerade im Aufbau befand. Die Werkstatt besaß lange noch nicht ihre heutige Größe. Für mich bestand ihre Attraktivität zunächst in erster Linie in der räumlichen Nähe. Ich bin gebürtiger Oranienburger, lebe hier und kannte den Johannesberg schon lange, wenn auch nur von außen.

Generell arbeite ich sehr gern mit Menschen zusammen. In meinem bisherigen Berufsleben hatte ich bereits einige Bereiche geführt. Auch deswegen fand ich die Gruppenleiterstelle in der Werkstatt sehr attraktiv. Es reizte mich, in mein altes Berufsfeld zurückzukehren. Als es im zweiten Anlauf dann endlich klappte, erwies sich die Arbeit in der Werkstatt als sehr, sehr interessant. Außerdem war ich mächtig überrascht: So viel Wärme und Herzlichkeit wie hier erfährt man auf dem Ersten Arbeitsmarkt längst nicht,

schon gar nicht so häufig. Ich war sozusagen positiv geschockt: Die Umarmungen und die Nähe, die einem die Menschen in der Werkstatt entgegenbringen, muss man erst mal zulassen!

Dabei ist es so einfach: Bist du ehrlich zu den Leuten, mit denen du zusammenarbeitest, achtest sie und vermittelst ihnen das, was du selbst zu leben versuchst, kriegst du das genauso positiv zurück. Dieser Umstand macht das Arbeitsfeld hier für mich so spannend, interessant und liebevoll. Das ist ein riesig großer Unterschied zum Ersten Arbeitsmarkt. Die dort herrschende Ellenbogengesellschaft mit all ihren Gepflogenheiten habe ich keineswegs vergessen. Nun, der Markt ist halt so. Wir hier können es anders!

Als mein Bereichsleiter 2006 in den vorzeitigen Ruhestand gehen wollte, bewarb ich mich zusammen mit anderen Kollegen und Kolleginnen sowie einigen Externen um seine Stelle. Erstaunlicherweise fiel die Wahl auf mich. Die Werkstatt brachte mir offenbar sehr viel Vertrauen entgegen.

Berufsbegleitend begann ich zu dieser Zeit Maschinenbau zu studieren, was ich ohnehin vorgehabt hatte, zudem gab es einen Wechsel in der Werkstattleitung. Insgesamt eine harte Zeit für mich. Unser Werkstattleiter Herr Böhnke, den ich zuerst als Gruppen-, später als Bereichsleiter erlebt hatte, wurde von Herrn Lau abgelöst. Aus diesem Wechsel resultierte eine Aufbruchstimmung. Herr Lau wollte vieles besser machen als sein Vorgänger. Ich hatte das Gefühl: Mit seiner Energie, die er nun versuchte, auch uns einzuimpfen, konnten nicht alle schritthalten. Für den sind 24 Stunden einfach zu wenig Zeit, dachte ich bei mir. Da mitzuhalten, erwies sich als ganz schön anstrengend.

Auf der anderen Seite war die Arbeit plötzlich so interessant, dass auch meine Tage in der Werkstatt auf einmal sehr schnell vergingen. Wir schafften plötzlich vieles, was vorher überhaupt nicht möglich erschienen war. Die Zahl der Beschäftigten wuchs immer weiter. Also versuchten wir, einen Standort für eine Zweigwerkstatt zu finden. Das kann dauern, überlegte ich. Schließlich arbeitete ich hier innerhalb eines großen und damit doch recht schwerfälligen Konstrukts.

Und dann ging es plötzlich doch sehr schnell: Aus einer Zwangsversteigerung im Gewerbepark Nord sicherten wir uns ein Objekt mit einer Werkhalle, einem zweigeschossigen

Bürogebäude und einer eigenen Kantine. Das klappte wunderbar, und auch der Umbau ging zügig über die Bühne. Im Dezember 2009 konnten wir unsere Zweigwerkstatt »Faktor C« am Heidering einweihen.

Ich durfte den Aufbau mitgestalten. Nach Abschluss des Umbaus bezog ich zusammen mit meinen Kollegen, Kolleginnen und Beschäftigten den Heidering als Produktionsleiter. Er wurde meine Heimat! Im Jahr 2016 wurde ich zum Produktionsleiter der Hauptwerkstatt berufen. Den Kontakt zu den Kollegen und Kolleginnen vom Heidering habe ich dennoch nie verloren. Ich verließ die Zweigwerkstatt schweren Herzens, aber mit dem guten Gewissen, dass ich dort etwas hinterlasse, was weiter ausbaufähig ist. Wie sagt man so schön: Ich habe dort meinen Fußabdruck hinterlassen.

Nun also bin ich wieder in der Hauptwerkstatt – und muss einmal mehr feststellen: Es bleibt nichts so, wie es ist. Wir haben auch hier in den letzten fünf Jahren zusammen mit den Kolleginnen, Kollegen und Beschäftigten viel bewegt, sodass ich sagen muss: Die Werkstatt steht nie still!

An dieser Stelle noch mal zurück auf Start: 1998 waren die meisten Gruppen in den Neubau der Hauptwerkstatt umgezogen, der zunächst aus den Hallen A und B sowie einer Küche bestand. Als ich 2003 in der Werkstatt anfing, hieß es im Einstellungsgespräch:

**Ein großes Schild zeigt an, was sich seit Monaten auf dem Gelände verändert.**

»Perspektivisch kommen noch eine dritte Halle und ein Förderbereich dazu.« Schon 2003 arbeiteten hier 240 Beschäftigte, also zirka sechzig über Kapazität. Ganz ehrlich: Anfänglich war ich über das Arbeitsumfeld, speziell über das, was den einzelnen Bereichen an Arbeit bereitgestellt wurde, geradezu schockiert.

In der Metallbearbeitung sah das Ganze so aus: Jeden Freitag kam unser Lastkraftwagen und brachte von der Firma Häfele zu montierende Metallteile mit. Wie ein Bienenschwarm gingen in Halle A alle Mann an den Lkw, zogen die Spreizbolzen von der Ladefläche und verteilten sie in alle Bereiche. Manchmal waren es 160.000, wenn wir Glück hatten, auch schon mal 240.000 Bolzen. Somit besorgte der Bereich Montage sozusagen für den gesamten Metallbereich die Arbeit.

Diese war zumeist Mittwochmittag erledigt, danach wurden Stifte und Bastelmaterial rausgeholt. Einen meiner Beschäftigten sollte ich eine Arbeit verrichten lassen, die mir bereits am ersten Tag äußerst suspekt erschienen war: Drei Kisten standen vor dem Mann; in der rechten befanden sich blaue Dübel, die mittlere enthielt Tüten, die schon ein bisschen zerschlissen waren, links stand die Kiste für die fertig gepackten Tüten.

»André, du lässt ihn immer zehn Stück in eine Tüte reinmachen«, sagte man mir. »Wenn er die Kiste voll hat, gehste raus auf den Flur, kippst die Bolzen in die eine, die Tüten in die andere Kiste – und stellst ihm das Ganze wieder rein. So hältst du das die ganze Woche, da hat der Mann was zu tun.«

Ich dachte, ich bin im falschen Film. Zwei Tage hielt ich das Prozedere aus, dann konnte ich dem Mann das nicht mehr antun und versuchte Schritt für Schritt, ihm andere, sinnvollere Arbeiten zu organisieren.

Seit 2003 hat sich unser Maschinenpark mächtig entwickelt. In der Wäscherei gehörte eine 20-Kilogramm-Maschine schon zu den Großen ihrer Art. In der Werbemittelfertigung war der Querschneider das modernste Werkzeug. Am besten ausgestattet war die Küche, aber in der Metallverarbeitung war die modernste Maschine eine Bohrmaschine, an der man die Senkung einstellen und mit der man Gewinde schneiden konnte. Ganz klar, hier musste sich einiges ändern!

*links* Lokalpresse (1998)

2005 kam die Halle C dazu, in der ein moderner Förderbereich entstand und die Demontage ihre Heimat fand. Mit dem personellen Wechsel in der Werkstattleitung ging auch bei der Ausstattung ein riesiger Aufschwung einher. Im Metallbereich wurde eine CNC-Maschine angeschafft, die Wäscherei vergrößerte sich, die Werbemittelfertigung bekam eine Stanze, an der zu Anfang nur ein Gruppenleiter oder eine Gruppenleiterin stehen durfte. Inzwischen ist es absolut normal, dass Beschäftigte sie selbst bedienen. Zu der CNC-Maschine im Metallbereich gesellte sich bald eine zweite, und auch beim Wechsel in den Heidering wurde noch mal eine Menge investiert.

Vergessen wir bei alldem nie, wo wir herkommen und wie unsere Anfänge ausgesehen haben! Mein Ziel war es immer, das Arbeitsfeld unserer Beschäftigten nicht länger mit tagelangem, organisiertem Nichtstun oder sinnentleerten Tätigkeiten zu »gestalten«. Deswegen ist es gut, dass ich einmal Gruppenleiter gewesen bin. So etwas wie damals mit den drei Kisten und den Bolzen möchte ich nie mehr erleben.

Wir haben als Werkstatt einen hohen Anspruch, und unsere Beschäftigten können eine Menge. Dass auch andere sehen, was unsere Leute auf dem Kasten haben, erreichten wir über Jahre mit viel Engagement, woran die Werkstattleitung um Herrn Lau einen sehr, sehr großen Anteil hat. Es ist geradezu sein Steckenpferd, unsere Arbeit und Fortschritte

**Neue Werkhallen für Oranienburger Behindertenwerkstatt**

*André Kerkow, Gruppenleiter Metall der Behindertenwerkstatt des St. Johannesberg, und Kollege Rainer Schulz können sich über neue Arbeitsbedingungen freuen. Für rund 1,5 Millionen Euro hat die Caritas Familien- und Jugendhilfe gGmbH die Einrichtung um eine Metall-Werkstatt und einen Förder- und Beschäftigungsbereich erweitern lassen.* **(Seite 3)** *Foto: Liedtke*

# Alles, außer gewöhnlich

**CARITAS** Farben und Piktogramme sollen Orientierung erleichtern / Einladung in die Behindertenwerkstatt

Zwölf Jahre nach der Eröffnung des Hauses war es Zeit für eine grundlegende Renovierung, findet Werkstattleiter Christoph Lau. Und ebenso für ein frisches Farbkonzept.

Von Heike Bergt

Haben das Farb- und Gestaltungskonzept der bunten „Piktogrammwolke" entwickelt und umgesetzt: Werkstattleiter Christoph Lau (r.) mit René Tausch, Chef der Oranienburger Werbeagentur „Chickenonspeed". FOTO: ENRICO KUGLER

**ORANIENBURG** | Caritasrot neben Wäschereigrün und Bildungsblau. Noch fehlen die farbigen Pinselstriche, doch die Konturen der „Piktogrammwolken" sind überall im 68 Meter langen Flur schon zu sehen. Bis zum Freitag, bis zum traditionellen „Tag der offenen Tür" vorm 1. Advent wird alles fertig sein. Da ist sich Christoph Lau sicher: „Wir liegen gut in der Zeit". Und ein wenig Zeitdruck ist auch nicht schlecht.

Seit September laufen die Planungen für die farbliche Neugestaltung der Werkstätten der Caritas Familien- und Jugendhilfe an der Berliner Straße 93. Und wenn schon Neugestaltung, dann ansprechend, luftig, witzig, „alles, außer gewöhnlich", wie der Slogan, mit dem die Caritas wirbt. Ob frische Wäsche, Grünservice, Metallteilfertigung für die Bahnindustrie, Demontage von Autoteilen oder Herstellung von Werbemitteln für Messen und Präsentationen für den „Global Player" Orafol – „so bunt wie die Aufgaben im Haus und seine Menschen sollte auch die Farbgestaltung sein", die zudem den Beschäftigten eine bessere Orientierung ermöglicht, so Lau.

Und so erhielt jeder der Fertigungs- oder Servicebereiche eine eigene Farbe auf Grundlage des Farbenkatalogs von Orafol – größter Arbeitgeber der Werkstatt. Hinzu kam je ein Piktogramm für jeden Bereich. Zusammen ergeben sie eine „Piktogrammwolke", aus der jeweils eines in der Größe die anderen überragt, abhängig davon, wo man sich im Haus gerade befindet, beschreibt der Oranienburger Werbeprofi René Tausch, Ideengeber des Farbkonzeptes.

Natürlich ist die Renovierung im Haus Thema. Mancher muss sich erst damit anfreunden. Kritische Stimmen gibt es immer, wenn Altes verschwindet. Nun, da das Gesamtbild erkennbar wird, gebe es im Haus rundum positive Reaktionen, so Christoph Lau. Er lädt Eltern, Betreuer und Firmenkunden ein, sich beim „Tag der offenen Tür" davon zu überzeugen.

## Orafol als größter Arbeitgeber

- **Am Freitag,** 26. November, haben Gäste von 10 bis 16 Uhr Gelegenheit, alle Werkstattbereiche kennenzulernen.
- **Knapp 380** Menschen vor allem mit geistiger Behinderung arbeiten in den Werkstätten der Caritas im St. Johannesberg.
- **Größter Auftraggeber** ist Orafol, für den Farbkataloge, Streifen und Musterfarbfächer angefertigt werden, die in alle Welt gehen. Zu Auftraggebern gehören auch z. B. Bombardier, Siemens, M. Friesen und Herlitz.
- **Arbeitsfelder** der Caritas-Werkstatt sind: Metallverarbeitung, Werbegrafik, Demontagen, Garten- und Landschaftsplanung, Wäscherei, Hauswirtschaft, Küche und Catering.
- **2010 kam** die Grafikabteilung „Faktor C" am Heidering hinzu, die 110 seelisch und psychisch Erkrankten eine Tätigkeit ermöglicht, und die Kantine im Gewerbegebiet Nord, Anziehungspunkt für viele Geschäftsleute.
- **Beim „Tag** der offenen Tür" gibt es Führung durchs Haus, vorweihnachtliche Musik, selbst gebackenen Kuchen und Gestecke aus der Schauwerkstatt.
- **Infos** www.caritas-werkstatt.de.

*oben* Im Jahr 2010 entsteht das Corporate Design der Caritas-Werkstatt mit den Piktogrammen der Bereiche und dem Claim »Alles, außer gewöhnlich.«

*links* Lokalpresse (2005)

publik zu machen, ob auf der Internetseite, in Zeitungsartikeln oder an den Tagen der offenen Tür.

Der zweite wichtige Punkt ist, dass wir unseren Qualitätsanspruch konsequent hochhalten. Qualität kannst du erzeugen, indem du Beschäftigte schulst, über einen guten Maschinenpark verfügst und engagierte Gruppenleiter und Gruppenleiterinnen hast. Du brauchst ein Gefüge, in welchem du jedwede Information nicht als Inselwissen belässt, sondern sie weitergibst an jeden einzelnen Beschäftigten, der vor Ort seine Arbeit erledigt. Dazu gehört auch, dass du ihm die Angst davor nimmst, einen schweren Maschinenpark zu bedienen.

Auf diese Weise wuchsen wir stetig weiter. Einige Bereiche gründeten wir einzig aufgrund des konkreten Auftrags einer Firma. Die Bohrervorfertigung in der Hauptwerkstatt entstand anlässlich eines großen Auftrags der Gühring G-Elit Präzisionswerkzeuge GmbH aus Berlin. Der Auftrag kam sehr schnell und endete, als der Auftraggeber seinen Standort in ein anderes Bundesland verlegte.

Auf gleiche Weise entstand die Demontage, die wir für die Firma Friesen schufen. Nur dass dieser Prozess wesentlich länger dauerte und wir hier sehr viel mehr investierten.

Ich fing damals mit einem Kollegen aus der Metallverarbeitung an, für die Firma Friesen tätig zu sein. In Halle B setzten wir drei Beschäftigte für die Zerlegung von Lichtmaschinen und Anlassern ein. Wir holten immer mehr Leute in dieses Arbeitsfeld, beließen es jedoch zunächst bei einer Gruppe.

Als die neue Halle C entstand, gaben wir das Aufgabenfeld ab. Auf einmal waren es zwei, dann drei Gruppen mit verschiedenen Arbeitsfeldern. Als ich 2006 die Bereichsleitung übernahm, guckten wir uns das noch zwei Jahre an, dann war klar: Wir ziehen mit der Demontage direkt in die Nähe des Auftraggebers in den Oranienburger Gewerbepark. Für die Logistik brauchten wir den ganzen Tag unseren Lkw dafür, um die zu demontierenden Teile ranzufahren, abzuladen und wieder in die Firma zu bringen. So entschieden wir: Das bringt nichts, wir müssen näher ran!

Mit etwa 5.000 Euro Jahresumsatz fingen wir an. Als ich den Bereich 2015 verließ, waren wir bei 145.000 Euro und fünf Arbeitsgruppen. Obendrein hatten wir eine ständige Arbeitsgruppe vor Ort im Betrieb, die dort saubermachte, den Winterdienst erledigte und dergleichen mehr. Wir versuchten, unser gesamtes Feld möglichst breit abzudecken. Das Verhältnis war beiderseitig gut, so kamen zum Beispiel auch Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Firma Friesen zu uns in die Kantine zum Essen. Der Bereich Demontage existiert bis heute, auch wenn die Firma Friesen längst aus Oranienburg verschwunden ist und wir hier inzwischen für andere Auftraggeber arbeiten. Die Werbemittelfertigung ist auch so ein Bereich, der ursprünglich nur für die Firma Orafol gedacht war.

Unsere Beschäftigten identifizieren sich stark mit den verschiedenen Auftraggebern. Manch einer sagte ganz stolz: »Ich arbeite bei Friesen!«, die andere: »Ich bin bei Orafol!« Mit den Jahren entwickelte sich ein gutes Verhältnis zwischen der Werkstatt und den Unternehmen, für die wir tätig sind. Genauso hatten wir uns das erhofft, obgleich wir längst nicht sicher waren, dass es auch klappt.

Mittlerweile entwickeln wir neue Bereiche auch aus Eigeninitiative, wie zum Beispiel Rad & Tat. Die Werbetechnik, nicht zu verwechseln mit der Werbemittelfertigung für Orafol, entstand ebenfalls auf diese Weise. Wir versuchen, diese Bereiche am Markt zu platzieren und stetig zu erweitern.

*links außen* Arbeitsbereich Bohrervorfertigung

*links* Arbeitsbereich Demontage

Seit 2009 arbeiteten wir an zwei großen Standorten. Hierbei merkten wir, dass sich die Standorte unserer Caritas-Werkstatt mental ein Stück weit voneinander entfernten. Klar, blieb die Hauptwerkstatt in gewisser Weise der Motor, aber die Zweigwerkstatt am Heidering versuchte, sich mit ihr zu messen. 2016 kam die dritte Zweigwerkstatt am Aderluch dazu, und auch hier werden wir nicht stehenbleiben.

Das alles widerspricht den allgemeinen Prognosen, welche seit Jahren voraussagen, dass Werkstätten ihre Räumlichkeiten verkleinern werden, weil ihre Beschäftigtenzahlen tendenziell sinken. Das können wir für unsere Werkstatt nicht feststellen, und ich glaube, dies gilt generell für den Landkreis Oberhavel. Zwar hatten wir vor zwei, drei Jahren eine leichte Tendenzschwankung, aber insgesamt sind wir bis jetzt beständig gewachsen. Als ich vor siebzehn Jahren hier anfing, waren es 240, jetzt haben wir mehr als 420 Beschäftigte. Das ist schon enorm.

Bei alldem gibt es natürlich auch mal Rück- oder Nackenschläge, und, leider Gottes, verliert man den einen oder anderen Kollegen, was mich mitunter sehr bewegt. Aber so ist der Lauf der Welt, und ich kann sagen: Ich bin jetzt seit siebzehn Jahren in der Werkstatt, so lange wie nie zuvor in ein und demselben Unternehmen. Und ich hoffe, dass ich auch noch die restlichen zehn, zwölf Jahre meines Arbeitslebens hier verbringen darf. Vor allem wünsche ich mir, dass es mit der Werkstatt so kontinuierlich gut weitergeht, dass sie für alle ein gutes Zuhause ist und bleibt.

# Ich kann jeden Handgriff erklären

*Sabine Söhring*

Ich bin seit fünfzehn Jahren in der Werkstatt, allerdings bereits seit 34 Jahren im St. Johannesberg tätig. Meinen Wechsel in die Werkstatt verdanke ich allerhand Umstrukturierungen im Wohnheim. Anfangs landete ich im Arbeitsbereich Hauswirtschaft, und es machte mir großen Spaß, diese zu leiten.

Wir arbeiteten viel in privaten Haushalten. Täglich fuhren wir raus, um unsere Aufträge zu erledigen. Das Schwierige daran: Ich hatte eine Gruppe von bis zu fünfzehn Leuten, in Privathaushalte rausfahren konnte ich aber nur mit höchstens fünf. Den Rest der Gruppe betreute die Gruppenleitung aus der Wäscherei.

Nach sieben Jahren erfolgte der Umbau unserer Wäscherei. Sie hatte bereits vorher existiert, war allerdings wesentlich kleiner, und es gab lediglich 25 kg- und 10 kg-Maschinen. Nun verwandelte sie sich in eine richtige Großwäscherei, ausgestattet mit Maschinen,

*links* Theromotransferdruck im Arbeitsbereich Werbemittelfertigung

die fünfzig, siebzig oder neunzig Kilogramm fassen. Hatte zuvor eine Gruppe Hauswirtschaft und eine für die Wäscherei existiert, umfasste Letztere jetzt zwei Gruppen mit 24 Beschäftigten. Es war mein Wunsch, dort anzufangen – und genau so kam es.

Von nun an nahmen wir auch Großaufträge an, das hieß: Wir wuschen nicht mehr nur für unser Wohnheim. Die Justizvollzugsanstalt kam dazu, die Kitas der Stadt Oranienburg, die Firmen AWU und Grunske sowie etliche weitere Auftraggeber. Allerdings ist auch unsere hausinterne Wäsche nicht zu unterschätzen, denn auch wir als Werkstatt wuchsen schließlich munter weiter.

Bei alldem ging das Familiäre unserer Anfangsjahre teilweise verloren, zumindest in meinem persönlichen Erleben der Werkstatt. Die ist mittlerweile so groß, dass man die anderen Beschäftigten teilweise gar nicht mehr kennt. Früher wurden die neuen Kollegen und Kolleginnen herumgeführt, und man nahm gleich so ein bisschen Kontakt auf. Da war zunächst ja bloß die Hauptwerkstatt, in der kannte ich jedes Gesicht. Manchmal läuft jetzt einer über den Flur, und ich denke: Oh, wer ist das denn? Frage ich darauf eine Kollegin, schüttelt die ebenso den Kopf: »Nein, den habe ich auch noch nie gesehen.«

Aus meiner Sicht ist es einfach die Größe unseres Betriebs, die dieses Familiäre nicht mehr so zulässt. Ansonsten fühle ich mich auch heute noch jeden Tag wohl in der Werkstatt. Genauer gesagt: Ich fühle mich sehr wohl – und manchmal fühle ich mich nur wohl. Ich gehe gerne zur Arbeit, aber das Arbeitspensum ist nicht ohne. Bei uns spielt die Technik eine große Rolle, die in den letzten Jahren glücklicherweise stark verändert worden ist. Zum Beispiel bekamen wir einen neuen Kessel, der automatisch an- und ausgeht sowie eine neue Mangel mit Ansaugautomatik.

Ich hege die Hoffnung, dass wir demnächst nicht mehr so viele Monteure bei uns haben. Einer ist fast jede Woche da. Sind es, wie letzte Woche, sogar drei gleichzeitig, denke ich mir: Für diese Umgebung ist es viel zu laut. Unsere Beschäftigten sind schließlich hier, weil sie auf dem Ersten Markt nicht arbeiten können und mehr Ruhe und mehr Zuwendung brauchen und weil sie langsamer sind. Wird dann der Schweißer aktiv oder der Rohrreiniger fuhrwerkt mit seiner Spirale herum, bewundere ich unsere Beschäftigten geradezu. Die sind so kampferprobt, wie die das aushalten?! Manchmal halte ich es selbst kaum aus. Sind Monteure in der Wäscherei, bedeutet das immer Lärm, Staub und

Platzmangel, um nebenbei die Wäsche zu bearbeiten. Hinterher müssen wir immer erst mal alles saubermachen.

Wir haben einen sehr hohen Qualitätsanspruch. Vertraut mir einer ein schmutziges Hemd an und will es sauber wiederhaben, ist es mein Anspruch, dem nachzukommen und ihm ein fleckenloses Hemd auszuhändigen. Gut, manchmal ist man vielleicht selbst ein bisschen schuld an dem Stress, den man sich macht.

Auch die Maschinen werden immer größer. Als ich in der Wäscherei anfing, war die mit der 25-Kilogramm-Trommel schon riesig – und jetzt wartet die kleinste Maschine mit der doppelten Größe auf! Da gehen ganz andere Mengen Wäsche rein als früher.

Dazu haben wir Beschäftigte, die wirklich arbeiten wollen. Die Arbeit ist ihr sozialer Bezugspunkt, den sie für ihr Leben benötigen. Obendrein brauchen sie die Wertschätzung, die ihnen hier entgegengebracht wird. Sie wollen einfach teilhaben am Berufsleben.

*rechts* Sabine Söhring, Gruppenleiterin im Arbeitsbereich Wäscherei

Von Anfang an, also auch schon in der Hauswirtschaft, arbeitete ich genauso mit wie alle meine Beschäftigten, und das zieht sich bis heute durch. Für unsere Beschäftigten ist das die beste Motivation. Ist viel zu tun, verrichte ich genau die gleichen Arbeiten wie sie. Das geht früh los, wenn wir gemeinsam die schmutzige Wäsche sortieren, die Waschmaschinen leeren und die Trockner befüllen. Dafür brauchst du schon Power!

Unsere Hauptaufgabe besteht zweifellos im Sortieren und Zusammenlegen der sauberen Wäsche. Das ist manchmal wirklich Wahnsinn, wenn da hundert Kilogramm Trockenwäsche vor dir auf dem Tisch liegen. Natürlich stellen wir Gruppenleiter und Gruppenleiterinnen uns da mit ran, vor allem, wenn wir nur wenige Leute vor Ort sind. Unsere Beschäftigten wissen ganz genau, dass wir alles mitmachen. Alles, was sie tun, können wir auch. Ich halte es für sehr wichtig, dass ich jeden nötigen Handgriff erklären kann. Nein, andersherum wird ein Schuh draus: Ich kann ihn nur erklären, weil ich ihn selbst schon ausgeführt habe. Als Gruppenleiterin muss ich natürlich auch hin und wieder die Arbeit delegieren können. Aber ich möchte nicht neben meinen Beschäftigten stehen und sagen: »So und so machst du das jetzt!« Viel lieber fasse ich selbst mit zu.

Beim Wechsel vom Arbeitsbereich Hauswirtschaft in die Wäscherei nahm ich meine alte Gruppe fast komplett mit rüber. Ich glaube, jeder und jede Beschäftigte findet irgendwann den passenden Gruppenleiter oder die passende Gruppenleiterin und will dann nicht mehr wechseln. Mit der richtigen Person an der Seite ist die eigentliche Arbeit vielleicht auch ein Stück weit nebensächlich.

# Die Arbeit ist Mittel zum Zweck

*Bettina Dahlke*

Ich bin seit 1996 in der Werkstatt. Angefangen habe ich in unserer Zweigstelle in Germendorf, die heute viele unserer Leute nicht mehr kennen. Ich erlebte das Wachstum unserer Werkstatt mit, zog schließlich von Germendorf mit in die neue Werkstatt um.

In all den Jahren hier übte ich die verschiedensten Tätigkeiten aus. In Germendorf war ich für eine Gruppe im Arbeitstraining zuständig, was heute der Berufsbildungsbereich ist. Wir fertigten unter anderem Werbemittel für Orafol. Interessanterweise bin ich über verschiedene Zwischenwege mittlerweile wieder in der Werbemittelfertigung gelandet.

Die Arbeit sehe ich vor allem als Mittel zum Zweck. Sie dient hauptsächlich dazu, die Beschäftigten zu fördern und ihre Fähigkeiten herauszukitzeln. Durch die Arbeit erlangen sie ein Bewusstsein für sich selbst. Profan ausgedrückt, geht es darum, ihnen einen guten Tag zu bescheren und das Gefühl zu vermitteln, dass sie etwas geschafft haben. Das betrachte ich als meine tägliche Aufgabe.

Parallel geht es mir darum, Sprachrohr zu sein für unsere Beschäftigten, die ihre Angelegenheiten nicht aussprechen beziehungsweise formulieren können. Diese aufzunehmen und weiterzutragen, auch darin sehe ich meine Arbeit. Ich bin ihre Vertrauensperson. Einige Beschäftigte sind sehr kreativ darin, Anregungen für begleitende Angebote zu geben – diese nehme ich als Gruppenleiterin wahr und gebe sie an die Entscheidungsträger weiter.

Dasselbe gilt bei unzumutbaren Arbeitsbedingungen, wie zum Beispiel die hohe Temperatur im Siebdruckbereich, der hauptsächlich unsere Beschäftigten ausgesetzt sind. Hier bin ich als Gruppenleiterin gefragt: Welche Argumente kann ich bei der Werkstattleitung für eine mögliche Veränderung ins Feld führen? Gemeinsam mit den Beschäftigten habe ich über mehrere Wochen stündlich die Temperatur notiert, um deren Verlauf nachvollziehbar zu machen. Ob dem eine Veränderung folgt, liegt freilich nicht mehr in meinem Entscheidungsbereich. Doch mache ich auf solche Missstände nicht aufmerksam, erfährt niemand davon, und es ändert sich erst recht nichts.

Neben der Schaffung eines angenehmen Arbeitsumfeldes für unsere Beschäftigten ist natürlich auch die gewerbliche Produktion wichtig, genau wie deren Qualität. Hier stellen wir einen hohen Anspruch an uns selbst. Die Herausforderung besteht nun darin, beide Seiten ins Gleichgewicht zu bekommen, sprich: dem sozialen Aspekt unserer Arbeit täglich gerecht zu werden und zugleich die anstehenden Produktionsanforderungen zu erfüllen. Dazu müssen wir den Produktionsablauf unseres Bereiches so steuern, dass alle Maschinen besetzt und zugleich Vorbereitung und Weiterverarbeitung des Materials gesichert sind. Bei alldem dürfen wir die Wünsche, Interessen und die individuellen Bedürfnisse unserer Beschäftigten nicht aus dem Blick verlieren. Nicht jeder Tag ist wie der andere. Die Koordination aller Seiten klappt nicht immer, aber meistens.

Die Produktion der Farbfächer für Orafol erlebte ich von Anfang an mit. Ich war dabei, als wir die Aufgabe übernahmen, und begleitete das erste Druckverfahren – eine interessante Zeit. Wir starteten mit einem Thermodrucker, mit dem wir die Folie bedruckten. Auch heute arbeiten wir noch mit dem Thermodruckverfahren, haben aber inzwischen zwei Geräte. Für die größere Menge der Stanzlinge nutzen wir jedoch schon länger das Siebdruckverfahren. Die Stanzlinge haben sich in Form und Größe verändert, ebenso die Schrift.

Damals, in Germendorf, holten wir uns nur Arbeiten aus der Werbemittelfertigung, damit unsere Beschäftigten im Arbeitstraining, dem heutigen Berufsbildungsbereich, ihre Interessen und Fähigkeiten entwickeln konnten. Mittlerweile beschäftigen wir sechzig Leute und fertigen für Orafol Werbematerial wie Farbfächer, Farbkarten und Wandtafeln. Heute sitze ich mit der Werbemittelfertigung in der Hauptwerkstatt. Gemeinsam mit zwei Kollegen arbeite ich in der Vorfertigung, das heißt: Wir bekommen die Aufträge und bestellen das entsprechende Rohmaterial, nehmen dann die großen Farbrollen in Empfang und schneiden sie für alle Zwischenschritte auf die je nach Weiterverarbeitung nötige Größe.

Für die Farbfächer werden alle Teile entsprechend bedruckt, wofür wir unter anderem unseren Siebdruckbereich eingerichtet haben. Nach dem Stanzen werden alle Teile entgittert, gelocht, kontrolliert und mittels Waage gezählt. Für die Farbkarten werden die Folien kaschiert, sprich: auf Klarsichtfolie geklebt und danach am Querschneider in Streifen geschnitten. Das alles organisieren wir in unserer Abteilung und führen die entsprechenden Arbeiten aus. Maschinen müssen bedient, entsprechend umgebaut und eingestellt werden. Gemeinsam mit meinen Kollegen und Kolleginnen muss ich diejenigen Beschäftigten heraussuchen, die die Maschinen bedienen können. Das ist nicht ohne.

Nachdem wir alle Werbemittel entsprechend vorgefertigt haben, liefern wir die einzelnen Teile ins Lager oder direkt zur Endfertigung, damit sich die dortigen Kollegen und Kolleginnen um das Zusammenbauen der Farbfächer beziehungsweise das Kleben der Farbkarten kümmern können. Bis zu seinem Eintritt ins Rentenalter war die Endfertigung der Bereich meines Kollegen Enrico Branoner.

*rechts* Bettina Dahlke, Gruppenleiterin im Arbeitsbereich Werbemittelfertigung

## Das sind keine Behinderten, das sind Kolleginnen und Kollegen

*Enrico Branoner*

Altersmäßig gehöre ich wohl zu den Senioren in diesem Buch. Seit zwölf Jahren bin ich in der Werkstatt – und arbeite die ganze Zeit über in der Werbemittel-Endfertigung. Darüber freue ich mich sehr. Zum einen trifft das meinen ursprünglich erlernten Beruf als Gebrauchswerber, heute Schauwerbegestalter. Das sind diejenigen, die die Schaufensterpuppen anziehen und alles mit Nadeln zurechtstecken, damit es aussieht, als ob es passt. Anschließend arbeitete ich lange Zeit als Einzelhandelskaufmann, weshalb mir – zum zweiten – auch Produktqualität und Umsätze sehr am Herzen liegen.

In Pankow hatte ich damals den wohl kleinsten Spielzeugladen Berlins. Auf 48 Quadratmetern Verkaufsfläche machte ich eine Million Umsatz im Jahr. Die Leute standen oft bis um die Ecke. Viele Jahre lang verkaufte ich Spielzeug; erst an die Kinder, dann kamen die gleichen Leute als Erwachsene und kauften für ihre Kinder Spielzeug ein. Das war ein Erlebnis! Hätten sie mir den Laden nicht weggenommen, wäre ich heute noch

Spielzeugverkäufer. Aber mit der Wende kamen die Alteigentümer. Die Erbengemeinschaft hatte Dollarzeichen in den Augen, und sie kündigten mir den Mietvertrag.

Danach arbeitete ich als Filialleiter, Bezirksleiter, Ladenbauer und Gebrauchsgrafiker bei Connys Container. Zwischendurch war ich sogar als »Ich-AG« unterwegs. Hat am Ende auch nicht geklappt, aber ich war aus der Arbeitslosenstatistik raus.

Über Umwege und Beziehungen landete ich schließlich in der Caritas-Werkstatt. Die Chefin meiner Frau in der Caritas-Klinik Maria Heimsuchung in Pankow ist die Ehefrau des damaligen Werkstatt-Geschäftsführers Helmut Vollmar, weshalb meine Frau sie wissen ließ: »Mein Mann sucht eine andere Arbeit. Der ist immer im Außendienst unterwegs, jetzt arbeitet er gerade in Hamburg, nächste Woche ist er in Köln. Gibt es nicht was hier in oder um Berlin?«

Die Zeit verging. Eines Tages fragte Herr Vollmar nach: »Haben wir in der Werkstatt nicht eine Aufgabe für einen Mann aus der Werbebranche? Seine Frau schafft bei meiner Frau in der Klinik.«

So kam ich in die Werkstatt – und es funktionierte, bis heute! Mittlerweile arbeite ich ein Dutzend Jahre als Gruppenleiter. Von Anfang an hatte ich die größte Gruppe, nie weniger als sechzehn Beschäftigte, meistens sind es achtzehn, neunzehn. Wir fertigen ausschließlich die Farbfächer und -karten für die Firma Orafol.

Sicherlich ist unsere Hauptaufgabe die Arbeit mit den Menschen. Für meine Begriffe bleibt hierbei jedoch manchmal einiges auf der Strecke, weil wir ständig einem unheimlichen Termindruck unterliegen. In guten Zeiten fertigen wir in der Woche zehntausend Karten und tausend Fächer. Das ist schon eine Menge. Damit sind wir alle ganz schön gefordert.

Ich glaube, dass wir untereinander einen sehr guten Kontakt pflegen. Wobei ich sagen muss: In meinen zwölf Jahren hier hat sich dieser im Laufe der Zeit doch verändert. Bei uns in der Gruppe geht es nach wie vor äußerst familiär zu. Wir pflegen bestimmte Rituale: Einmal in der Woche telefoniert Kerstin mit ihrer Schwester Sabine, immer freitags nach dem Frühstück, dieses Ritual ziehen wir durch. Regine Friede schneidet immer

unsere Essenmarken aus, Thomas Klötzer stellt den Kalender um und macht sich einen tierischen Kopf: »Wer stellt den Kalender um, wenn ich mal nicht da bin? Das geht ja nun gar nicht!«

Das sind so kleine Dinge, die über die Jahre gewachsen sind und vielen unserer Leute ein Stück weit die Familie ersetzen. Die Fluktuation ist in unserer Gruppe relativ gering. Die meisten scheiden irgendwann aus gesundheitlichen Gründen aus, ziehen weg oder gehen in Rente. Der Kern unserer Gruppe ist relativ stabil. Das sehe ich als ein gutes Zeichen. Es heißt: Die Leute fühlen sich wohl bei uns, wenn auch nicht jeder Tag gleich gut läuft. Manchmal muss ich energisch werden, aber auch für uns Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen ist ja nicht jeder Tag gleich.

1221 Folien haben wir zurzeit im Sortiment, und die wollen alle auseinandergehalten werden! Für mich sehen viele von ihnen einfach nur rot oder blau aus, und doch sind sie alle verschieden. Pro Farbe gibt es mehr als hundert Varianten – das Auseinanderhalten muss man erst mal beherrschen! Nur eine ganz bestimmte von ihnen darf auf die jeweilige Karte und in den Fächer. Und das haben unsere Beschäftigten drauf! Manche von ihnen sind Analphabeten – und kennen ihre Karten aus dem Effeff. Wenn man sich da mal vergreift, merken sie es sofort: »Du hast mir einen falschen Streifen gebracht!« Dieser Feinsinn ist schon beachtlich.

Bei vielen unserer Leute sehe ich, wie sie sich entwickelt haben. Es ist erstaunlich, wie sie im Laufe der Jahre zu Persönlichkeiten gewachsen sind. Darauf haben wir als Gruppenleiter und Gruppenleiterinnen ganz viel Einfluss, darin besteht unsere Verantwortung.

Hier in der Werkstatt leisten die Beschäftigten richtig gute Arbeit, was viele Oranienburger gar nicht wissen. Ich war einmal mit einer Kollegin mit einem Stand auf dem Regionalmarkt. Wir verkauften Produkte aus unserer eigenen Produktion wie Honig, Marmelade, Kerzen, Nistkästen, Vogelfutterhäuser und vieles mehr. Weil wir uns mittelalterlich gekleidet hatten, waren wir schon mal ein Blickfang. Die Leute kamen, guckten

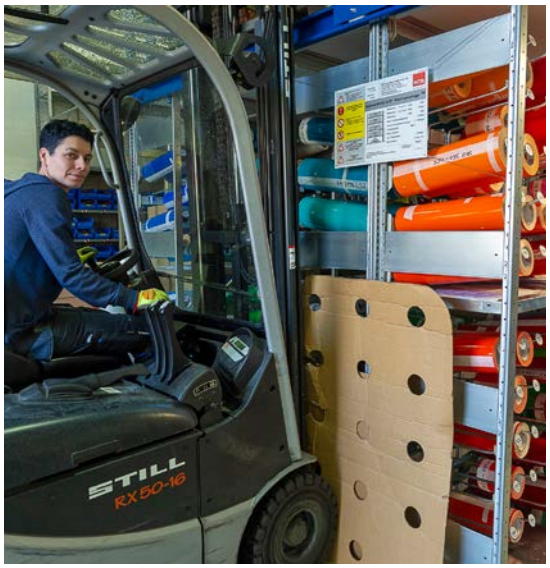
*rechts* Arbeitsbereich Werbemittelfertigung

und fragten schließlich: »Wo sind Sie denn her? Wat, aus der Caritas-Werkstatt? Dit is da, wo die blaue Mauer is, wa? Solche tollen Sachen machen Se da? Ick dachte, die basteln da bloß ein bisschen und machen sauber.«

Dass hinter alldem richtig gute Arbeit steht, dazu Technologien und Maschinen, die unsere Leute selbst bedienen, konnten sich die Leute auf dem Markt offenbar nicht vorstellen. Und das, obwohl sie hier schon immer lebten. »Kommen Se mal zum Tag der offenen Tür«, gab ich ihnen mit auf den Weg, »da können Se gucken, wat bei uns los is!«

Von der Drehmaschine über Querschneider, Kaschiermaschine, unsere moderne Küche bis hin zur Wäscherei haben wir im Prinzip einen Großbetrieb. Wir dürften einer der größten Arbeitgeber in Oranienburg sein. Achtzig hauptamtliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen und über vierhundert Beschäftigte – das sind viele!

Quasi seitdem die Werkstatt existiert, hat sie ein Geschäftsverhältnis mit der Firma Orafol. Es ist sehr schwierig, in einen Betrieb dieser Größe reinzukommen. Wir schafften es dennoch und haben obendrein das Glück, mitwachsen zu dürfen. Und wir haben jetzt auch anständige Preise. Natürlich guckt Orafol in erster Linie auf Qualität und



Zuverlässigkeit, aber auch auf die Ausgleichsabgabe. Dementsprechend hat die Firma überhaupt nichts gegen eine Zusammenarbeit mit uns, im Gegenteil. In vielen Betrieben merkt man erst jetzt, dass sich soziales Engagement gut vermarkten lässt. Frei nach dem Motto: Ich bin Bio, ich bin sozial, auch wenn ich mit Folien, Lösungsmitteln und Weichmachern arbeite.

Inzwischen haben sich die Betriebe gewandelt. Das Problem ist, dass sich auch die Gesellschaft ändern muss. Ich komme aus dem Handel und konnte schon immer ganz gut mit Menschen umgehen. Mit Behinderten aber habe ich vor der Caritas nie etwas zu tun gehabt – wenngleich ich meine Leute hier nicht zuerst als Menschen mit Behinderung sehe. Für mich sind sie Kollegen und Kolleginnen, und jeder leistet seine Arbeit. Im Getriebe unserer Werkstatt bin ich das zweitkleinste Rädchen. Erst kommen die Beschäftigten, dann ich als einer der Gruppenleiter, dann der Produktionsleiter, der stellvertretende Werkstattleiter, der Fachdienst – ich weiß nicht, wie weit nach oben es noch geht.

Ich bin nichts Besseres als die mir anvertrauten Beschäftigten, aber einer muss eben auch bei uns den Hut aufhaben und sagen: »Du machst jetzt das, und du machst das.« Sonst funktioniert es nicht. Die Räder müssen möglichst komplikationslos ineinandergreifen, vom Wareneingang bis zum letzten Schritt. Die Kollegen und Kolleginnen in der Werbemittel-Vorfertigung müssen uns die Sachen bereitstellen, damit wir die Endfertigung vornehmen können.

Alles läuft Hand in Hand, jeder muss mitziehen. Natürlich muss ich als Gruppenleiter delegieren können, denn ich kann nicht alle Maschinen selbst bedienen. An der Druckmaschine oder an der großen Stanze bin ich raus, mit denen habe ich mich nie beschäftigt. Den Querschneider, die andere Stanze und den Kaschierautomat könnte ich bedienen, aber sicherlich nicht so sicher und schnell wie die Leute, die das tagtäglich tun. Das ist auch gar nicht mein Anspruch, schließlich gibt es administrative Arbeiten, die ebenfalls erledigt werden müssen. Neben der Produktion bin ich zuständig für die Kommissionierung und den Ausgang der Fertigware, fülle beispielsweise Lieferscheine aus, erstelle Rechnungen, kontrolliere den Wareneingang, koordiniere die Lagerhaltung und dergleichen mehr.

Wenn es mir mal so richtig mies geht, sage ich mir: Denk an die Zeit vor der Caritas! Hier hast du eine geregelte Arbeitszeit, kannst Freitag um dreizehn Uhr nach Hause gehen, das Gehalt ist pünktlich auf dem Konto, was willst du also? Du sitzt im Warmen, musst nicht mehr auf irgendwelchen Fassaden rumklettern, weil du in luftiger Höhe eine Werbetafel anschraubst – eigentlich kann es mir gar nicht besser gehen als hier!

Zwölf Jahre bin ich nun schon dabei, also habe ich hier wohl nicht alles falsch gemacht. Ich saß die gesamte Zeit im selben Büro, am selben Schreibtisch. Gut, einen Stuhl habe ich bereits durchgesessen. Zum Glück kam ich über Umwege in die Werkstatt – spät, aber immerhin!

*rechts* Arbeitsbereich Werbemittelfertigung

Zwischenruf

# *Peter Flöter*

Die Werkstatt ist für mich vor allem mein Arbeitsplatz. Das ist ganz wichtig für mich. Wenn man arbeitslos ist, sitzt man doch bloß zu Hause, und das macht keinen Spaß. Hier macht es aber Spaß, und ich komme immer wieder, bis ich nicht mehr kann.

Ich komme auf jeden Fall bis zur Rente, vorher gehe ich nicht nach Hause! Ich wünsche der Werkstatt, dass sie immer in Betrieb bleibt, bis sie hundert Jahre alt ist. Diese Werkstatt ist gut, denn den Menschen muss geholfen werden, und sie brauchen etwas zu tun. Gut, dass ich hier bin.

Zwischenruf

# *Dirk Storm*

Wenn ich nicht hier arbeiten würde, wäre es die absolute Katastrophe für mich. Insgesamt ist die Werkstatt vor allem mein Arbeitsplatz, aber auch die sozialen Kontakte sind für mich sehr wichtig. Dass ich die Möglichkeit habe, mit anderen zu reden, und dass ich hier Zeit bekomme, mir Rat zu holen, wenn ich ihn brauche – das ist eine Unterstützung.

Man kann sagen, meine besondere Funktion hier in der Werkstatt ist, dass ich eines unserer Siebdruck-Teams leite. Ich mache das gerne, weil es Spaß macht und ich gern dabei helfe, dass andere das lernen und dann auch gut können.

Für die Zukunft habe ich eigentlich keine Wünsche, denn so, wie es jetzt ist, ist es genau richtig.

# Einwurf: Immer wieder ein neuer Blick

*Rainer Schulz*

Ich arbeite seit 2002 in der Werkstatt. Von Hause aus bin ich Instandhaltungsmechaniker, meine Lehre absolvierte ich im VEB Kaltwalzwerk Oranienburg. Dieser sozialistische Vorzeigebetrieb mit 1200 Mitarbeitern war der größte Arbeitgeber der Stadt. 1989 beendete ich meine Lehre, genau zur Wendezeit. Die Treuhand verkaufte den Betrieb an den Krupp-Konzern, der die Produktion nach unten fuhr und den Standort 1993 schloss.

Dank einiger günstiger Fügungen war ich jedoch nie arbeitslos. Ich durchlief verschiedene Stationen inklusive Zivildienst und lernte die industrielle Produktion aus unterschiedlichen Perspektiven kennen. Ich arbeitete auf Montage, war im Ausland und in Berlin tätig. Letzteres bedeutete eine Stunde Fahrweg hin, eine Stunde zurück. Auch in Berlin war ich ständig mit dem Auto auf verschiedenen Baustellen unterwegs. Nach alldem empfand ich es als ausgesprochenes Glück, in der Caritas-Werkstatt zu landen. Hier erlebte ich, wie schön es ist, in Wohnortnähe zu arbeiten, sich am Feierabend von seinen

Kindern abholen zu lassen und obendrein einer äußerst spannenden und vielfältigen Tätigkeit nachzugehen.

Mein Vorgänger, Axel Leitgeb, war ein gestandener Werkzeugmacher. Kurz nach der Wende war er bei der Werkstatt eingestiegen und verantwortete den Bereich Metallbearbeitung. Von seiner ehemaligen Arbeit im VEB Infrarotanlagen Oranienburg brachte er viel Erfahrung und einen Kundenstamm mit.

Ich fing am 1. Dezember 2002 an, Herr Leitgeb und ich hatten etwa einen Monat Übergabezeit. Davon entfielen vierzehn Tage auf seinen Resturlaub. Somit war mein Start wie ein Sprung ins kalte Wasser. Aber es war eine positive Herausforderung, die mich voll forderte.

Ich übernahm also die Manufaktur-Fertigung meines Vorgängers, um fortan vieles neu zu entwickeln. Nach einem Jahr stieß André Kerkow dazu, und gemeinsam durften wir die Erweiterungsplanung des Bereichs Metallverarbeitung in die Hände nehmen.

Man räumte uns viele Freiheiten ein, unserem Arbeitsfeld einen industriellen Fingerabdruck zu verpassen. Ein spannender Paradigmenwechsel, weil unter anderem die CNC-Technik dazukam, ein technologischer Quantensprung! Es war sehr interessant zu sehen, wie die Beschäftigten Freude daran fanden, sich den neuen Techniken und Herausforderungen zu stellen. Dazu kam der Umzug in die nach unseren Wünschen ausgestattete neue Halle.

Die Metallverarbeitung entwickelte sich zur technologischen Speerspitze, was der gesamten Werkstatt einen Schub nach vorn gab. Obendrein entfachte sie eine Sogwirkung für Beschäftigte, die dort unbedingt hinwollten. Eine spannende Zeit, wir erlebten eine unheimliche Dynamik. Die kommt, zumindest was die Produktion angeht, längst nicht immer von außen. Vielfach sind es die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die aus sich heraus etwas verändern wollen und dazu ihre Ideen für den Arbeitsbereich einbringen. Schlägt das Herz einer Gruppenleitung für eine Sache, ist im Prinzip alles möglich.

So jedenfalls erlebten wir es damals in der Metallverarbeitung. Bekamen wir einen Auftrag angetragen, den es so noch nicht gegeben hatte, waren zunächst einmal wir

Gruppenleiter und Gruppenleiterinnen gefragt. Nun ging es darum, das Vertrauen des Auftraggebers zu gewinnen und ihm zu zeigen, dass wir dem Auftrag gewachsen und die besten Partner für dessen Umsetzung sind.

War das geschafft, gingen wir daran, das Ganze Stück für Stück umzusetzen und uns dabei zu professionalisieren. Hier war oft ein gewisses Talent zur Improvisation gefragt. Einmal kam beispielsweise die Anfrage zur Fertigung einer großen Serie von Einzelteilen einer Schweißkonstruktion aus Aluminium. Wir wollten diesen Auftrag unbedingt bekommen, uns fehlten aber noch die dafür üblichen technischen Möglichkeiten, die Alu-Profile entsprechend den Kundenanforderungen zu bearbeiten und pünktlich zu liefern. So standen die Gruppenleiter bis in den Abend an der alten Universal-Holzbearbeitungsmaschine, um Gehrungen zu schneiden und Schweißfasen anzuarbeiten. Am nächsten Tag wurden die Ergebnisse unserer Spätschicht durch unsere Beschäftigten entgratet, gebohrt und versandfertig gemacht. Später konnten wir die maschinellen Möglichkeiten erweitern und somit weitere neue Arbeitsfelder für unsere Beschäftigten erschließen.

Die Metallverarbeitung befand sich ganz hinten in Halle C. Ich kam nicht oft nach vorne, nur manchmal musste ich in die Verwaltung. Als ich am 1. Juni 2010 Arbeitsvorbereiter wurde, vergrößerte sich mein Aktionsradius, und mein Blick wurde weiter. Er weitete sich noch mal ein gehöriges Stück, als ich im Februar 2016 in die Werkstattleitung eintrat.

In meinen fast zwanzig Jahren bei der Caritas erlebte ich das Zusammenspiel von persönlicher Begeisterung motivierter Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die ihre Beschäftigten mit einbeziehen und im Austausch mit ihnen die Grundvoraussetzung für den Erfolg eines Arbeitsbereiches schaffen, immer wieder aufs Neue. Der Schlüssel zu diesen Erfolgen bestand dabei stets in der Identifikation der Gruppenleiter und Gruppenleiterinnen mit ihren pädagogischen Aufgaben und denen als Gestalter und Gestalterinnen der Produktion.

Genauso erlebten wir es in der Wäscherei, die wir 2013 komplett umkrempelten. Und es ging weiter, bis Anfang 2021 als Abschluss der Modernisierung eine neue Mangel und eine neue Kesselanlage reinkamen. Eine ähnliche Entwicklung lässt sich in vielen anderen Arbeitsbereichen erkennen. Paradebeispiel ist sicherlich die Holzverarbeitung. Hier entstand praktisch aus der Idee eines einzelnen Mitarbeiters ein Arbeitsbereich für mittlerweile über vierzig Beschäftigte und vier Gruppenleiter und Gruppenleiterinnen.

Andreas Paczoch, der sich schon länger mit Imkerei beschäftigte, nahm sich vor, eine spezielle Bienenbeute zu bauen. Das ist ein Kasten, in dem ein domestiziertes Bienenvolk nistet und wohnt. Früher lebten die Tiere in Baumstämmen oder geflochtenen Bienenkörben, doch irgendwann entschied der Mensch, ein rechteckiges Haus aus Holz sei geeigneter dafür, ihnen den Honig abzugewinnen.

*links* Schweißarbeiten im Arbeitsbereich Metallverarbeitung

*rechts* Franklin Liedtke und Andreas Paczoch, Imker aus Leidenschaft

Aus Herrn Paczochs persönlichem Hobby und seinen Kontakten zum Länderinstitut für Bienenkunde in Hohen Neuendorf entstand am Faktor C eine Musterfertigung für eine solche Bienenbeute. Dem folgten erste Aufträge. Irgendwann beschlossen wir, die Fertigung Herrn Liedtke aus dem Bildungsbereich zu übergeben, der gelernter Tischler ist. Ihn fragten wir, ob er in seinem Bereich einen Holzgrundkurs einrichten würde, in dem die Bienenkästen gebaut werden könnten. Wir folgten dieser Fährte, zunächst ohne viele Aufträge in der Hinterhand. Unser Ziel bestand darin, die Idee weiterzuentwickeln, weil die Holzverarbeitung so gut in unsere Werkstatt passt.

Für mich persönlich passt sie auch in die Zeit! Es geht uns nicht darum, auf dem Markt mit irgendwelchen Produkten einen kurzfristigen Maximalgewinn zu erzielen. Vielmehr wollen wir Produkte schaffen, die eine Beteiligung der Beschäftigten ermöglichen. Produkte, die obendrein den sorgsamen Umgang mit der Natur und ihren Ressourcen ermöglichen und somit dafür sorgen können, die Welt ein Stück besser zu machen. Dazu gehört eben auch das Thema Imkerei, besonders angesichts des Bienensterbens durch die industrialisierte Landwirtschaft.

Ich halte es für ein äußerst wichtiges Anliegen, dass wir als Werkstatt auch gesellschaftliche Verantwortung übernehmen und vielleicht gar Vorreiter sind für ein umweltverträglicheres und sorgsameres Wirtschaften. Das beginnt bereits innerhalb der Werkstatt. Wir arbeiten daran, sorgsamer mit den Ressourcen umzugehen, Energie einzusparen, Müll zu vermeiden beziehungsweise zu minimieren. Dazu fördern wir nachhaltige Produkte, zum Beispiel in unserem Wachs-Recycling-Projekt, zu dem uns der Gedanke trieb: Schmeißen wir nicht immer die Wachsreste weg, sondern lasst uns daraus etwas Neues machen!

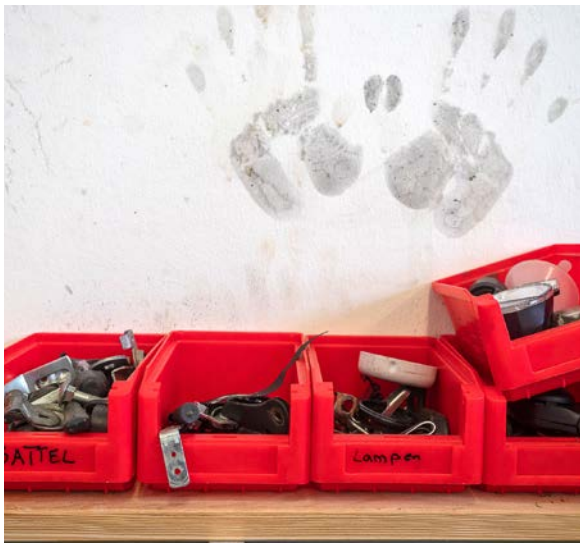
Weiter geht es mit dem zukünftigen Arbeitsbereich Rad & Tat. Hier sagten wir uns: Fahrräder haben ein zweites Leben verdient, auch wenn sie irgendwo abgestellt werden. Lassen wir sie dort nicht verrotten, sondern bringen wir sie zurück auf die Straße!

Viele Wege führen weg vom ständigen Schrei nach Neuem – hin zu längeren Lebenszyklen oder zur Erneuerung der Lebenszyklen von Dingen. Machen wir uns diesen Gedanken auch in unserer Werkstatt zu eigen! Muss es denn der Englische Rasen sein im St. Johannesberg oder können wir mit dem Netzwerk »Blühende Landschaften«

zusammenarbeiten und Naturwiesen auf unserem Gelände etablieren? Deren Blütenvielfalt wiederum bildet die Lebensgrundlage der Bienen! So kommen für die Werkstatt immer wieder neue kleine und große Baustellen hinzu.

Im Laufe meiner Werkstattjahre habe ich gemerkt, wie sich mein Blick auf die Welt nach und nach verändert hat. Ich komme aus der Industrie, genauer gesagt aus dem industriellen Handwerk. Auch hier habe ich festgestellt, dass es nichts Besseres gibt als die Verbindung von Mensch und Technik, wobei der Mensch dabei das Wichtigste ist. Die Investition in menschliche Ressourcen erlebe ich als eine unheimlich beglückende und schöne Erfahrung, aus der heraus produktive Ergebnisse entstehen, die wiederum Freude entfachen – beim Kunden und bei uns. Auch deshalb gibt es für mich keinen besseren Arbeitsplatz als den in unserer Werkstatt.

Ich genieße es, an einem Ort zu arbeiten, an dem sich nicht alles um die Gewinnmaximierung der Aktionäre dreht. Stattdessen erlebe ich Wertschöpfung im Sinne von zufriedenen Beschäftigten. Sie finden hier einen Ort, an dem sie angenommen sind. Um dies wertschätzen zu können, musste auch ich erst einmal alte Paradigmen ablegen. Ich musste selbst dem ständigen Gehetztsein und dem Zwang entkommen, alles einzig



hinsichtlich des finanziellen Gewinns abzurechnen. Wichtiger ist der Umgang mit unseren Beschäftigten. Deren Entwicklung steht im Vordergrund unseres Tuns.

Diesen Paradigmenwechsel erlebe ich bis heute als spannenden Prozess. Und genau das ist es: Man muss es erleben! Aus meiner eigenen Erfahrung heraus weiß ich: Man braucht die entsprechende Einstellung und die Offenheit dazu, sich darauf einzulassen, dass die Uhren hier einfach anders ticken. Verstehe und bejahe ich das, verlasse ich den gewohnten Blick und erkenne den Kern unserer Arbeit: die Entwicklung unserer Beschäftigten. Wir sind froh über jeden Mitarbeiter und jede Mitarbeiterin, dem und der es gelingt, den Blick auf dieses Ziel zu richten und alte Sichtweisen und Gewohnheiten ein Stück weit zurückzulassen.

Ich erlebte diese Herausforderung zunächst als Gruppenleiter in der Metallverarbeitung, später in meiner Funktion als Arbeitsvorbereiter, schließlich als Mitglied der Werkstattleitung. Mein Horizont wurde jeweils weiter, wobei mir meine Erfahrungen der ersten Jahre bis heute sehr dabei helfen, mich in anstehende Probleme und die verschiedensten Zusammenhänge hineinzudenken.

*links* Rainer Schulz, Leiter Technologie und Entwicklung der Caritas-Werkstatt

*rechts* Baustelle für den neuen Hauptstandort der Caritas-Werkstatt (1998)

Bei alldem ist die Werkstatt keineswegs eine heile Welt. Böswillig ausgedrückt, könnte man sie einen Gemischtwarenladen nennen. Auch hiermit schwimmen wir im Grunde gegen den Strom. In der Wirtschaft zählt vor allem die Spezialisierung, um so effizient wie möglich zu arbeiten. Bei uns dagegen steht die Vielfalt an oberster Stelle, um möglichst vielen Menschen einen Arbeitsort anzubieten, der ihren Interessen und Neigungen entspricht.

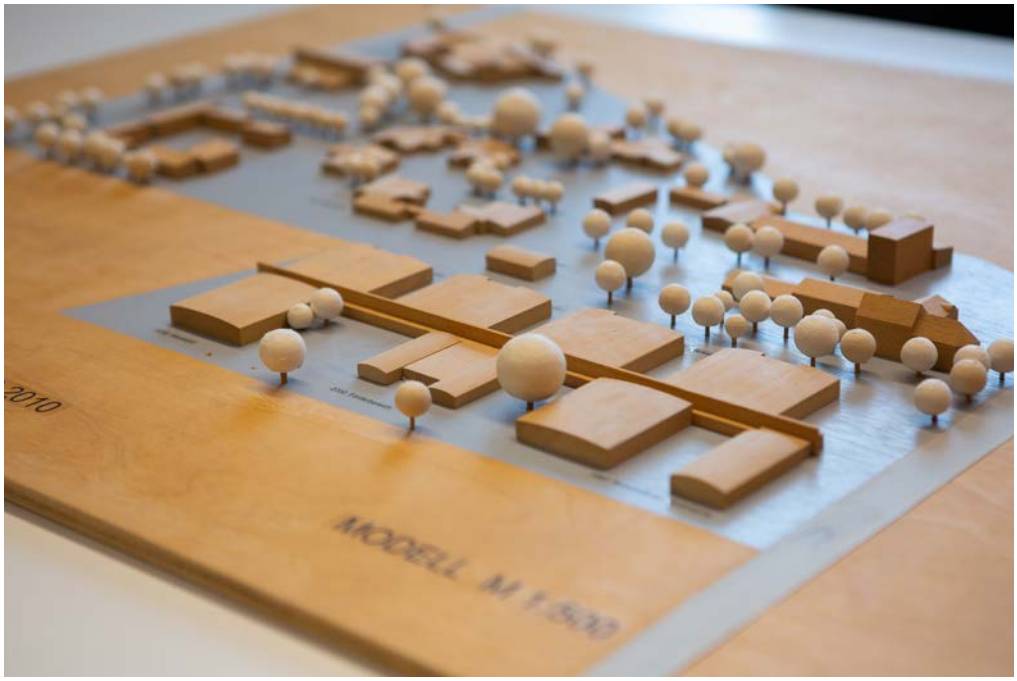
Auch das ist ein neuer Blickwinkel, gerade aus Sicht der Geschäftsleitung. »Normal« wäre es zu sagen: »Wir verdienen mit der Wäscherei viel Geld, also schließen wir zwei andere Bereiche, die nicht so viel abwerfen. Wir vergrößern die Wäscherei, richten das Dreischichtsystem ein, das Ganze sieben Tage die Woche und rund um die Uhr.« Zumindest kurzfristig wäre das wirtschaftlich Erfolg versprechend, doch würden wir mit einem solchen Vorgehen vielen Beschäftigten ihre sinnstiftende Tätigkeit nehmen.

Es gehört auch zu unserer Leitungstätigkeit, nicht nur effizienzorientiert, sondern wirksamkeitssteigernd zu arbeiten, Qualität und Praxisnähe der pädagogischen Maßnahmen zu steigern und die Human Ressources zu fördern.

Die große Herausforderung für die nächsten Jahre sehe ich darin, einerseits für Auftraggeber attraktiv zu sein und andererseits den Mut zu haben, eigene Projekte voranzubringen, ohne gleich irgendeinen Top-Seller auf den Markt werfen zu müssen. Das bedeutet, Innovationen zuzulassen, Ideen zu entwickeln und diese am Ende zu verkaufen.

Natürlich können wir nicht außer Acht lassen, dass Arbeit einen Ertrag einbringen muss. Schließlich sollen unsere Beschäftigten diesen ernten. Den Ertrag für die Werkstatt ernten wir über die Tagessätze des Kostenträgers, der ebenfalls und zurecht Anforderungen an Qualität und Güte unserer Arbeit stellt. Damit unsere Beschäftigten teilhaben können an den Erträgen für ihre gute Arbeit, müssen wir stets im Blick behalten, dass wir Geld verdienen.

Wenn ich früher aus Berlin von der Arbeit nach Hause fuhr, kam ich täglich an der Baustelle der Hauptwerkstatt vorbei. Ich dachte mir nichts dabei, eine Werkstatt für



Menschen mit Behinderung war mir kein Begriff. Heute wundert mich das. Andererseits war die Werkstatt noch nie so sichtbar wie jetzt.

Auch das ist ein Anliegen, das mich persönlich bewegt und Ideen voranbringt: die Werkstatt sichtbarer zu machen und beispielsweise den Empfang nicht mehr verschämt über einen Seiteneingang zu organisieren, sondern über eine breite Straße mit Blindenleitstreifen raus zum Gehweg. Auch innen muss Licht rein, jeder soll den Flur runtergucken können, statt sich verstohlen über einen Seitengang in die Werkstatt zu begeben.

Ich finde, wir können eine breite Brust zeigen und offen sagen: »Hier arbeiten insgesamt über vierhundert Menschen mit Behinderung! Das ist nichts, was irgendwie verschämt hinter hohen Mauern und Zäunen stattfindet, sondern es ist ein Angebot für Menschen. Schaut also her! Wir sind stolz auf das, was hier passiert.« Wir öffnen die Tür, und jeder bekommt einen freundlichen Empfang.

So, wie sich die Werkstatt jetzt als Gebäude wiederfindet, würden wir sie heute wohl nicht mehr bauen. 1992 gab es ein wunderschönes Konzept für einen richtigen Campus: St. Johannesberg mit großen Flächen und Öffnung zur Stadt hin! Leider wurde der Plan nicht umgesetzt.

Uns läge viel daran, die Öffnung in die Gesellschaft hinein zu unterstreichen und so den Inklusionsgedanken zu transportieren. Das immerhin gelingt uns zunehmend. Seit einigen Wochen ist die Werkstatt offizieller Blutspende-Ort, außerdem fungiert er als Wahllokal und Impfzentrum. Wir sind eine öffentlich finanzierte Einrichtung, also »gehört« die Werkstatt allen, unserer ganzen Gesellschaft!

Wir öffnen unsere Türen nicht nur an bestimmten Tagen, sondern jeder kann reinschauen, Fragen stellen, ins Gespräch kommen oder einfach nur unseren Werkstatt-Shop am Empfang besuchen. Das schafft einerseits Publicity, andererseits sollen die Leute sehen, was wir hier machen. Die Werkstatt lässt sich nicht nur über diese oder jene Veröffentlichung erklären – viel besser ist es, die Leute hierherzuholen, um sie Werkstatt erleben zu lassen.

*links* Architektenmodell Campus St. Johannesberg (2010)

Zwischenruf

# *Sigrid Schwarz*

Für die Zukunft wünsche ich mir, dass ich nicht in Rente gehen muss. Ich möchte so lange wie möglich in der Werkstatt bleiben!

Die Werkstatt ist für mich nicht nur Arbeit. Die Arbeit ist wichtig, und es ist gut, dass wir beschäftigt sind. Ich finde es aber auch ganz toll, dass ich hier nette Menschen treffe!

Mit der Werkstatt bin ich total zufrieden, denn wenn wir Beschäftigten eine gute Idee haben, dann hört die Leitung sich das an. Und wenn die Idee gut ist, dann wird sie auch umgesetzt. So soll das doch sein!

St. Johannesberg
ALLES, AUSSER GEWÖHNLICH.
caritas
Caritas-Werkstatt St. Johannesberg
St. Johannesberg
WERKSTATT FÜR BERUFLICHE TEILHABE
caritas

Kapitel Fünf

# Teilhabe ist kein Selbstläufer

*oben* Standort Berliner Straße 60 A (2005)

# Von der Struktur zum Strukturwandel

*Andreas Paczoch*

Am Anfang lief im Werkstattbetrieb alles relativ durcheinander. Irgendwann fragte Frau Sauer, die Nachfolgerin des ersten Werkstattleiters Wolfgang Hoppe: »Wer macht jetzt was? Wer übernimmt den Arbeitsbereich, wer das Arbeitstraining?« Nach einem Auswahlverfahren wurden die Zuständigkeiten festgelegt, und ich arbeitete zunächst jahrelang im Arbeitstrainingsbereich. Etwa ab 1995 erfolgte die Trennung in Arbeitstrainings- und Arbeitsbereichsgruppen.

Nach dem Einstieg von Herrn Lau, einem Absolventen der Katholischen Hochschule, begannen wir etwa 1998, zusammen mit Sabine Schrader, Konzepte zu schreiben und die entsprechenden Dokumente zu erarbeiten. Parallel dazu erstellten wir unter Federführung von Herrn Grabowski das Handbuch für das Qualitätsmanagement. Diese Strukturierung, mitinitiiert von Herrn Lau, erzeugte noch mal einen mächtigen Schub für die Werkstatt.

Wir begannen in den Neunzigern als Werkstatt für Menschen mit zum Teil schwerster Behinderung. Dem entsprachen die von uns erarbeiteten Konzepte. Irgendwann bekamen wir jedoch mit: Es gibt immer mehr Klienten und Klientinnen, die eine gänzlich andere Biografie aufweisen als jene, auf die unsere Werkstatt bislang ausgerichtet ist. Diese Menschen wirkten äußerlich ganz normal, ihre Beeinträchtigung aber war seelischer Natur. So schnell, wie sie zu uns kamen, so schnell waren sie auch wieder weg.

»Wir brauchen einen eigenen Bereich für psychisch kranke Menschen!«, forderte ich immer wieder. »Sie können wir mit unseren Konzepten momentan überhaupt nicht erreichen.«

Irgendwann kam Herr Lau zu mir und erklärte: »Für die strategische Zielplanung zieht der Förderbereich demnächst in die neue Hauptwerkstatt um. Dann wird die 60 A frei. Dort richten wir die Stelle für psychisch kranke Menschen ein.«

»Die würde ich gerne übernehmen!«, sagte ich.

»Du bist im Berufsbildungsbereich bestens aufgehoben«, erwiderte Herr Lau, »das machst du weiter.«

Ich gab jedoch nicht klein bei, sondern drängelte immer weiter. Schließlich konnte ich mich durchsetzen.

Im August 2005 zogen wir also in die 60 A ein. Erinnere ich mich richtig, fing ich mit sechs Klienten und Klientinnen dort an, mittlerweile sind es fünfzig, sechzig Leute. Bis 2014 arbeitete ich mit psychisch erkrankten Beschäftigten in der ehemaligen Motorradwerkstatt. Wir versorgten uns zum Teil selbst, auch das war ein wichtiger Schwerpunkt der Tagesstruktur. Leute, die aus Psychiatrie oder Tagesklinik kommen, sind oftmals unstrukturiert. Zu meinen Aufgaben gehörte es, dass sie Strukturen erlernen, Dazu zählte unter anderem, dass sie selbst ihren Einkaufszettel schreiben, für das Frühstück einkaufen und in der Küche alles vorbereiten.

2009 etwa zogen wir in die neue Hauptwerkstatt um. Anfangs vertrat ich die Meinung, dass wir eine klare Trennung brauchen zwischen geistig Behinderten und psychisch Kranken. Inzwischen sehe ich das anders, denn wir haben auch andere Erfahrungen gesammelt. Im Behindertenbereich arbeiten mittlerweile einige psychisch erkrankte Menschen; mit allen klappt das nicht, aber mit einigen läuft es ganz gut. Manche stehen den Gruppenleitern helfend zur Seite und tragen selbst Verantwortung für andere Beschäftigte.

Seit wir in dieses Thema eingestiegen sind, erleben wir im Prinzip einen Strukturwandel. Zu den klassischen Werkstätten für Menschen mit geistiger Behinderung kamen jene mit psychisch Beeinträchtigten hinzu.

Seit Bestehen der Werkstatt haben wir einen Anspruch, der an uns herangetragen und inzwischen zu einer unserer zentralen Aufgaben wurde: die Beschäftigten, die es wünschen, auf den freien Arbeitsmarkt vorzubereiten. Es gibt zumindest einige Beschäftigte, bei denen das gelang.

# Die Frau der Feste

*Angela Geißler*

Ich lebte lange im Rheinland. Von dort zog ich nach Berlin und studierte Soziale Arbeit an der Katholischen Hochschule. Dabei lernte ich unter anderem Christoph Lau kennen, von 1994 bis 1998 waren wir Kommilitonen. Gleich nach dem Studium wurde er Sozialarbeiter in der Caritas-Werkstatt. Im Herbst 1998 suchten sie dort eine Krankheitsvertretung im Förder- und Beschäftigungsbereich. Christoph rief seinen besten Freund an, der ebenfalls mit uns studiert hatte, um ihn zu fragen: »Kennst du jemanden, der im Rahmen des Anerkennungspraktikums etwas mit der Behindertenhilfe zu tun hat?«

»Da fällt mir die Angi ein«, erwiderte unser Kommilitone, »die arbeitet im Moment in Berlin-Friedrichshain in der Beratungsstelle für Behinderte.«

Kurz darauf meldete sich Christoph bei mir und fragte: »Bist du noch auf Jobsuche, wenn dein Anerkennungspraktikum zu Ende ist?«

Er erwischte mich genau an meinem letzten Arbeitstag in Friedrichshain! Zwar hatte ich mich bereits an verschiedenen Stellen beworben, aber das war alles noch im Gange. Ich wollte gern in die Kurarbeit einsteigen, da ich auf diesem Gebiet ein tolles Praktikum erlebt hatte, bei dem ich zusammen mit Müttern und ihren Kindern viele kreative Ideen hatte umsetzen können. So gestaltete ich in Eigenregie Kreativ- und Sportaktivitäten für Groß und Klein, Spielnachmittage mit den Kindern und Gesprächsrunden zu verschiedenen Themen mit den Müttern, organisierte das Bergfest zur Mitte der jeweiligen Kur und das Abschlussfest. In der Kurklinik lernte ich viele verschiedene Menschen mit sehr unterschiedlichen persönlichen Herausforderungen kennen.

Aber gut, dachte ich mir nach Christophs Anruf, vielleicht kannst du dich ja auch in der Behindertenhilfe gut einbringen. Bis dahin kannte ich nur die Beratungsstelle, aber noch keine Werkstatt für behinderte Menschen. Schon immer war ich neugierig auf verschiedene Bereiche der sozialen Arbeit. Kurzerhand bewarb ich mich, wurde zum Bewerbungsgespräch eingeladen, und im Januar 1999 fing ich hier an. Das ist mittlerweile fast 23 Jahre her.

Zunächst arbeitete ich wie geplant als Gruppenleiterin im Förder- und Beschäftigungsbereich. Allerdings sagten sie mir bereits im Bewerbungsgespräch, dass sie momentan dabei seien, eine zweite Sozialarbeiterstelle zu schaffen. Bislang hatte die Werkstatt nur einen Sozialarbeiter für ungefähr 140 Beschäftigte.

Als Gruppenleiterin lernte ich die Werkstatt von innen kennen und schnupperte in die verschiedenen Arbeitsbereiche hinein. Etwa ein Jahr später wurde meine Stelle geteilt. Ich war nun zur einen Hälfte Gruppenleiterin, zur anderen Sozialarbeiterin. Um das Jahr 2002 bekam ich eine volle Sozialarbeiterstelle und war von nun an als solche für den Förderbereich zuständig, mit Vorgesetztenfunktion gegenüber meinen ehemaligen Kollegen und Kolleginnen. Das funktionierte ganz gut, ich pflege schon immer eine Mischung aus kollegialem Stil und Ansagenmachen.

Inzwischen arbeite ich schon seit vielen Jahren nicht mehr im Förderbereich. Ich bekam drei Kinder und war somit etwa fünfeinhalb Jahre in Elternzeit. So kam es, dass ich in der Werkstatt munter hin und her sprang und bereits an allen Standorten gearbeitet habe.

So kenne ich die Hauptwerkstatt, den Heidering und die Zweigstelle am Aderluch. Zwischendrin durchlief ich einige andere Stationen.

Sozialarbeiterin in der Werkstatt zu sein, bedeutet: viel Berichtsführung, aber auch Beratung der Beschäftigten, der Angehörigen, weiterer Bezugs- und gesetzlicher Betreuungspersonen. Eine wichtige Rolle spielt dabei hier im Haus die Zusammenarbeit und der Austausch mit den Gruppenleitern und Gruppenleiterinnen. Diesen Austausch schätze ich sehr, denn sie sind es, die am engsten mit ihren Beschäftigten zusammenarbeiten und sie somit auch am besten kennen. Ich nenne unsere Gruppenleiter und Gruppenleiterinnen immer »unsere Fachleute« – und das meine ich auch so. Ich finde es sehr wichtig, dass ich gerade in meiner Position als interne Sozialarbeiterin immer mit den Menschen in Verbindung bleibe.

Dazu gibt es noch eine andere Ebene meiner Tätigkeit, die mich im Grunde von Anfang an begleitet hat: Ich bin in der Werkstatt für die Organisation und Durchführung von Festen zuständig. Schließlich wird bei uns nicht nur gearbeitet, sondern wir begehen übers Jahr auch einige feierliche Höhepunkte. Hierfür berufe ich das sogenannte Festkomitee ein, in welchem wir alles Nötige besprechen, um am Ende für alle eine gute Veranstaltung auf die Beine zu stellen.

Auch bei unseren Festen ist mir die aktive Mitwirkung der Beschäftigten sehr wichtig. Hier haben sie die Chance, Talente und Fähigkeiten zu zeigen, die im Arbeitsalltag kaum zum Tragen kommen. Als wir auf unserem früheren Sommerfest das erste Mal eine Karaoke-Show veranstalteten, konnten sich die Beschäftigten mit einem Lied bei mir anmelden, das sie gern vortragen wollten. Ich erinnere mich noch sehr gut daran, wie unser Robert Plewka zum ersten Mal auf die Bühne ging. Niemand von uns wusste, wie toll er singen kann! Zuvor hatte er monatelang ein Lied von den Toten Hosen einstudiert – und nun brachte er es auf der Bühne so wirkungsvoll zum Vortrag! Seitdem tritt Robert regelmäßig bei unserer Karaoke-Show auf.

Ein anderer Beschäftigter, dessen Talent niemand erahnte, ist Nils Bernikas aus der Werbemittelfertigung. Nils sitzt im Rollstuhl, hat mehrere körperliche Beeinträchtigungen – und kann ebenfalls wunderschön singen! Auch er bereitete sich lange auf seinen Auftritt

vor. Inzwischen meldet er immer mindestens ein Jahr vorher an, was er als Nächstes singen möchte, und beschäftigt sich dann ganz intensiv mit seinem Song. Auch Robert taucht tief in seine Musikstücke ein und kann stundenlang darüber reden, was der Liedertext wohl bedeuten mag.

Das Ganze macht nicht nur Spaß, sondern ist zugleich ein tolles kognitives Training! Unsere Beschäftigten zeigen hier etwas, das sie in ihrer täglichen Arbeit nicht zum Ausdruck bringen können. Das Publikum, das mitgeht und klatscht, beflügelt sie. Der Erfolg auf der Bühne gibt ihnen Bestätigung. Ähnlich läuft es bei der PC-Sprechstunde, die unser Administrator leitet. Beschäftigte können hier zeigen, was sie computermäßig draufhaben, und haben die Möglichkeit, Fachfragen loszuwerden. Ich finde es toll, wenn wir auf dieser und jener Ebene die Fähigkeiten und Interessen unserer Beschäftigten fördern.

Neben den Festen laufen ganzjährig verschiedene begleitende Angebote. Ich habe zum Beispiel drei Jahre lang Lesen, Schreiben und Rechnen angeboten. Das klingt vielleicht simpel, doch muss man bedenken, dass viele Beschäftigte früher gar nicht beschult worden sind und bis heute großen Nachholbedarf haben. Ich habe versucht, ihnen ein paar Grundlagen nahezubringen und danach ihr Wissen zu erhalten. So mancher hat vielleicht Lesen und Schreiben gelernt, doch geht dieses Wissen mit den Jahren verloren, wenn man sich nicht damit beschäftigt.

Um den Beschäftigten die Grundlagen vermitteln zu können, musste ich mich natürlich einarbeiten, ich bin schließlich keine Lehrerin. Ich guckte mir die Materialien an und bemühte mich, ein gutes Miteinander mit den Beschäftigten zu finden, um ihnen etwas beizubringen. Das machte mir sehr viel Spaß. Generell finde ich es wichtig, mit den Leuten in Verbindung zu sein, statt nur Berichte am Schreibtisch zu verfassen.

Jeder und jede Beschäftigte hat einen Arbeitsplatz und erledigt dort bestimmte Aufgaben. Einige neigen dazu, immer dasselbe machen zu wollen, andere sind vielseitig einsetzbar – aber alle haben jede Menge Gedanken im Kopf. Es steckt so viel in ihnen, was sich eben auch auf anderen Ebenen herauskitzeln lässt. So gibt es zudem künstlerische Angebote. Wir haben zum Beispiel eine Kollegin eingestellt, die mit Beschäftigten aller Bereiche, die sich dafür anmelden, mit Ton arbeitet.

Im Moment sind durch Corona viele Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt. Zusammen mit Beschäftigten die Haussegnung durchzuführen, das Johannesfest zu feiern oder zum Drachenbootrennen anzutreten, ist derzeit gar nicht möglich.

Apropos: Für die Drachenbootrennen beim Oranienburger Stadtfest oder in Biesenthal organisieren wir sonst jeweils drei Trainingstermine. In den langen Drachenbooten sitzen in erster Linie Beschäftigte, aber es dürfen auch einzelne Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen dabei sein. Die Kategorie, in der wir starten, nennt sich Handi-Cup. Einige Jahre in Folge haben wir diesen Wettbewerb gewonnen – das motiviert die Leute natürlich ungemein!

Ein weiterer sportlicher Höhepunkt ist das große Integrationssportfest in Hennigsdorf. Dort sind wir als Werkstatt oft mit den meisten Teilnehmern und Teilnehmerinnen vertreten. Ist es wieder so weit, schreibe ich eine Rundmail an die gesamte Werkstatt mit der Bitte an die Gruppenleiter und Gruppenleiterinnen, mit ihren Beschäftigten darüber zu sprechen, wer am Sportfest teilnehmen möchte. Die Anmeldung läuft über mich. All das nimmt viel Zeit in Anspruch, aber es ist wichtig, dass die begleitenden Angebote nach der langen Zeit der coronabedingten Einschränkungen endlich wieder stattfinden können. Dafür setze ich mich gerne ein.

Neben den Festen, sportlichen und kreativen Aktivitäten begleite und unterstütze ich auch unseren Werkstattrat. Dieses Gremium wurde 2001 eingeführt, jede Werkstatt muss seitdem eine solche Interessenvertretung aus den Reihen der Beschäftigten haben. Der Werkstattrat ist vergleichbar mit dem Betriebsrat oder der Mitarbeitervertretung.

Ich war fast von Anfang an dabei. Es liegt mir am Herzen, dass die Beschäftigten durch den Werkstattrat die Möglichkeit erhalten, ihre Interessen und Anliegen selbst zu vertreten, Fragen zu stellen und Dinge voranzubringen – damit diese dort ankommen, wo sie hingehören: auf der Leitungsebene. Unsere Beschäftigten wollen gehört werden. Wenn es zum Beispiel um notwendige Reparaturen geht, die sie entdeckt haben, melden sie sich gern beim Werkstattrat. Ebenso, wenn sie Verbesserungsvorschläge zum Essen oder Fragen zu Leitungsentscheidungen haben und genauer informiert werden möchten. Oder wenn jemand merkt, dass es Konflikte in einem Bereich gibt.

Die Interessenvertretung aus dem Kreis der Beschäftigten wird alle vier Jahre gewählt. Einmal im Monat hat der Werkstattrat Sitzung, die offiziell protokolliert wird. Dabei übernehme ich die Assistenz, als zusätzliche Sicherheit, dass alle Themen auf den Tisch kommen und bei Bedarf über Beschlüsse abgestimmt wird. Außerdem helfe ich dabei, das Sitzungsprotokoll zu schreiben.

Natürlich gibt es viele Dinge, die die Beschäftigten direkt in ihren Gruppen mit ihren Gruppenleitern und Gruppenleiterinnen besprechen. Die schauen nicht von oben auf ihre Beschäftigten herab und bestimmen über sie und ihr Tun, sondern wir pflegen in der Werkstatt einen kollegialen Stil und leben das Miteinander. Den Beschäftigten gestehen wir individuelle Interessen und eine eigene Meinung zu und befördern diese. Manchmal sagen Beschäftigte jedoch: »Ich habe mit meiner Gruppenleiterin und mit meinem zuständigen Fachdienst gesprochen. Jetzt aber ist es mir wichtig, dass der Werkstattrat mein Anliegen vertritt.« In solchen Fällen nehme ich die Position der Vermittlerin ein. Denn beide Ebenen haben unterschiedliche Beweggründe und Argumente – diese gilt es auszutauschen und schließlich einen guten Kompromiss für alle zu finden. Übereinzukommen ist für mich ein Zeichen von Wertschätzung. Dazu trage ich gern bei.

Seit ein paar Monaten haben wir einen neuen kleinen Bereich, der sich aus Beschäftigten unterschiedlicher Bereiche zusammensetzt: den Info-Point. Ich darf ihn begleiten und gucke, wie es den Beschäftigten dabei geht. Zusammen mit der zuständigen Gruppenleiterin koordiniere ich die Einsätze.

Der Info-Point ist ein Tresen am Eingang, an dem jeweils zwei Beschäftigte sitzen und unsere Besucher empfangen. Sie leisten außerdem verschiedene kleine Zuarbeiten, sortieren und frankieren unsere Briefpost, geben Batterien und Pflaster aus. Der Info-Point ist mit einem Laptop ausgestattet, sodass sie alle Ausgaben in eine Excel-Tabelle eintragen können.

Als wir mit dem Info-Point starteten, mussten wir erst mal herausfinden, wer von den Beschäftigten den Dienst am Empfang übernehmen wollen würde. Dafür gab es eine richtige Ausschreibung. Auf Grundlage der Rückmeldungen stellten wir ein Team zusammen, das probeweise am Info-Point arbeitete. Es waren einige Leute dabei, von denen

wir nie gedacht hätten, dass sie sich eine solche Aufgabe zutrauen. Jemand Fremdes anzusprechen: »Guten Tag, wie kann ich Ihnen helfen?«, Fragen zu beantworten und weiterzuvermitteln, ist ja nicht ganz ohne.

Ich sitze direkt um die Ecke des Info-Points. Ist meine Tür offen – und das ist sie oft! –, kriege ich mit, wie es da drüben läuft. Und es funktioniert richtig gut! Erst hatte ich Bedenken gehabt: Vielleicht ist das doch nicht das Richtige für Uta, wo sie doch vorher so lange in einem anderen Bereich tätig gewesen ist und kaum direkten Kundenkontakt hatte? Doch Uta belehrte mich schnell eines Besseren: Wie toll sie sich am Info-Point eingearbeitet hat! Als wir uns neulich vor Ort trafen und die Tresen-Besatzung einigen Beschäftigten zeigte, wie ihre Tätigkeit funktioniert, sagte jemand: »Hu, das trau ich mich nicht! Ich könnte das niemals, zu Hause habe ich auch keinen Computer.« Mittlerweile sitzt Uta vorne am Info-Point und erledigt dort sämtliche Arbeiten ohne Probleme.

In vielen unserer Beschäftigten schlummern Fähigkeiten, die ihnen mancher wohl nie zugetraut hätte! Das ist schön.

*links* Der Info-Point im Eingangsbereich der Hauptwerkstatt

In den letzten eineinhalb Jahren, die so stark durch die Corona-Pandemie beeinflusst waren, merkte ich, dass die Leute vor allem unsere begleitenden Angebote und die Feste sehr vermissen. So oft werde ich darauf angesprochen! Da ich mich schon seit Jahren darum kümmere, sind die Veranstaltungen für viele mit meiner Person verbunden. Und ich mache es gerne! Es ist einfach schön, wie die Beschäftigten sich daran erfreuen und wie sie sich mit der Werkstatt und ihrer Arbeit identifizieren. Wenn ich sehe, wie schnell die meisten Beschäftigten hier ankommen, was sie dann für Aufgaben übernehmen, wie sie lernen, bin ich schlichtweg begeistert. Die Werkstatt bietet ihnen eine gewisse Struktur, sie lernen andere Menschen kennen und kommen in Austausch mit den Kollegen und Kolleginnen, mit der Gruppenleitung oder dem Fachdienst.

Manchmal klopft jemand an meiner Tür und sagt: »Ich habe da eine Sorge, die möchte ich jetzt bei dir mal loswerden. Darf ich?«

»Natürlich darfst du!«, antworte ich dann – und los geht's! Da werden Praktikumswünsche besprochen, eigene Ideen zu neuen Angeboten vorgebracht oder Fragen zu Themen wie Fortbildung oder Qualifizierung gestellt. Sehr oft geht es um persönliche Dinge, zum Beispiel um Fragen zur Gesundheit, Konflikte mit anderen aus der Werkstatt oder das Bedürfnis, sich einfach mal mit dem Fachdienst zu unterhalten. Das ist nicht unbedingt unsere Kernaufgabe, sicher, aber für eine gute Vertrauensbasis und im menschlichen Miteinander gehört dieser Aspekt für mich unbedingt zu unseren Aufgaben dazu.

Ich empfinde es als eine schöne Mischung, als Sozialarbeiterin hier in der Caritas-Werkstatt zu arbeiten. So genieße ich es sehr, nicht einfach nur am PC zu sitzen, irgendwas zu tippen und quasi aus der Ferne diverse Kompetenzanalysen der Beschäftigten »aus der Halle da hinten« zu sichten, sie dann mit den Kollegen und Kolleginnen auszuwerten oder Fahrdienste umzubestellen. Das ist total wichtig, klar, aber es gibt eben auch die andere Ebene: direkt mit den Beschäftigten zu sprechen, durch die Hallen zu laufen, den Leuten einen guten Tag zu wünschen und ein paar Sätze mit ihnen zu wechseln. Kurzum: Die Arbeit in der Werkstatt ist äußerst abwechslungsreich und wird mir nie langweilig. Ich glaube nicht, dass ich noch mal irgendwo anders arbeite.

Zwischenruf

# *Maik Poerschke*

Was für mich sehr wichtig ist, sind die begleitenden Angebote: Das Drachenbootrennen vor allem, da bin ich immer der Trommler! Sehr gerne beschäftige ich mich auch in der Instrumentalgruppe. Ich habe die Möglichkeit bekommen, bei der Veranstaltung zur 800-Jahr-Feier unserer Stadt Oranienburg mitzumachen. Bei unseren Festen in der Werkstatt war ich schon öfter der DJ oder habe selbst Musik gemacht. Musik ist mir überhaupt sehr wichtig. Es ist schön, dass ich auch so etwas hier in der Werkstatt machen kann.

NATION OF GONDWANA

Zwischenruf

# *Sylvia Wulff*

## *(Werkstattrat)*

Was mir fehlen würde, wenn ich hier nicht arbeiten würde? Eigentlich alles! Die Werkstatt ist für mich nicht nur die Arbeit, sondern wie eine große Familie. Sie baut mich auf und gibt mir Halt.

Ich habe es bis heute an keinem Tag bereut, hier zu arbeiten, und das sind jetzt schon sechseinhalb Jahre. Mein Selbstbewusstsein wurde hier aufgeweckt, wieder aufgebaut und gestärkt. Darüber bin ich wirklich sehr, sehr froh.

# Die fliegende Sozialarbeiterin

*Veronika Priwitzer*

Mein Arbeitsleben begann ich mit einer Ausbildung zur Sozialversicherungsfachangestellten bei der Deutschen Rentenversicherung Bund, damals hieß sie noch Bundesversicherungsanstalt für Angestellte. Anschließend studierte ich Soziale Arbeit/ Sozialpädagogik an der Fachhochschule Neubrandenburg. Zum Ende meines Studiums begann ich, mich zu bewerben. Als ich die Stellenausschreibung der Caritas-Werkstatt Oranienburg entdeckte, dachte ich mir: Werkstatt für behinderte Menschen, das klingt ganz interessant!

Als Katholikin wollte ich gerne in einer Caritas-Einrichtung arbeiten. Die Arbeit mit Menschen mit Behinderung berührt mich schon seit frühester Kindheit, da meine Mutter zu DDR-Zeiten in einem Heim für geistig behinderte Kinder und Jugendliche gearbeitet hat und ich sie dort regelmäßig besucht habe. In den Jahren danach nahm ich unter anderem an integrativen Jugendfreizeiten teil und hatte so immer wieder Kontakt zu Menschen

mit Behinderung. Auf die Arbeit mit ihnen legte ich einen meiner Studienschwerpunkte und absolvierte neben einem Praktikum im Gesundheitsamt Marburg in den Abteilungen Sozialpsychiatrischer Dienst und in der Beratungsstelle für Menschen mit Behinderung ein halbjähriges Praktikum in Italien, wo ich in einer Tagesstätte für Menschen mit psychischen Erkrankungen arbeitete.

Vor dem Bewerbungsgespräch in der Caritas-Werkstatt belas ich mich und wusste, dass der Werkstattleiter Sozialarbeiter ist. Da diese Funktion sonst meist Menschen aus der Wirtschaft innehaben, zeigte mir das: Die Ausrichtung könnte hier in Oranienburg sozialer sein als in anderen Werkstätten.

Ich betrat das Büro von Herrn Lau, der einen gestreiften Wollpullover trug – für mich so gar nicht typisch für einen Werkstattleiter, sondern eher dem Bild eines Sozialarbeiters entsprechend. Die Runde, zu der auch Herr Hohberg und Frau Krenz gehörten, war sehr sympathisch. Schnell kamen wir ins Gespräch.

Zwar erhielt ich eine Absage für die ausgeschriebene Stelle, aber Herr Lau fügte sogleich hinzu: »Ich melde mich in etwa drei Wochen noch mal bei Ihnen.« Genau drei Wochen später teilte er mir mit, dass eine andere Stelle für eine Sozialarbeiterin freigeworden sei – im Bereich für Menschen mit psychischen Erkrankungen. Hier könne ich gerne arbeiten, schlug Herr Lau vor, wenn ich denn Interesse hätte. Über sein Angebot freute ich mich sehr. »Die Stelle passt vom Profil her noch besser zu mir als die andere«, sagte ich.

So fing ich am 1. Januar 2008 in der Caritas-Werkstatt an. In der Bernauer Straße 100 befand sich über einem Einkaufszentrum eine der zwei Außenstellen für Menschen mit psychischen Erkrankungen. Hier lag auch mein neues Büro.

Die Idee zu den eigenen Standorten entsprang der Erkenntnis, dass manche Menschen mit psychischen Erkrankungen in den anderen Werkstattgruppen der Hauptwerkstatt nicht zurechtkommen. Das dortige klassische Lehrgangssystem des Berufsbildungsbereichs passte zumeist nicht zu ihnen. Meine Beschäftigten kamen teilweise vom Ersten Arbeitsmarkt, konnten aber aufgrund von Angsterkrankungen oder Depressionen nicht mehr dort arbeiten und fanden schließlich den Weg in die Werkstatt. Andere waren sehr jung und hatten beispielsweise aufgrund von Schizophrenieerkrankungen

Schwierigkeiten, sich überhaupt auf irgendetwas einzulassen. Ein klassisches Bildungssystem ähnlich einer Berufsausbildung passte hier oft nicht, da die Bedürfnisse der Leute sehr individuell waren. In erster Linie ging es darum, sie über Arbeitsangebote und Wertschätzung zu stabilisieren und Kontinuität in die Beschäftigung zu bringen.

Die psychisch erkrankten Beschäftigten hatten zunächst in zwei Gruppen in der Berliner Straße 60 A an einem eigenen Standort gearbeitet. Als ich 2008 dazukam, wurde gerade die Bernauer Straße 100 als zweiter Standort aufgemacht.

Zwei Außenstellen, das bedeutete: Ich war als Sozialarbeiterin viel mit dem Fahrrad unterwegs, pendelte zwischen Bernauer Straße 100 und Berliner Straße 60 A hin und her. Zwischendurch musste ich regelmäßig zu Besprechungen in die Hauptwerkstatt. Kurzum: Ich fühlte mich wie eine fliegende Sozialarbeiterin, weil ich ständig unterwegs war. Einmal fuhr ich gleichzeitig mit dem Produktionsleiter Herrn Kerkow von der Bernauer Straße 100 zur Hauptwerkstatt los, ich mit dem Fahrrad, er mit dem Auto. Wir kamen gleichzeitig dort an, was ihn schwer beeindruckte.

Ende 2009 kam der Heidering als neuer großer Werkstattstandort mit insgesamt hundert Beschäftigten dazu. Hier konnten wir den Bereich für Menschen mit psychischen Erkrankungen weiter vergrößern und gaben ihm den Namen »Faktor C«. Es zogen auch Menschen mit geistiger Behinderung aus der Hauptwerkstatt dorthin. Überraschenderweise funktioniert die Zusammenführung beider Personengruppen an einem Standort wirklich gut.

Mein Arbeitsfeld empfand ich als äußerst spannend. Es gab eine enge Zusammenarbeit mit der Tagesklinik Oranienburg. Der Berufsbildungsbereich war in den Arbeitsbereich integriert. Zunächst ging es vor allem darum, dass die Menschen bei uns ankommen, sie die Gruppenleitung kennenlernen und über die Arbeit eine psychische Stabilität entwickeln.

2014/2015 fingen wir an, im Faktor C einen eigenen Berufsbildungsbereich aufzubauen. Dabei fragten wir uns: Was bringen die Beschäftigten an Ressourcen mit, in welche Richtung gehen ihre Wünsche und mit welchen Angeboten können wir ihre Entwicklung begleiten? Wir unterbreiteten sehr viele individuelle Bildungsangebote. Faktor C bekam

*oben* Zweigwerkstatt Faktor C
*unten* Lokalpresse (2009)

# Bienen hinterm Haus

## Die Oranienburger Caritas expandiert und siedelt sich im Gewerbegebiet an – samt kleiner Imkerei

**Von Stefanie Kreutzer**

**ORANIENBURG** • 350 Beschäftigte und 60 Mitarbeiter zählt die Oranienburger Caritas-Werkstatt für behinderte Menschen zurzeit. Ein paar mehr könnten es bis November noch werden, wenn im Gewerbegebiet Nord die neue Werkstatt mit einem großen Fest eingeweiht wird.

Die Werkstatt St. Johannesberg befindet sich auf stetigem Expansionskurs. Und das nicht nur, weil die Einrichtung vom Gesetzgeber her verpflichtet ist, Räume anzumieten, reicht der Platzbedarf mit wachsender Zahl an Neuaufnahmen nicht mehr aus. „Wir haben eine hohe Nachfrage nach Plätzen und ablehnen dürfen wir niemanden", erklärt Christoph Lau, der Leiter der Werkstatt.

Ein anderer Grund, warum nun im Heidering ein leer stehendes Gebäude samt Werkhalle um- und ausgebaut wird, ist die Wirtschaftlichkeit, die auch bei einer sozialen Einrichtung wie der Caritas gegeben sein muss. In unmittelbarer Nachbarschaft zur neuen, 1 000 Quadratmeter großen Werkstatt befindet sich die Firma Friesen GmbH, für die Caritas-Beschäftigte defekte Auto-Lichtmaschinen und Anlasser zerlegen.

Bisher mussten die Teile von der Berliner Straße täglich bis ins Gewerbegebiet gefahren werden. Diesen Weg können sich nun die Mitarbeiter sparen – nur ein Gartentor trennt ab November die Caritas von einem ihrer wichtigsten Auftraggeber. „Der Umzug hat sich förmlich aufgedrängt", findet der künftige Leiter des neuen Standortes und Bereichsleiter, André Kerkow.

Auch im 1,1 Millionen Euro teuren Neubau heimisch werden wird die Grafik-Werbeagentur der Caritas „Faktor C". Hier arbeiten 48 Menschen mit seelischen Erkrankungen daran, Flyer, Schilder, Plakate und Aufkleber, unter anderem auch für Orafol, herzustellen.

Auf dem Grundstück wird außerdem eine Kantine in Containerbauweise errichtet, in der auch die Mitarbeiter umliegender Firmen wochentags einkehren können. Momentan sind Archäologen damit beschäftigt, den unter Denkmalschutz stehenden Boden der Kantine auf Spuren des ehemaligen KZ Sachsenhausen zu untersuchen. Auch das Gebäude und die Halle mussten zunächst durch eine Kontrolle: Der Munitionsbergungsdienst hat auf dem gesamten Grundstück Bohrungen vorgenommen und das Erdreich „wie einen Käse durchlöchert", so Lau. Gefunden wurden zum Glück keine Bomben-Verdachtspunkte. Nun haben seit zwei Wochen die Bauarbeiter das Sagen.

*André Kerkow und Christoph Lau vor dem neuen Standort.*

*So soll die Werkstatt aussehen.* *Fotos (2): Kreutzer/Repro*

Ebenfalls in den Heidering ziehen wird übrigens die Bienenzucht der Caritas. Die Verantwortung den Tieren gegenüber hilft Menschen mit seelischen Problemen.

Ob der Honig dann auch gleich in der Kantine vernascht werden kann, bleibt abzuwarten: „Der Honig ist nicht unser Schwerpunkt", sagt Lau. Vielmehr hat die Oranienburger Caritas schon immer auf die Industrie gesetzt. Zulieferarbeiten für den Schienenfahrzeugbau, die Friesen GmbH, Orafol und DHL – trotz Wirtschaftskrise ist die Caritas St. Johannesberg gut aufgestellt.

eine eigene Leitung, sodass wir hier in den letzten Jahren viel stärker als zuvor den Fokus auf die Entwicklung des Berufsbildungsbereiches legen konnten.

Später wurde in der Caritas-Werkstatt, vor allem auf Initiative von Herrn Vogt, die Neue Bildungssystematik eingeführt. In ihr sind sehr viele modular aufgebaute Qualifizierungseinheiten, kurz: QEs, unterschiedlicher Berufsfelder zusammengefasst. Da die QEs in verschiedenen Bildungsniveaus entwickelt sind, eignen sie sich auch gut für die Arbeit mit psychisch erkrankten Beschäftigten.

Der Berufsbildungsbereich Faktor C hat eine enorme Entwicklung hinter sich, die ständig weitergeht und längst noch nicht abgeschlossen ist. Aktuell gibt es hier, genau wie in der Hauptwerkstatt, eine eigene Bildungsbegleitung für die Beschäftigten, die zum einen für das Eingangsverfahren zuständig ist, zum anderen die Beschäftigten in Praktika innerhalb der Werkstatt vermittelt und sie dort begleitet. Die Gruppenleitungen im Berufsbildungsbereich arbeiten sehr viel mit QEs. Der Berufsbildungsbereich ist durchstrukturiert, was sich positiv auf die Beschäftigten auswirkt.

Auch der Arbeitsbereich Faktor C nahm eine sehr gute Entwicklung. So entstand aus ihm heraus der Bereich Werbetechnik. Dazu gibt es eine eigene Gruppe von Beschäftigten, die Fahrtätigkeiten übernehmen. Neben klassischen Montagearbeiten spielt die Arbeit rund um den Onlineshop eine immer größere Rolle. Beschäftigte führen Verwaltungstätigkeiten aus und dergleichen mehr.

Die psychisch Erkrankten haben sich stabilisiert und sind offener geworden. Einige arbeiten inzwischen in der Hauptwerkstatt und haben dort teils eine Sonderrolle inne, die ihnen guttut. Manche fungieren als Helfer und Helferinnen der Gruppenleitung oder führen dank stärkerer kognitiver Fähigkeiten qualifiziertere Arbeiten aus, andere arbeiten einfach im Team mit. In jedem Fall erhalten sie dadurch eine Bestätigung. Es ist schön zu beobachten, wie sich die Beschäftigten über die Jahre entwickeln.

Letztendlich befinden wir uns alle in einem steten Weiterentwicklungsprozess. Die Beschäftigten entwickeln höhere Ansprüche und wollen sich ausprobieren. Gerade Menschen mit psychischen Erkrankungen kommen mit unwahrscheinlich vielen Fähigkeiten, Interessen und Wünschen zu uns in die Werkstatt. Ich weiß noch, wie Jürgen Wolf gleich

zu Beginn sagte: »Ich möchte am liebsten ein Fahrzeug führen.« Nachdem er die ersten Postrunden zwischen den Standorten übernommen hatte, wurde er unser erster Fahrer und ist mittlerweile schon mehrere Jahre als Lkw-Fahrer tätig.

Wir schauen nach den Ressourcen der Beschäftigten, woraus sich schon sehr viel entwickelt hat. Inzwischen haben wir werkstattweit Beschäftigte, die Fahrtätigkeiten übernehmen. So gibt es auch das begleitende Angebot Angelgruppe, das ein Beschäftigter bereits über zwölf Jahre durchführt.

Im Moment sind wir sechs Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen, die im Fachdienst arbeiten. Katharina Riedel, die siebte Sozialarbeiterin, gehört der Werkstattleitung an. Unser Job ist überaus spannend und abwechslungsreich. Ich weiß nie, was mich am nächsten Tag erwartet. Immer wieder passiert etwas Neues: Ich sitze am Schreibtisch, will vielleicht ein Formular für den Qualitätsbeauftragten fertigstellen oder die Verwaltung der Kostenzusagen für die Programmierung im Micos aufbereiten – plötzlich kommt ein Anruf, dass es einem der Beschäftigten schlecht geht. Wenn mein Kollege Klemens Statt in einer Besprechung ist, muss ich sofort runter und gucken, was los ist. Kann ich helfen, muss ich vielleicht den Notarzt rufen? In jedem Fall kümmere ich mich um die Person.

Den nächsten Beschäftigten plagt ein Beziehungsproblem, was sich auf seine Arbeitsfähigkeit auswirkt. Ein anderer hat einen Konflikt mit der Gruppenleitung, wo es zu vermitteln gilt, oder jemand braucht Unterstützung bei seinem Rentenantrag. Eine Gruppenleitung benötigt die Zuarbeit von mir im Easy Care oder irgendeine Frist ist abgelaufen. Zwischendurch erhalte ich einen Anruf aus der Zweigwerkstatt, weil mein dortiger Kollege gerade Urlaub hat und ich vor Ort gebraucht werde. Also fahre ich schnell mal rüber, um die anstehenden Probleme zu klären. Und dann ruft mich der Vater eines Beschäftigten an, der meinen Rat zum Thema Kindergeld während der Werkstattbeschäftigung braucht.

Irgendwie bin ich ständig auf Abruf, zu ganz vielen Themen. Das also ist mein Alltag als Sozialarbeiterin. Komme ich dazu, am Schreibtisch Bürokram abzuarbeiten, ist es auch mal ganz schön. Das jedoch passiert mir am ehesten zwischen sechs und acht Uhr am Morgen oder nach sechszehn Uhr, wenn alle weg sind. Hier geht es mir so wie Angela Geißler und allen anderen Sozialarbeitern und Sozialarbeiterinnen der Werkstatt: Ich

kann mir zwar vieles vornehmen, aber so, wie ich meinen Tag plane, läuft er so gut wie nie ab. Da kommt immer jemand mit Fragen, Nöten und zu klärenden Angelegenheiten, akute Notfälle inbegriffen. Und ehrlich gesagt: Ich finde gerade diese Abwechslung schön.

Spannend ist zudem, dass ich in der Werkstatt viel von den Produktionsthemen mitbekomme, die einen als Sozialarbeiterin normalerweise kaum tangieren. Bei der Caritas jedoch muss ich mich in diese Themen reindenken, schließlich geht es um die Frage: Was können wir unseren Beschäftigten anbieten? Als Andreas Paczoch zum Beispiel mit dem Arbeitsfeld Imkerei anfing, belas ich mich entsprechend. Eine Weile kümmerte ich mich um unsere Werkstattzeitung, für die wir Artikel zum Thema verfassten. So lernten unsere Beschäftigten die einzelnen Fachbegriffe kennen und verstanden, was Beuten und Rähmchen sind und wie ein Bienenvolk funktioniert. Man lernt halt nie aus, das ist das Schöne und Spannende an der Arbeit in der Caritas-Werkstatt!

Mein aktueller Arbeitsschwerpunkt nennt sich Digitales und Medien. Das betrifft unter anderem die Digitalisierung der Fachdienstakten und der Qualifizierungsnachweise der Beschäftigten. Ziel ist es, die kompletten Akten im System zu hinterlegen. Ein sehr engagierter Beschäftigter unterstützt mich dabei.

Weitere Beschäftigte sollen angelernt werden, da die Qualifizierungseinheiten zukünftig in allen Bereichen der Werkstatt entwickelt werden und Anwendung finden. Hier geht es zunächst um Fragen wie: Welche Systematik der Darstellung wollen wir, wer muss Zugriff haben und wie lässt sich das System nachher modifizieren? Es geht um die Entwicklung eines Systems, aus dem die Dateien gut abgerufen werden können. Erst dann können wir bestehende QEs an die neue Werkstattsystematik anpassen.

So stecke ich ständig in neuen Themen. Es gibt keinen Stillstand, geht immer weiter voran. Stets schauen wir, wie und wo wir dabei die Beschäftigten mit einbeziehen und neue Arbeitsfelder für sie schaffen können. Da heißt es eben nicht: Wir haben schon fünf Arbeitsbereiche, und dabei bleibt's! Vielmehr beschäftigen wir uns damit, welche spannenden Arbeitsfelder wir auftun und weiterentwickeln können, damit am Ende eine attraktive Arbeit für die Beschäftigten herauskommt. Die Arbeit am Info-Point in der Hauptwerkstatt, die Fahrradwerkstatt, die vielen Möglichkeiten in der Werbetechnik, der

neue Holzbereich oder der Onlineshop, für den ich gemeinsam mit Sören Neubert zuständig bin, sind nur einige Beispiele für die Entwicklungen in der letzten Zeit.

Es ist erstaunlich, wie sich viele Beschäftigte entwickeln, wenn man ihnen nur etwas zutraut. Hätte zum Beispiel damals jemand gesagt: »Frau X. wird mal auf einem ausgelagerten Arbeitsplatz arbeiten«, hätten alle geantwortet: »Das klappt niemals!« Sie kam häufig zu spät, war total unzuverlässig, hatte viele Krankheitszeiten. Ihr großer Wunsch aber war es, auf einem ausgelagerten Arbeitsplatz zu arbeiten. Als damalige Integrationsbeauftragte organisierte Katharina Riedel ihr ein Praktikum in einem Altenpflegeheim in ihrem Wohnort, wo sie in der Küche arbeitete und für Hilfsarbeiten zuständig war. Und siehe da: Es klappte wunderbar! Es nur notwendig gewesen, einen Arbeitsplatz zu finden, bei dem das Aufgabenprofil passt, an dem sie sich wertgeschätzt fühlt und vor allem: an dem sie nicht austauschbar ist. In dem Altenpflegeheim war es nun wichtig, dass genau sie diese Arbeiten durchführt, denn es gab keine Werkstattarbeitsgruppe, die das im Notfall einfach übernommen hätte. Und genau darauf kommt es an: einen Arbeitsplatz zu finden, auf dem sich der oder die Einzelne als Individuum gebraucht fühlt.

Ob ausgelagerte Arbeitsplätze oder Praktika: Man muss es einfach probieren! Jemand kommt und will – das ist die wichtigste Voraussetzung. All die Bedenken im Vorfeld verstellen nur den Blick und sind kontraproduktiv. Die Beschäftigten zeigen sich draußen oft ganz anders als bei uns, weil sie dort eine ganz andere Motivation haben.

Alexander Pläp hat inzwischen viele Praktika auf dem Ersten Arbeitsmarkt ermöglicht und viele ausgelagerte Arbeitsplätze geschaffen, das finde ich echt beeindruckend. Auch dass die Arbeitgeber diese Verschränkung ermöglichen, freut mich sehr. Um das Zusammenwirken mit dem Ersten Arbeitsmarkt weiter auszubauen und die berufliche Integration unserer Beschäftigten voranzutreiben, brauchen wir eine gute Öffentlichkeitsarbeit. Zu Beginn war es vor allem wichtig, dass wir in den regionalen Medien bekannt werden. Noch immer spukt in vielen Köpfen die Meinung herum: »Ach, das ist ja nur die Werkstatt. Die machen hinter verschlossenen Türen ihre klassischen Behindertenwerkstätten-Arbeiten.« Dem ist schon lange nicht mehr so. Es ist wichtig, dass wir auch mit dem Thema Berufliche Integration nach draußen gehen und zeigen, was alles möglich ist. Es gibt also auch weiterhin genug zu tun.

Zwischenruf

# *Melanie Fritz*

Dass ich hier Freundschaften habe, die Leute treffe, die ich gernhabe, und auch noch produktive Aufgaben erfülle, finde ich super.

Früher, in meinem langjährigen Arbeitsbereich, hatte ich eine besondere Aufgabe: Ich half einem anderen Beschäftigten, der eine starke Sehbehinderung hatte. Er brauchte Hilfe beim Zubereiten des Essens, und ich habe es ihm auch zugereicht. Das war eine wichtige Aufgabe. So etwas in der Art würde ich jetzt auch machen, aber in meiner neuen Gruppe können das alle selbst. Vielleicht kommt ja noch jemand Neues in die Gruppe, dann helfe ich gern.

Mein Wunsch ist es, dass wir alle weiterhin gut miteinander auskommen, auch mit den Gruppenleiterinnen und Gruppenleitern. Für mich soll alles so gut bleiben, wie es jetzt ist.

Kapitel Sechs

# Bildungsoffensive

*links* Der Berufsbildungsbereich Campus Q im Josefhaus

*oben* Arbeitsbereich Demontage in der Zweigwerkstatt am Heidering

# Veränderung ist positiv

*Daniel Vogt*

Im November 2009 fing ich in der Werkstatt als Leiter des Berufsbildungsbereichs an. Das blieb ich gut acht Jahre lang, anschließend fungierte ich zwei Jahre als Fachdienstleiter der Werkstatt.

Ich stamme aus Berlin. Als ich 2009 nach Oranienburg kam, hatte ich zu der Stadt kaum eine Beziehung. Ich verband Oranienburg vor allem mit den Fliegerbomben aus dem Zweiten Weltkrieg. Bei einer meiner Ausbildungen hatte ich eine Kollegin aus Oranienburg, von ihr hörten wir ein ums andere Mal: »Kann ich bei dir pennen? Meine Wohnung liegt wieder mal im Sperrkreis der Bombenentschärfung, und ich kann nicht nach Hause.«

Das war für mich Oranienburg. Nach meinem Eintritt in die Werkstatt erlebte ich dieses Katastrophen-Thema hautnah mit. Ich war ein paar Monate hier, da stand »meine« erste

Sprengung an. Nichtsahnend saß ich in einem Meeting, als es auf einmal laut rummste. Die Erschütterung ging mir durch den ganzen Körper. Ich erschrak mächtig.

Nicht lange, da wurde die Werkstatt als Ort gelistet, an dem die Leute aus dem Sperrkreis aufgenommen werden. Als es wieder so weit war, karrten sie alles an Menschen aus Oranienburg zu uns, was irgendwie ging. Reihenweise fuhren Behindertentransporte vor, dazu luden sie ein ganzes Seniorenheim bei uns ab. Teilweise fuhren sie die Leute im Rollstuhl ins Gebäude, kippten sie aufs Sofa und nahmen den Rollstuhl wieder mit. Am Ende konnten wir kein Mineralwasser mehr anbieten, weil unser Vorratslager komplett leergetrunken war! Alle waren damit beschäftigt, sich um die Senioren und die anderen Evakuierten zu kümmern. Parallel dazu arbeitete der Fachdienst auf Hochtouren, der wiederum viel mit der Organisation des Fahrdienstes zu tun hat. Auch in einer derartigen Situation müssen die Beschäftigten ja gefahren werden. Allerdings kamen die Autos kaum durch, weil ringsumher viele Straßen gesperrt waren. Diese Sperrkreis-Geschichte wurde für uns zum Dauerthema.

Damit nicht genug, erlebte Oranienburg Anfang Juli 2017 nach kräftigen Unwettern eine wahre Sintflut. Wir hatten an jenem Tag Leitungsrunde am Heidering. Die meisten Kollegen und Kolleginnen fuhren anschließend nach Hause, ich musste jedoch noch mal in die Hauptwerkstatt. Es regnete und regnete, und plötzlich stand das Wasser in unserem Flur. Der über hundert Meter lange Gang wurde regelrecht geflutet. Wir versuchten, die Außentüren abzudichten, durch die das Wasser eindrang, doch das klappte nicht, das Wasser lief weiter ins Gebäude.

Im Förderbereich gibt es einen geschlossenen Lichthof, der auf zwei Seiten mit Glastüren versehen ist. Das Wasser stieg und stieg, am Ende hatte sich der gesamte Lichthof in ein Aquarium verwandelt. Zwei, drei Kollegen wateten darin herum und mühten sich, die Glastüren abzudichten, damit das ganze Wasser nicht weiter in die Gänge drang, was ebenfalls misslang.

Ein paar Gruppenleiter und ich versuchten, die verbliebenen Beschäftigten irgendwie nach Hause zu bekommen. Unser Fahrdienst konnte nicht mehr fahren, weil sämtliche Fahrzeuge im Wasser standen. Selbst die Telefonleitungen waren ausgefallen. Also improvisierten wir. Die Fahrdienste stiegen teilweise auf private Autos um und nahmen

Bewohner mit, die eigentlich nicht zu ihren Touren gehörten. Auch die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen brachten die Leute nach Hause. Zusammen mit einem Bewohner, der mit Sauerstoff versorgt werden musste, landete ich schließlich im Krankenhaus. Seine Sauerstoffflasche war leer, und wir hatten keinen Ersatz. Ich saß mit ihm in der Rettungsstelle, er angeschlossen an eine riesige Sauerstoffpumpe, bis wir irgendwie organisierten, dass er heimkam. Am Ende gelangten alle halbwegs unversehrt nach Hause. Anderntags gingen wir gemeinsam ans Reparieren und Aufräumen. Herr Lau spendierte einigen besonders engagierten Kollegen und Kolleginnen einen Tag Sonderurlaub. Bei alldem beeindruckte mich tief, wie selbstlos sämtliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen mit anpackten.

Generell erlebte ich in der Werkstatt eine sehr bewegte Zeit. Wir alle steckten eine Menge Leidenschaft hinein. Der Berufsbildungsbereich war viele Jahre mein absoluter Schwerpunkt, und ich glaube, wir entwickelten uns dort alle miteinander weiter und stellten einiges auf die Beine. Der eigentliche Impuls für die Neugestaltung der beruflichen Bildung kam 2010 von politischer Seite. Die Werkstätten erhielten die Anweisung, dass sich ihre Berufsbildung fortan an den Standards des Ersten Arbeitsmarkts zu orientieren hätte.

Die entsprechenden Bereiche zeigten sich in Deutschland bis dahin als bunter Strauß. Das begann schon bei der Frage: Was ist überhaupt ein Berufsbildungsbereich? Die Antwort darauf sah in jedem Bundesland, ja, in jeder Werkstatt völlig anders aus. Manche nahmen dieses Thema sehr ernst, andere überhaupt nicht. Teilweise gab es gar keinen wirklichen Berufsbildungsbereich. Bei uns in Oranienburg hatte dieser schon immer existiert, sogar mit separatem Gebäude, eigenen Teams und den entsprechenden Lehrgängen. Schon bevor ich kam, war die Caritas-Werkstatt – zumindest aus meiner Sicht – innovativer als die meisten vergleichbaren Institutionen in der Region.

Mit der 2010 erteilten Anweisung war uns klar: Wir müssen besagten Forderungen entsprechende Ausbildungsgänge schaffen! Das umzusetzen, darum rangen wir jahrelang auf allen Ebenen. Unter den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen gab es reichlich Widerstand, in der Leitung ebenfalls. Keiner konnte sich so richtig vorstellen, dass es möglich ist, in Werkstätten mit geistig behinderten Menschen berufliche Bildung zu etablieren, die ähnlich strukturiert ist wie in der Wirtschaft.

Etwa 2014 gab es eine Überprüfung, die für uns nicht sonderlich erfolgreich verlief. Es handelte sich um das jährlich stattfindende externe Audit, eine Qualitätsprüfung, bei der geschaut wird, ob wir nach den gültigen Standards arbeiten. Nach dem Audit wurden uns endlich auch Mittel aus dem Werkstatthaushalt zur Verfügung gestellt, um die an uns gerichteten Forderungen umzusetzen. Recht bald stellten wir jedoch fest: Wir bekommen das alleine nicht auf die Kette, weil es einfach viel zu viel Arbeit ist. Um die geforderte berufliche Bildung zu etablieren, brauchten wir Partner. Aus diesem Grunde erwogen wir, uns dem bundesweiten Bildungsprojekt der Neuen Bildungssystematik (NBS) anzuschließen.

Bevor wir uns endgültig entschieden, besuchten wir bundesweit Messen und andere Werkstätten und guckten uns vor Ort gute Beispiele an und mitunter weniger gute. Danach waren wir hin und her gerissen zwischen der NBS und einem anderen System. Erinnere ich mich richtig, kam dieses von der Arbeitsgemeinschaft pädagogischer Systeme (agps).

*links* Unwetter und Wasserschäden (2017)

Zusammen mit Herrn Lau fuhr ich zur Werkstätten-Messe nach Nürnberg, wo sie das System vorstellten. Der Vortrag erwies sich jedoch als Reinfall. Die agps präsentierte ihr

System, welches mich vom Ansatz her ebenfalls begeistert hatte, als wäre berufliche Bildung alles andere als eine spannende Sache. Nach dem Vortrag setzte ich mich noch lange mit dem »Erfinder« des Systems zusammen und ließ mir alles erläutern.

Auf der Rückfahrt im Zug hatten Herr Lau und ich beide Verträge vor uns liegen und überlegten hin und her: Mit wem arbeiten wir hier zusammen? Letztendlich entschieden wir uns aufgrund der offensichtlichen praktischen Anwendbarkeit für die Verbindung zur KKA, der Kasseler Kompetenz Analyse. Wir trafen diese Entscheidung aus dem Bauch heraus. Damit lagen wir zumindest hier genau richtig.

Die Neue Bildungssystematik ist äußerst praxisbezogen. Dem anderen System merkte man an, dass es hauptsächlich von Sozialpädagogen und Sozialpädagoginnen erarbeitet worden war; es kam sehr theoretisch daher, längst nicht so handfest wie die NBS. Diese ist stark auf konkrete Handlungsschritte bezogen, ausführlich bebildert, in leichter Sprache gehalten und orientiert sich direkt an praktischen Tätigkeiten. Sie basiert unter anderem auf der Kasseler Kompetenz Analyse, mit der wir bereits arbeiteten.

Dem Ganzen liegt eine Software zugrunde, in der wir alle von uns erarbeiteten Materialien hinterlegten und die von anderen Werkstätten erarbeiteten Unterlagen einsehen konnten – ein weiterer Pluspunkt für die NBS. Auf Grundlage der KKA stellten wir für die Kostenträger die Fähigkeiten unserer Leute dar, schrieben unsere Berichte und planten letztlich die gesamte Berufsbildung.

Dem Verbund gehörten etwa zwanzig Werkstätten aus dem gesamten Bundesgebiet an, die nun gemeinsam die erforderlichen Bildungsmaterialien entwickeln und miteinander teilen konnten. Dadurch war die Arbeit auf viele Schultern verteilt, und wir konnten einander Impulse geben. Wir lernten eine Menge dabei. Wie ich es sehe, sind die Strukturen des Campus Q noch heute in etwa so, wie wir sie damals geschaffen haben.

Campus Q steht für den neuen Berufsbildungsbereich der Werkstatt. Vor allem ist damit ein verstärktes Augenmerk auf die Qualität der Dienstleistung Berufliche Bildung gerichtet. Ich bin noch heute stolz darauf, wie wir es geschafft haben, den Berufsbildungsbereich neu aufzustellen. Außerdem pushten wir das Jobcoaching, heute das Arbeitsfeld von Alexander Pläp.

*rechts* Systematische berufliche Bildung

Bis heute ist mir klar: In diesen Punkten waren wir schon damals innovativ und gut. Zu diesem Schluss komme ich auch, weil ich 2020 die Werkstatt verließ und seither bei der Lebenshilfe in Berlin arbeite. Vor Corona war ich mit den dortigen Integrationsbemühungen konfrontiert und musste innerlich schmunzeln, weil ich sah, dass wir in der Caritas-Werkstatt bereits vor etlichen Jahren wesentlich weiter gewesen waren.

Charakteristisch für die Werkstatt war und ist dieses permanente Sichentwickeln. Es gibt praktisch keinen Stillstand. Etwa vier Wochen nachdem ich angefangen hatte, machte der Heidering auf, die erste große Zweigstelle. Dort bauten wir Faktor C auf. Etwa ab 2014 begannen wir im Josefhaus in der Nähe der Hauptwerkstatt, den neuen Berufsbildungsbereich Campus Q zu entwickeln. Das Josefhaus ist das älteste Gebäude auf dem Campus St. Johannesberg. Wir investierten viel Geld, um das Gebäude so zu sanieren und umzubauen, dass es genau ins System passte. So gestalteten wir zum Beispiel einen Riesenraum zur Lerninsel um. Wir visualisieren damit: Auch für die theoretische Bildung gibt es bei uns einen großen, weiträumigen Ort.

Die Grundhaltung in der Werkstatt, wie ich sie in all meinen Jahren dort erlebte, lautet: Keiner hat Angst vor Veränderungen! Ich glaube, achtzig Prozent der Menschen möchten eigentlich nicht, dass etwas anders wird. In der Werkstatt jedoch fand ich Veränderung stets positiv besetzt. Sowohl im Fachdienst als auch im Berufsbildungsbereich hatten wir ein gutes Gespür für Innovation – also dafür, wann und wo es wichtig ist, beherzt den nächsten Schritt zu gehen.

# Jeden Tag entwickeln wir uns neu

*Sabine Schrader*

Ich bin Thüringerin und komme aus Meiningen. 1996 zog ich nach Oranienburg, weil die damalige Werkstattleiterin Frau Sauer zusammen mit Frau Schulze vom Fachdienst in der Berliner Stadtillustrierten Zitty annonciert hatte: Die Caritas suche einen Gruppenleiter mit Grundberuf im Handwerk. Ich hatte gerade meine Ausbildung als Heilerziehungspflegerin in Nordhausen abgeschlossen. Mein Bruder wohnte in Berlin, las die Stellenanzeige und leitete sie an mich weiter. Daraufhin bewarb ich mich und wurde zum Bewerbungsgespräch eingeladen. Es fand in der Berliner Straße 60 A statt, wo die Verwaltung saß. Frau Sauer und Frau Schulze teilten sich hier ein kleines Büro.

Sie entschieden sich für mich, und ich begann als Gruppenleiterin in der Montage. Mein erster Arbeitsplatz befand sich in der Hildburghausener Straße in einer Baracke, die heute nur noch wenige kennen. Anfangs waren wir vier Kollegen und Kolleginnen vor Ort, dazu einige Beschäftigte.

*rechts* Mittagspause im Freien. Sabine Schrader mit ihrer Arbeitsgruppe (1996)

Vor der Baracke, Hildburghausener Straße

Die Baracke stand auf Betonfüßen. Ging jemand den Flur entlang, vibrierte der gesamte Boden, und die Pappwände wackelten. Ständig waren die Toiletten verstopft. Dann rückte unser Hausmeister Carsten Beyer an, um uns zu retten. Manchmal dauerte es eine Weile, bis er eintraf, da er für alle Standorte zuständig war und sie irgendwie am Laufen hielt. Anfangs hatten wir in unserer Baracke nicht mal ein Telefon, die Leitung wurde erst später verlegt. Auch das System der Klientendokumentation nahm erst nach und nach Fahrt auf.

In der Hildburghausener Straße banden wir Kabelbäume für Stromzähler. Dazu mussten die Kabel zunächst abisoliert, mit einer Öse versehen und anschließend zusammengebunden werden. Elektromontage nannte sich das Ganze. Vor Ort gab es eine kleine Ausgabeküche. Wir bekamen das Essen angeliefert und teilten die Mahlzeiten in einem kleinen Raum aus, der mit Tischen vollgestellt war. Hier aßen wir eng an eng oder kochten Kaffee.

Von der Hildburghausener zog ich 1998 zusammen mit meiner Kollegin Eva-Maria Göbel in die Freienwalder Straße um. Das war ebenfalls eine Außenstelle, die Hauptwerkstatt wurde gerade gebaut. Am neuen Ort betreuten wir zwanzig Beschäftigte. Wir waren eine gemischte Arbeitstrainings- und Montagegruppe. Berufliche Bildung bedeutete

seinerzeit, den Beschäftigten die Möglichkeit zu geben, Strukturen der Arbeitswelt kennenzulernen und einzelne Arbeiten zu erlernen.

Meine Kollegin und ich sahen die dringende Notwendigkeit, die Betreuung der uns anvertrauten Beschäftigten zu intensivieren. In den üblichen Arbeitsgruppen mit zwölf Leuten war das nicht zu machen. Zusammen mit Herrn Lau vom Fachdienst erarbeiteten wir das Konzept dafür. Ab 2001 verantworteten wir die geschützten Plätze, heute B-Plus.

Zwei Jahre später zogen wir in die Bernauer Straße, wieder in eine Außenstelle. 2005 wurde diese geschlossen, denn die dritte Arbeitshalle der Hauptwerkstatt sowie die Räume des Fachbereichs Berufliche Bildung waren fertiggestellt. Von 2000 bis 2004 war dieser Fachbereich in einzelnen Räumen der Hauptwerkstatt verteilt gewesen. 2004 zogen wir mit den geschützten Plätzen ins Josefhaus.

Nach vier Jahren Elternzeit fing ich 2010 wieder im Josefhaus in der beruflichen Bildung an. Inzwischen boten wir vier Lehrgänge an: Holz/Metall, Hauswirtschaft, Garten und Werbemittel, jeweils mit einer Länge von drei Monaten. Im zweiten Jahr begann der Aufbaukurs mit Praktika im Arbeitsbereich.

Unser Kollektiv war immer bestrebt, die Arbeit zu strukturieren und weiterzuentwickeln. So entwarfen wir verschiedene Ideen und probierten viel aus, bis wir zum jetzigen Konzept fanden. Inzwischen haben wir eine Art Berufsschulunterricht entwickelt, den jede und jeder unserer Beschäftigten gern besucht – egal, wie schwer es ihr oder ihm fällt. Einfach deshalb, weil sich der Lehrer oder die Lehrerin damit auseinandersetzt: Was geht, was geht nicht?

Zusammen mit Daniel Vogt haben wir uns in den letzten elf Jahren enorm entwickelt. Wir arbeiten mit Qualifizierungseinheiten, durch welche die einzelnen Bildungsmodule vermittelt werden. Alle zusammen ergeben ein breites Spektrum. Die Theorie bildet inzwischen einen wichtigen Bestandteil im Berufsbildungsbereich – und dazu kommt die Praxis.

Wie wir die berufliche Bildung am Anfang gestaltet haben, war aus meiner Sicht völlig richtig. Das Ganze entwickelte sich aber weiter. Die große Frage, der wir uns stets zu

stellen haben, lautet: Wie sollte sich berufliche Bildung für Benachteiligte verbessern? Sie zu beantworten, lohnt sich immer wieder, denn an jedem Tag entwickeln wir uns neu! Die Kollegen und Kolleginnen haben ständig neue Ideen, und auch technisch geht es stets voran. So bekamen wir zum Beispiel kürzlich Tablets, um zu arbeiten – während wir am Anfang noch mit Kreidetafeln hantiert haben.

Insgesamt wird jetzt viel klarer, dass wir in der Werkstatt einen Bildungsauftrag haben. Der ist – zumindest aus meiner Sicht – inzwischen intensiver und enger gestrickt. Heute gleicht unser Angebot dem einer Berufsschule.

Zu uns kommen die Leute nach der Schule oder vom Ersten Arbeitsmarkt, bei denen eine Eignung für die Werkstatt festgestellt wurde. Zunächst durchlaufen sie das dreimonatige Eingangsverfahren, bei dem sie unsere drei Lehrgänge kennenlernen: Gastronomie & Service, das Grünteam sowie Rad & Tat. Vier Wochen lang können die Beschäftigten jeweils alles ausprobieren. Dann entscheiden sie sich für einen Lehrgang und bekommen dort fundiertes Wissen vermittelt.

Die Arbeit in der Werkstatt bedeutet für uns alle ein stetiges Lernen. Immer wieder stehen wir vor neuen Herausforderungen, die unsere Kollegen und Kolleginnen gerne annehmen. Die genannten Lehrgänge gehören zu den Strukturen, die wir in den letzten elf Jahren geschaffen haben. Jeder Bereich besitzt mittlerweile seine eigene Arbeitskleidung, und die Beschäftigten sind klar zuzuordnen: Das Grünteam trägt grüne Sachen, Rad & Tat hat schwarze Kleidung, Gastronomie & Service rote Jacken und T-Shirts.

Bei uns verbleiben die Leute in den ersten zwei Jahren, anschließend wechseln sie in den Arbeitsbereich. Da alle zunächst unseren Bereich durchlaufen, kennen wir viele Beschäftigte mit Namen und sie uns. So ist der Kontakt auch später noch einfach. Das finde ich wirklich schön. Zeigt es doch, dass wir einander nicht vergessen haben.

## Schön, dass nicht alles perfekt sein muss

*Yvonne Möller*

Ich arbeite seit 2014 in der Caritas-Werkstatt. Zuvor war ich als gelernte Köchin und Restaurantfachfrau einige Jahre in der Benachteiligten-Förderung tätig. Dort führte ich berufsvorbereitende Maßnahmen durch und bildete Beiköche sowie Helfer im Gastgewerbe aus. Im Zuge der Inklusion gab es meine Stelle irgendwann so nicht mehr. Die Leute sollten alle in Betrieben arbeiten, unsere geschützten Küchen und gastronomischen Einrichtungen wurden geschrumpft. Also schaute ich mich nach Alternativen um.

Der damalige Küchenchef der Caritas-Werkstatt war, genau wie ich, im Verein der Ruppiner Köche aktiv. So kamen wir ins Plaudern, und er meinte irgendwann in der Vorweihnachtszeit: »Bei uns ist gerade 'ne Stelle frei geworden. Wenn du dir das vorstellen kannst, bewirb dich doch.«

Ich komme aus Neuruppin, und so überlegte ich: Möchte ich jeden Tag fünfzig Kilometer zur Arbeit fahren? Am Ende entschied ich mich, es mit der Bewerbung zumindest zu versuchen. Gesagt, getan. Das Bewerbungsgespräch verlief ganz normal. Wir vereinbarten einen Hospitationstag, bei dem wir uns gegenseitig kennenlernen konnten und ich einen kurzen Einblick in das tägliche Geschehen gewann. Zunächst arbeitete ich in der Kantine. Ich war zuständig für den Speiseraum und die kleine Verkaufsstelle. Das bedeutete: Frühstück vorbereiten, Tagesangebote herausgeben und dergleichen mehr.

Da ich aus der Benachteiligten-Förderung komme, war mir der Umgang mit gehandicapten Menschen nicht völlig neu. Bei meinen früheren Klienten hatten Lernschwächen und nicht selten das soziale Umfeld im Vordergrund gestanden. Mit größeren Lernbeeinträchtigungen und anderen Handicaps hatte ich es dabei nicht zu tun bekommen. Meine Hauptaufgabe hatte darin bestanden, die Menschen bis zur Prüfung zu bringen. Diesem Druck war ich hier in der Werkstatt nicht mehr ausgesetzt. Dennoch hatte ich noch immer die Einstellung verinnerlicht: »Nun mal zack, zack, fertig werden! Wie siehst du überhaupt aus? Zieh dich erst mal ordentlich an!« Bei der Caritas musste ich mir erst einmal darüber klarwerden, wie weit ich von dieser Einstellung ablassen kann. Leicht fiel mir das in meinem ersten Jahr hier nicht.

Nach einem Jahr wurde ich gefragt, ob ich in die berufliche Bildung wechseln wolle. Das war ohnehin mein Metier, also freute ich mich über diese Möglichkeit. Schließlich ging es auch hier wieder darum, zumeist jungen Leuten etwas mitzugeben. Anderen Menschen Richtlinien und Werte zu vermitteln, war schon immer mein Bestreben.

Was ich nun mehr und mehr lernte, war, mit Ruhe an die Dinge heranzugehen, die Menschen richtig ankommen und bestimmte Dinge einfach mal geschehen zu lassen. Ich bin ziemlich perfektionistisch, meine Kolleginnen werden das nicht abstreiten. Mittlerweile aber erleben wir so manche Situation, in der wir gemeinsam herzlich darüber lachen können.

Letztes Jahr unternahmen wir mit den Beschäftigten eine Fahrradtour, bei der es auch ein Picknick geben sollte. Das musste natürlich entsprechend vorbereitet werden: Jeder

Beschäftigte sollte einen Lunchbeutel bekommen, gefüllt mit Obst und geschmierten Brötchen.

Frau Riedel und Frau Schrader fragten sofort: »Können wir dir dabei helfen?«

»Klar!«, erwiderte ich, und wir legten los: Jede Menge Brötchen aufschneiden, schmieren und unterschiedlich belegen. Schließlich kommt noch schön ein Salatblatt dazwischen, alles ganz akkurat. Die beiden Frauen legten los, und bopp, bopp, bopp war überall Salat drauf.

»Das sind doch keine Salatbrötchen!«, wies ich sie zurecht. »Ein perfekt belegtes Brötchen wird von beiden Seiten gebuttert, dann wird die untere Seite mit einem Salatblatt versehen. Aber nicht zu viel Salat! Er wird labberig und dient generell eher der Dekoration als dem Nährwert.«

Meine Kolleginnen taten, wie von mir geheißen, und irgendwann, klapp, klapp, klapp, waren die Brötchen fertig. Ich entdeckte sofort: »Um Himmels Willen, da liegen ja zwei Oberhälften und da zwei Unterhälften aufeinander. Das geht doch nicht!« Manche dieser misslungenen Paare waren sogar schon verpackt. Alles wieder auszupacken, kam nicht infrage. So musste oder konnte ich wieder über meinen Schatten springen und ließ es einfach zu.

Am Ende blieben alle Brötchen so, wie sie waren. Lustig war, als das Ganze unseren Ausflüglern auffiel. »He, ich habe ja zwei Unterhälften!«, bemerkte einer, »das ist ja komisch!«

Ein anderer frohlockte: »Ich liebe sowieso mehr die Oberhälften! Wie schön, dass ich jetzt zwei davon habe!«

Durch solche kleinen Dinge lerne ich immer wieder neu, mit den Gegebenheiten umzugehen. Ich erfuhr, dass es einfach schön ist, Dinge geschehen zu lassen, und weiß mittlerweile, dass nicht alles perfekt sein muss. So ist es eben, wenn man wie ich aus einer Küche kommt, in der nach außen hin immer alles seine perfekte Ordnung haben muss – der Gast bezahlt schließlich dafür. Für mich ist »der Gast« noch immer ganz wichtig, ob

es nun ein Promi oder ein Beschäftigter ist. Freut sich jemand über zwei Brötchen-Oberhälften, dann schlucke ich zwar, kann mich aber inzwischen mitfreuen. Dann trete ich einen Schritt zurück und sage mir: »Okay, es kann auch mal anders gehen.« Das ist für mich eine tolle Erfahrung.

Im Berufsbildungsbereich sind wir ein kleines Team von vier, mit dem Fachdienst fünf Leuten. Zu ihm gehören der Gruppenleiter Rad & Tat, der vom Grünteam und ich als Gruppenleiterin des Lehrgangs Gastronomie & Service. Sabine Schrader verantwortet die Bildungsbegleitung, und Sabrina Hirschfeld fungiert als Leiterin von Campus Q. Ist einer von uns im Urlaub oder krank, übernimmt Sabine die Vertretung. Dass sie tatsächlich in allen Bereichen in der Lage ist, einzuspringen, finde ich toll! Außerdem organisiert sie Praktika für die Beschäftigten, wenn die Zeit dafür heran ist. Wir sind alle eng vernetzt und bilden ein tolles Team, das ich nicht mehr missen möchte.

Früher, als ich in der Wirtschaft gearbeitet habe, hatte ich den Auftrag, alles mehr oder weniger ins rechte Lot zu rücken. Die mir anvertrauten Menschen sollte ich dazu bringen, dass sie ihre Prüfung bestehen, die darüber entschied, ob sie diesen Beruf ausüben durften oder nicht. Das Private stand dabei nie im Vordergrund. Vielmehr ging es darum, dass alles korrekt zuging. Dazu gehörte eben auch, wie und in welcher Reihenfolge man ein Brötchen ordentlich belegt.

Zumindest hierbei hat sich für mich tatsächlich vieles gewandelt. Ich verstehe mich nicht mehr allein als Gruppenleiterin, sondern mindestens ebenso sehr als Sozialarbeiterin. Oft rufen uns besorgte Eltern von Beschäftigten an, weil das Kind zu Hause geweint hat und erst mal ein Gespräch braucht oder einfach mal in den Arm genommen werden will. Das war völlig neu für mich! Ich stand den Beschäftigten anfangs eher hilflos gegenüber und dachte bei mir: Nicht weinen, nicht weinen – ach, was mach ich denn jetzt?

Inzwischen gucke ich den mir anvertrauten Menschen an und versuche herauszubekommen: Was ist denn bei dir heute los? Dieses Gespür zu entwickeln, hat mich bereichert. Es ließ mich weicher werden. Erst vor Kurzem gab ich schweren Herzens eine Beschäftigte ab, die in den Arbeitsbereich Interne Dienste wechselte. Sie ging mit Tränen in den Augen und schrieb mir einen so schönen Brief. Darin dankte sie mir mit lieben Worten, dass ich für sie und auch für ihre Mutti immer da gewesen sei. Das berührte mich tief.

Die Sorgen der Beschäftigten waren mitunter auch die Sorgen der Mutter. Eine Beschäftigte klagte – anfänglich häufiger, mit der Zeit immer weniger – über Unwohlsein, rief zu Hause an und wollte gern abgeholt werden. Nach dem Telefonat klingelte dann mein Telefon, und die besorgte Mutter fragte mich, wie ich die Sache denn einschätzte. Zumeist kamen wir überein: »Wir gucken erst mal, ob sie wirklich nach Hause muss.« Dann bekam die junge Frau von mir erst mal einen Tee und eine Wärmflasche – eben eine Portion Fürsorge extra – und der Tag in der Werkstatt wurde schließlich doch noch schön.

Bei einem jungen Mann, der aus der Schule zu uns gekommen war, wusste ich zunächst gar nicht, wie ich mit ihm umgehen soll. Oft war er nicht aufzufinden, und ich musste ihn suchen. Meist fand ich ihn im Wäscheraum. Er saß in der Ecke hinter der Tür und traute sich nicht hervor. Ich wusste nicht: Was mache ich jetzt mit ihm? Irgendwann kam er Schritt für Schritt ein bisschen dichter heran, trat auf mich und die anderen zu. Am Ende, als er den Berufsbildungsbereich verlassen musste, verlor auch er ein paar Tränchen. Inzwischen war er nicht mehr in sich gekehrt, sondern sang manchmal aus voller Kehle – so schön falsch, dass ich mitunter Einhalt gebieten musste: »Nu mach mal ein bisschen ruhiger.«

So gibt es viele schöne Erinnerungen an die relativ kurze Zeit von zwei Jahren und drei Monaten, welche die Leute bei uns im Berufsbildungsbereich verbringen. Man lernt sich richtig kennen und formt einander ein bisschen, in beide Richtungen. Bei uns geht es in erster Linie nicht nur um die Bildung, sondern auch um dieses Ankommen, das Miteinandersein, darum: Wie gehe ich mit wem um, wen lerne ich wie schätzen? Das ist eine tolle Sache.

Manche möchte man an seiner Seite behalten, und bei anderen ist es in Ordnung, wenn sie gehen. Aber gut, für solche Gefühlsregungen sind wir Menschen.

# Verbindungsmann zum Arbeitsmarkt

*Alexander Pläp*

2011 zog ich mit meiner damaligen Freundin und heutigen Ehefrau nach Oranienburg. Sie kommt von hier, und ihr Vater arbeitet als Gruppenleiter in der Caritas-Werkstatt. Dadurch lernte auch ich die Werkstatt kennen. Ich hatte mit meinen 36 Jahren ein Studium der Rehabilitationspädagogik an der Humboldt-Universität zu Berlin in Angriff genommen und befand mich im dritten Semester.

Im vierten Semester absolvierte ich ein Praktikum im Berufsbildungsbereich der Caritas-Werkstatt bei Daniel Vogt. Es war genau jene Zeit, als die Arbeitsagentur forderte, die Ausbildung in den Berufsbildungsbereichen abzugleichen. Ich hantierte viel mit Excel-Tabellen, in denen es darum ging: Das kann der Beschäftigte, dann macht man ein Kreuz.

Es war mein erster direkter beruflicher Kontakt mit der Werkstatt, und ich arbeitete mich ein wenig in die Materie ein. Mein Praktikum dauerte knapp fünf Monate. Mir gefiel der

Bereich, und ich hätte gern sofort dort angefangen. Das war jedoch nicht möglich. Stattdessen arbeitete ich ab 2013 in der ambulanten Betreuung im Caritas-Wohnen, bis Mitte 2015 als Minijob, dann auf freiberuflicher Basis. Hier unterstützte ich unter anderem Menschen mit Behinderung, die außerhalb des Campus' wohnten und in der Werkstatt arbeiteten. Das Ganze lief vor allem in den Nachmittagsstunden oder am Wochenende. Ich begleitete die mir anvertrauten Beschäftigten zu Freizeitaktivitäten wie Konzert- oder Discobesuche, Bowling, Fahrradtouren oder auf Ausflügen nach Berlin. Zudem unterstützte ich sie im Haushalt. Durch diese Arbeit hielt ich den Kontakt zur Werkstatt. Zeitgleich führte ich mein Studium fort.

»Hast du vielleicht Lust, bei uns als Fachkraft für berufliche Integration anzufangen?«, fragte mich Daniel eines Tages, und ich nickte.

Reinhard Sprang, der diese Stelle bislang mit sechzehn Stunden besetzt hatte, hatte die Werkstatt verlassen. So also stieg ich im September 2016 mit ebenfalls sechzehn Stunden auf freier Basis ein. Derweil saß ich an meiner Bachelorarbeit, die mich noch bis 2018 beschäftigen sollte. Ich betreute einen Rollstuhlfahrer in Berlin als persönlicher Assistent, was meine sozialversicherungspflichtige Hauptbeschäftigung war. Siebenmal im Monat versah ich einen 24-Stunden-Dienst.

Zwei Jobs, Familie und meine Abschlussarbeit unter einen Hut zu bekommen, bedeutete eine ordentliche Herausforderung. Ich freute mich jedoch, in der Werkstatt zu sein, weil ich hier wirklich sehr gern arbeitete.

Im August 2018 schloss ich mein Studium ab, und seit 2019 bin ich in Vollzeit für die Caritas-Werkstatt als Jobcoach tätig. Daneben arbeite ich im Fachdienst mit, bei dem man die sozialpädagogische Begleitung der Beschäftigten in mindestens einem Bereich der Werkstatt übernimmt. Für die ausgelagerten Arbeitsplätze bin ich sozusagen Fachdienst und Gruppenleiter in einer Person.

Dass ich bei meinem ersten Kontakt mit der Caritas-Werkstatt selbst Praktikant war, finde ich ganz witzig. Schließlich kümmere ich mich heute um ebensolche Praktika für unsere Beschäftigten. Kommt jemand zu mir und sagt: »Ich möchte gern außerhalb der Werkstatt arbeiten«, gucken wir zusammen, wo das möglich ist. Mitunter muss ich neu

recherchieren, ein anderes Mal greife ich auf mir bekannte Betriebe zurück. Haben wir etwas Passendes gefunden, bereite ich alles Weitere vor, kümmere mich um das Administrative und begleite den Beschäftigten zum Erstgespräch und dann während seiner gesamten Praktikumszeit.

Obgleich ich anfangs über sehr wenig Erfahrung in diesem Bereich verfügte, funktionierte das Ganze von Beginn an recht gut. In den meisten Betrieben haben sie durchaus Respekt vor Menschen mit Behinderung, die meisten anderen entwickeln diesen zusehends.

Im Normalfall verrichten die Beschäftigten in den Unternehmen Tätigkeiten im Helferbereich. Ich habe jedoch auch einen gelernten Fachinformatiker für Anwendungsentwicklung mit einer starken psychischen Behinderung, den ich in einem kleinen Softwareunternehmen auf einem ausgelagerten Arbeitsplatz unterbringen konnte. Er verblieb also nach dem Praktikum unter Werkstattbedingungen in der Firma. Das war in seinem Fall wie gesagt eine kleine Softwarefirma mit drei Mitarbeitern; in einem großen Betrieb hätten wir ihn angesichts seiner Grunderkrankung sicher nicht unterbringen können.

Aus einem Praktikum kann unter Umständen auch eine nachfolgende Ausbildung im Berufsbildungswerk resultieren. Im letzten Herbst absolvierte hier eine Beschäftigte, die zuvor bereits zehn Jahre in der Werkstatt gearbeitet hatte, eine Ausbildung als Fachpraktikantin im Verkauf. Mittlerweile hat sie diese erfolgreich abgeschlossen und arbeitet jetzt auf dem Ersten Arbeitsmarkt als Verkäuferin. Eine andere Beschäftigte arbeitet nach einem Praktikum in einem Integrationshotel.

Andere kommen nach ihrem Praktikum in die Werkstatt zurück. Manche wollen einfach nur mal etwas anderes sehen, sich ausprobieren. Bei wieder anderen klappt es womöglich nicht, dass wir außerhalb der Werkstatt einen Arbeitsplatz für sie finden. Oder wir versuchen, einen solchen über das Budget für Arbeit zu realisieren. Das ist eine Förderung über den Kostenträger, durch die wir ebenfalls einen sozialversicherungspflichtigen Arbeitsplatz realisieren können. Der Beschäftigte wird dann weiter begleitet, entweder durch die Werkstatt oder den Integrationsfachdienst.

Ob Ausbildung, ausgelagerter Arbeitsplatz, Übergang auf den Ersten Arbeitsmarkt oder Rückkehr in die Werkstatt – es gibt viele Möglichkeiten! So kenne ich einen Mann, der

bereits zu Zeiten der Ordensschwestern auf dem Gelände des Johannesbergs wohnte. Anschließend war er über zwanzig Jahre in der Werkstatt und arbeitete nie außerhalb. Eines Tages kam er zu mir und sagte: »Ich möchte gern im Tierpark Germendorf ein Praktikum machen.« Er hatte eine starke kognitive Einschränkung, aber wir gingen es einfach an. Schließlich stellte sich heraus, dass ihn der Betreiber des nahe gelegenen Tierparks noch aus Kindheitstagen kannte. Die Vermittlung klappte – und zwar so gut, dass wir inzwischen auch für ihn einen ausgelagerten Arbeitsplatz einrichteten.

Ein Praktikum mit all seinen möglichen Folgen ist also längst nicht nur am Anfang der Werkstattzeit möglich. Es kann auch mittendrin passieren, nach zwanzig und mehr Jahren, dass jemand draußen etwas findet. Gerade, wenn ein Beschäftigter schon sehr lange in der Werkstatt ist, entsteht daraus meist nur ein ausgelagerter und kein sozialversicherungspflichtiger Arbeitsplatz – wobei auch Letzteres möglich ist: Ein Beschäftigter hat vierzehn Jahre lang bei uns im Gartenbereich gearbeitet und fängt jetzt über das Budget für Arbeit als Hausmeisterhelfer in einer Schule an, auf einer sozialversicherungspflichtigen Stelle!

Dem Gruppenleiter und den anderen Beschäftigten, die jemanden schon lange aus der Werkstatt kennen, fällt es mitunter schwer, sie oder ihn gehen zu lassen. Ich lerne die Leute ja meist neu kennen. Ich freue mich für jeden, der es wirklich auf den Ersten Arbeitsmarkt schafft.

Die Leute auf den ausgelagerten Arbeitsplätzen bleiben Werkstattbeschäftigte und als solche in unserer Begleitung. Ich glaube, im Bundesdurchschnitt wechseln zwei Prozent Werkstattbeschäftigte im Laufe der Zeit auf den Ersten Arbeitsmarkt. Das Budget für Arbeit soll diese Zahlen möglichst erhöhen, was allerdings nicht so einfach ist, weil das Ganze ein ziemlich bürokratisches Instrumentarium ist. Die Anträge sind schwierig, die Bewilligung dauert einige Zeit, und die Zahlen sind dann leider doch zu gering. Aber wie auch immer: Ich freue mich über jeden Erfolg, den wir gemeinsam erzielen.

*links* Jobcoach Alexander Pläp im Gespräch mit einem Beschäftigten an einem Außenarbeitsplatz

Zwischenruf

# *Vanessa Emmerich*

Die Werkstatt ist für mich natürlich nicht nur der Arbeitsplatz, sondern ich kann hier einfach sein, wie ich bin – und es ist für alle in Ordnung. Außerhalb ist es schwieriger, anerkannt zu werden.

Außer der Arbeit sind mir die Freundschaft und der Kontakt zu den anderen wirklich sehr wichtig. Die Arbeitskultur ist ebenfalls wichtig, ohne sie ist es nicht gut. Ohne etwas zu tun zu haben, einfach nur hier herumzusitzen, das will ich auch nicht.

Ich freue mich aber auf mein neues Praktikum, wenn ich wieder eins machen kann. Vielleicht werde ich da sogar genommen, und es wird ein Außenarbeitsplatz!

NEW YORK
CRAFTED&MANU
WITH CA

Zwischenruf

# *Uta Dombrowski*

Insgesamt arbeitete ich von 2001 bis 2020 in der Wäscherei. Das sind 19 Jahre! Dann kamen die Umstrukturierung und die Einführung des neuen Bereichs Interne Dienste. Dafür interessierte ich mich, und ich fasste den Mut, zu fragen, ob ich bei den Internen Diensten ein Praktikum machen könnte. So ist das manchmal.

Ich fühle mich sehr wohl hier und bin stolz auf mich, dass ich letztes Jahr die Initiative ergriffen habe, nach fast zwanzig Jahren einfach mal den Bereich zu wechseln.

# Wow, hier passiert was!

*Manuela Schreiter-Giebel*

Ich bin ein Kind der DDR und komme, was mein Arbeitsleben betrifft, aus einer ganz anderen Ecke. Zunächst erlernte ich meinen Traumberuf: Süßwarenfacharbeiterin, Spezialisierung Kakaowaren. Ich war schon immer eine große Schokoladenliebhaberin gewesen, also passte das wunderbar. Zwölf Jahre arbeitete ich in diesem Beruf. Dann kam die Wende, der Betrieb wurde abgewickelt, und ich ließ mich zur Hotelfachfrau, Bereich Housekeeping, umschulen. Das Hotel Stadt Berlin am Alexanderplatz wurde mein neuer Arbeitgeber.

Anfangs fand ich den Beruf sehr interessant, aber er wurde nie ganz meins. Als Hotelfachfrau musst du immer gestylt und auf Show getrimmt auftreten, das fand ich nicht so gut.

1997 zog meine Familie nach Oranienburg. Wir hatten hier ein Haus gekauft, und meine Kinder kamen auf eine neue Schule. Da fand ich es gut, wenn ich erst mal zu Hause bleibe. Ich kündigte und meldete mich arbeitslos. Bei meinem Besuch auf dem Arbeitsamt wurde ich auf eine ABM-Stelle im Caritas-Wohnen aufmerksam. Klingt prima, sagte ich

mir und stellte mich dort vor. Herr Stehr, Gesamtleiter vom St. Johannesberg, führte das Gespräch mit mir. Es stellte sich heraus, dass ich im Schichtdienst und an den Wochenenden hätte arbeiten müssen. Das kam für mich leider nicht infrage. Ich lehnte ab.

Am nächsten Tag rief mich Herr Stehr an und fragte mich, ob ich als ABM-Kraft in der neuen Werkstatt arbeiten wolle: Fünftagewoche, jeweils acht Stunden als »Mädchen für alles«. Ich sagte zu, so kam ich in die Werkstatt.

Zum Ende der ABM-Zeit fragte mich der Werkstattleiter Herr Böhnke, ob ich mir vorstellen könnte, weiterhin in der Werkstatt für behinderte Menschen zu arbeiten. Ich war einverstanden und bekam einen richtigen Arbeitsvertrag. Am 1. Oktober 1999 war mein erster Arbeitstag.

Ich fing im Berufsbildungsbereich an, der sich damals noch Arbeitstraining nannte. Etwa drei Monate später sollte ich mit einer älteren Kollegin tauschen und für sie in einen Arbeitsbereich wechseln. Das versuchten wir vierzehn Tage lang, um schließlich festzustellen: Nein, das ist es nicht!

Den Umgang mit den jungen, teils »wilden« Beschäftigten fand ich viel spannender als die Hauswirtschaftsgruppe aus dem Arbeitsbereich. Dort waren die älteren Damen – für mich ein paar Takte zu ruhig. Auch meine Kollegin wollte lieber wieder zurück in ihre Arbeitsgruppe. Also lagen wir beide unserem Werkstattleiter und Herrn Lau, damals noch Fachdienstleiter, in den Ohren, das bitte wieder zu ändern. Es klappte, seither bin ich fest im Berufsbildungsbereich angestellt.

Zunächst arbeitete ich zwei, drei Jahre als ungelernte Kraft. Dann legte ich, wie viele unserer Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, eine sonderpädagogische Zusatzqualifikation ab. Mit dem erfolgreichen Abschluss des Lehrgangs war meine Ausbildung natürlich nicht beendet; wir werden zudem regelmäßig geschult und ausgebildet, aber das ist natürlich nicht alles!

Man kann vieles studieren, das heißt aber noch lange nicht, dass man es auch vermag, das Gelernte umzusetzen. Man muss es mit Leben und Erfahrung füllen, und die gewinne ich hier an jedem Arbeitstag, zusammen mit unseren Beschäftigten!

Einmal sollte ein Psychologe vor Ort ein Gutachten über einen Beschäftigten anfertigen. Dieser wollte nun, dass ich mit dabei bin, und der Psychologe hatte nichts dagegen. Im anschließenden Gespräch erzählte ich dem Mann über meine Erfahrungen mit dem jungen Menschen, um den es hier ging.

»Was Sie so alles mitbekommen«, sagte dieser erstaunt.

»Wissen Sie«, erwiderte ich, »wir haben die Leute acht Stunden am Tag, fünf Tage die Woche, da lernt man einen Menschen in allen möglichen Situationen kennen.«

Wenn die Leute neu zu uns kommen, sind viele von ihnen zunächst noch recht kindlich. Es ist toll mitzuerleben, wie sie sich nach und nach entwickeln und ein Stück erwachsener werden. Manche haben Eltern, die uns vor allem darlegen, was ihr Kind alles nicht kann aufgrund seiner Behinderung. Und dann merkst du in der täglichen Arbeit, wie sich dieser Mensch entwickelt, wenn er ein bisschen abgenabelt ist von den Eltern und vom gewohnten Umfeld. Das mitzuerleben, ist immer wieder aufs Neue aufregend.

Nach fünfzehn Jahren in der Hauptwerkstatt kümmere ich mich seit 2015 am Heidering bei Faktor C um psychisch erkrankte Menschen. Das ist ebenfalls sehr spannend. Als ich in den Heidering wechselte, hatte ich zunächst wieder keine Ahnung von der Materie. Klar, ich hatte schon von psychischen Erkrankungen gehört, aber das war's auch schon. Man unterhält sich hin und wieder darüber, aber das ersetzt natürlich nicht die fachliche Auseinandersetzung mit dem Thema.

Vor zwei Jahren fand in unserer Werkstatt eine Fortbildungsreihe statt, die nannte sich »Irre verständlich«. Die Fortbildung ging über mehrere Tage und war äußerst interessant. Ich lernte viel dazu. Außerdem habe ich seit Oktober 2020 – Gott sei Dank – eine Kollegin an meiner Seite, die vom Fach ist. Sie hat vorher in der Tagesklinik in Oranienburg gearbeitet und bringt sehr viel Erfahrung mit. Es ist schon toll, wenn sie mich mit ihrem Fachwissen unterstützt. Früher tat ich mich besonders mit Borderline-Erkrankten schwer. Ich fand nicht den richtigen Zugang zu ihnen, doch mit der fachkundigen Unterstützung meiner Kollegin gelingt es mir mittlerweile ganz gut.

Ob geistig behindert, psychisch erkrankt oder scheinbar normal, erlebe ich in der Werkstatt vor allem dies: Jeder Mensch ist anders, und zusammen können wir vieles

erarbeiten. Wenn ich miterlebe, wie jemand es schafft, dass es ein Stückchen weitergeht in seinem Leben, ist das ein verdammt gutes Gefühl.

Viele psychisch erkrankte Menschen kommen direkt aus dem Berufsleben zu uns. Manche stehen bereits kurz vorm Rentenalter und wollen nicht mehr auf den Ersten Arbeitsmarkt zurück. Sie wollen endlich wieder zur Gesellschaft dazugehören, aber nicht mehr diesem Druck ausgesetzt sein, der sie einst krank gemacht hat.

Dann gibt es viele jüngere Menschen, die irgendwann eine Lehre angefangen und abgebrochen haben, weil sie sich überfordert gefühlt haben. Hier einen Neustart zu finden, ist oft schwierig. Wir haben einen großen Prozentsatz bei den Beschäftigten, die gern (wieder) auf den Ersten Arbeitsmarkt wollen, aber dafür sind zwei Jahre im Berufsbildungsbereich verdammt wenig. Traurig, aber wahr: Wir können nicht jeden zum glücklichen Arbeitnehmer oder zur glücklichen Arbeitnehmerin auf dem Arbeitsmarkt machen. Dennoch ist es unser Ziel, dass diese Menschen wieder ins Berufsleben zurückfinden. Zuerst zählt der Wunsch des oder der Beschäftigten. Ihn zu erfüllen, daran arbeiten wir gemeinsam!

Neben hoch motivierten jungen Menschen, die alles Mögliche werden wollen, sagen sich andere wiederum: »Ich kann hier noch ein bisschen sitzenbleiben. Eigentlich ist es ganz schön so, und Mutti kümmert sich ja um mich. Wird jemand zu nett behütet, ist es mitunter schwierig für denjenigen, für sich selbst sorgen zu wollen. Kommt zu dieser Prägung noch eine psychische Erkrankung hinzu, verspürt derjenige vielleicht noch weniger Antrieb.

Im großen Ganzen wäre es schön, wenn diejenigen, die aus dem Arbeitsleben kommen und dorthin zurückwollen, das am Ende auch schaffen. Nicht jedem gelingt es, denn der Weg ist weiter als man denkt. Es gehört zu unserer Arbeit, dass wir viele der psychisch erkrankten Menschen erst mal stabilisieren.

Morgens erscheine ich zumeist als Erste im Heidering. Ich ziehe überall die Rollläden hoch, schalte gegebenenfalls das Licht an, koche Kaffee und lüfte komplett durch. Trudeln die Beschäftigten ein, sollen sie erst mal einen Hauch Wohlbefinden tanken. Käme der Erste hier im Dunkeln bei runtergelassenen Jalousien an, wäre das nicht gerade motivierend für ihn am beginnenden Tag. Deshalb versuche ich, es in der Werkstatt morgens

immer schon ein bisschen gemütlich zu machen. Ein bisschen Kaffeeduft und dazu angenehmes Licht können Wunder wirken.

Momentan haben wir coronabedingte Einlasskontrollen. Das heißt, dass wir jeden Beschäftigten und jede Beschäftigte in Empfang nehmen und nach seinem oder ihrem Befinden befragen. Wenn ich Aufsicht habe, dann gewinne ich dabei gleich einen ersten Eindruck davon, wie sich unsere Leute fühlen. Gerade bei psychisch Erkrankten ist die Stimmung, die sie mitbringen, äußerst wichtig für den weiteren Tagesablauf. Dieser ist natürlich im Groben gegeben – wir haben eine Aufgabe, die wir abarbeiten wollen. Es kann aber sein, dass Person X die ganze Nacht nicht geschlafen hat und gar nicht in der Lage dazu ist. Person Y ist momentan schlecht gelaunt oder depressiv, auch das ist nicht so einfach.

Ich muss also erst mal schauen: Wie kommen die Leute hier an? Dann erst kann ich den Tag strukturieren. Ist Person X oder Y also nicht in der Lage, in unserem Tagesprogramm mitzuarbeiten, muss ich kurz hinterfragen: Womit kann ich ihr den Tag versüßen, damit er überhaupt anläuft? Da heißt es dann zum Beispiel: ein Mandala ausmalen, Musik hören oder in einem extra Raum am PC arbeiten. Das alles muss ich schnell organisieren, damit es funktioniert und jeder seine Aufgabe hat. Denn nichts ist schlimmer, als dass die Leute rumsitzen und womöglich über ihre Krankheit grübeln.

Im Grunde kann ich mich nie darauf verlassen, dass der Tag so abläuft, wie ich ihn am Vortag geplant habe. Grob geschätzt, sage ich: Zu achtzig Prozent funktioniert das nicht. Außerdem wird der schönste Plan für gewöhnlich mehrmals am Tag wieder umgeworfen. Zwischendurch kann stets irgendwas passieren. Wenn ein Beschäftigter sagt: »Ich will das nicht! Ich gehe jetzt raus, eine rauchen«, verzögert sich der Ablauf. Wird jemand aggressiv, muss ich darauf einwirken, damit alles wieder friedlich zugeht, denn die anderen sind dann ja auch aufgeregt.

Im Berufsbildungsbereich Campus Q mit vorwiegend geistig behinderten Menschen hatte ich zumeist einen Plan, eine feste Struktur. Hier bei den psychisch Erkrankten dagegen erweist sich vieles als deutlich unstrukturierter. Wichtig ist, dass die Leute sich wohlfühlen, dass sie gefördert werden, Spaß an der Arbeit haben und am nächsten Tag gern wiederkommen.

Ich finde, im Berufsbildungsbereich ist es generell wichtig, dass die Leute zunächst einfach ankommen, dass sie Vertrauen wiederfinden, soziale Kontakte knüpfen können. Oft haben sie Probleme damit, in größeren Gruppen zu sitzen, sich zu unterhalten, ja, überhaupt morgens pünktlich zu erscheinen. Es sind ganz simple, einfache Dinge, an denen wir hier in der Werkstatt arbeiten. Wenn es gelingt, finden die Beschäftigten nach den zwei Jahren bei uns einen Platz, an dem sie sich wohlfühlen, entweder bei uns in der Werkstatt im Arbeitsbereich oder außerhalb. In den seltensten Fällen schafft es jemand direkt auf den Ersten Arbeitsmarkt.

Ich denke da zum Beispiel an René, der in einer Computerfirma gearbeitet hat und erkrankt ist. Ich brachte ihn mit unserem internen EDV-Administrator zusammen. Das lief super, und unser Jobcoach Herr Pläp fand eine Firma, die René für ein Praktikum aufnahm. Dort arbeitet er noch heute – mittlerweile das dritte Jahr auf dem Ersten Arbeitsmarkt, aber noch immer unter unserem Dach. Jetzt frage ich mich: Warum übernimmt ihn der Arbeitgeber nicht, damit dieser junge Mensch sein Geld verdienen und sich selbst finanzieren kann? Dass dieser Schritt noch nicht vollzogen ist, grämt mich ein bisschen. Die Chance, auf dem Ersten Arbeitsmarkt zu verbleiben, ohne dass dabei eine Förderung ins Spiel kommt, ist wirklich recht klein.

Das finde ich schade, aber ich habe gelernt, mich von Dingen abzugrenzen, die ich nicht beeinflussen kann. Das frisst einen sonst auf. Wenn man sich um alles kümmern und jeden retten möchte, geht man am Ende selbst daran kaputt.

Unser Bereich nennt sich Berufsbildung, wobei ich schon seit einigen Jahren gern eine andere Bezeichnung dafür hätte. Ich habe das Gefühl, dass dieser Name erwachsene Menschen mitunter abschreckt. Viele kommen aus einem Beruf, sind erfahren, und dann sollen sie in die berufliche Bildung? Das klingt einfach seltsam. Momentan erarbeiten wir ein neues Konzept für Faktor C, das besser passt.

Arbeitsbereich und Berufsbildungsbereich werden sich weiter modernisieren und stärker aufeinander aufbauen – und wir Gruppenleitungen werden als ein Team zusammenarbeiten. Das wird spannend. Wenn wir es hinbekommen, entsteht aus diesem Zusammenschluss heraus ein höchst interessanter Mix aus Qualifizierung und beruflicher Tätigkeit. Das ist eben das Tolle: Es entwickelt sich ständig irgendwas in dieser Werkstatt!

Wenn ich mir ansehe, wie wir uns seit dem Arbeitstraining bis hin zum jetzigen Berufsbildungsbereich am Campus Q entwickelt haben – das sind Meilensteine unserer Werkstattgeschichte! Ich hoffe sehr, dass ich hier bis zur Rente noch einiges bewegen und erreichen kann.

Über zwanzig Jahre bin ich jetzt schon in der Werkstatt, aber mein erstes Erlebnis mit einer Beschäftigten werde ich wohl nie vergessen: Ich stehe im Speisesaal, eine Frau kommt auf mich zugerannt, kniet sich hin und beißt mir in den Oberschenkel. Ich befand mich irgendwo zwischen Schock und Verwunderung, und schließlich sagte ich mir: Wow, hier passiert ja richtig was!

Was mich jedoch besonders bewog, hierzubleiben und in einem für mich völlig fremden Beruf zu arbeiten, war ein anderer Moment. Als ich erstmals das Gebäude der Hauptwerkstatt betrat, befand es sich noch im Rohbau. Ich lief durch die Gänge, guckte mir die Leute an, und mich überkam das Gefühl: Ja, das ist es! Das funktionierte so ähnlich wie zuvor, als mein Mann und ich das richtige Haus für uns gefunden hatten. Du guckst dir einige Häuser an, siehst das eine und das andere und denkst: Na ja, eigentlich ganz schön, aber da fehlt was. Das Bauchgefühl! Und dann, ganz plötzlich, ist es da, das Haus, das dein Zuhause wird. Eben dieses Bauchgefühl stellte sich bei mir ein, als ich das erste Mal durch den Rohbau der Hauptwerkstatt lief. Ich dachte: Wow, hier kann ich eine

*links* Manuela Schreiter-Giebel, Gruppenleiterin im Berufsbildungsbereich Faktor C

Menge bewirken. Hier kann ich helfen, Dinge auf den Weg zu bringen und lauter interessante Möglichkeiten entdecken.

In der Tat gibt es wohl nicht viele Arbeitsstellen, bei denen man sich so frei entfalten kann wie bei uns in der Werkstatt. Das alles verriet mir damals eben dieses Bauchgefühl, obwohl ich noch keinen blassen Schimmer davon hatte, was da alles auf mich zukommen sollte. Mein erster Eindruck hat mich nicht getrogen. Im Gegenteil, das Ganze wuchs immer weiter. Es ist so wie mit dem eigenen Haus, das man ausbaut und dabei immer mehr liebgewinnt.

Es würde mir nicht in den Sinn kommen, irgendwo anders arbeiten zu wollen. Wenn überhaupt, dann vielleicht an einem anderen Platz innerhalb der Werkstatt. Als ich vor fünf Jahren zu Faktor C wechselte, dachte ich mindestens fünf, sechs Mal: Das will ich eigentlich nicht, das ist mir zu anstrengend. Letztendlich ist es toll, was sich für mich daraus entwickelt hat. Und genau das ist es: Alles entwickelt sich weiter, sonst wäre es schnell langweilig.

Ich finde es immer spannend, wenn nach langer Zeit ein alter Bekannter aus der Hauptwerkstatt hier in die Zweigwerkstatt wechselt, zum Beispiel in den Arbeitsbereich Demontage. Neulich trat mir jemand, den ich vor achtzehn Jahren in der Hauptwerkstatt im Berufsbildungsbereich unter meinen Fittichen gehabt hatte, auf einmal als erwachsener Mann entgegen. Hups, dachte ich, der kam doch gerade eben noch frisch aus der Schule, der war doch noch so klein! Und nun kam er freudestrahlend an und sagte: »Ach, Frau Giebel, schön, dich zu sehen!«

Die hier einst als Schüler und Schülerinnen anfingen mit ihren siebzehn, achtzehn Jahren, sind mittlerweile erwachsene Menschen. Manche haben Kinder bekommen, das ist schon toll! Dass auch ich älter werde, merke ich entweder an den eigenen Kindern oder eben an den Beschäftigten, die ich einst als Jugendliche betreut habe und die mich noch unverheiratet ohne Doppelnamen kennen. Viele von ihnen waren mit ihren achtzehn Jahren kindlicher als ein Durchschnitts-Achtzehnjähriger. Wenn dann einer meiner einstigen Schützlinge plötzlich mit dem Gabelstapler an mir vorbeifährt, denke ich: Schau an, wie cool, der Kleine fährt jetzt Gabelstapler!

Zwischenruf

# *Lara Bengs*

Es gefällt mir hier. Nur immer zu Hause zu sein, wäre ja langweilig. Hier gibt es was zu tun. Ich kann mir vorstellen, dass die Werkstatt noch nicht alles ist, sondern ein Sprungbrett für eine richtige Ausbildung, für einen Ausbildungsgang außerhalb der Werkstatt. Ich bin ja noch jung.

Kapitel Sieben

# Plötzlich ist der Mensch wichtig

## Aus der freien Wirtschaft in die Werkstatt

*links* Idylle im Grünen. Die Caritas-Werkstatt aus der Luft gesehen (2019)

*oben* Lehrgang »Rad & Tat«

# Essen bedeutet, Leute an einen Tisch zu bringen

*Gerald Weber*

Ich bin vierzig Jahre alt und kam im Mai 2016 zur Caritas-Werkstatt. Mit anderen Worten: Ich bin noch relativ frisch dabei. Vorher arbeitete ich in der Gastronomie und Hotellerie, vorwiegend im Hotel als Koch und Küchenchef sowie als Ausbilder. Meine letzte Station vor Oranienburg war Frankfurt am Main. Dort war ich im Holiday Inn Hotel tätig, zuvor unter anderem im Steigenberger in Konstanz, im Marriott in Sindelfingen und im Lindner Am Wiesensee.

Irgendwann machte mich die Arbeit in meinem geliebten Beruf nicht mehr glücklich. Ich arbeitete und arbeitete, und schließlich kam ich an einen Punkt, an dem es mir keine Freude mehr bereitete, in die Hotelküche zu gehen. Vor allem diese Geiz-ist-geil-Mentalität setzte mir zu. Da kamen Leute, die einst ihren fünfzigsten Geburtstag bei uns gefeiert hatten. Zehn Jahre später zum Sechzigsten zeigten sie uns die alte Rechnung und sagten:

»Genau das gleiche Büfett möchte ich jetzt wiederhaben, zum gleichen Preis!« Fragte ich dann: »Wissen Sie eigentlich, was heute ein Liter Milch oder ein Stück Butter kosten?«, zuckten die nur mit den Schultern. »Das interessiert mich nicht, ich bleibe dabei: Mehr zahle ich nicht.«

Das Ganze war am Ende für mich nicht mehr tragbar. Als Koch musste man sich immer wieder selbst toppen und natürlich ganz, ganz schnell sein. Das ist mittlerweile in jeder Berufssparte so. Früher schrieben die Leute einen Brief oder schickten ein Fax, worauf man im Laufe einer gewissen Zeit antworten konnte. Heute senden sie eine E-Mail, und fünf Minuten später muss die Antwort mit einem passenden Angebot kommen, sonst ist man weg vom Fenster. In der Gastronomie ist es härter denn je! Deshalb reichte es mir irgendwann, und ich sagte mir: Eigentlich kannst du ebenso gut für Menschen kochen, die es dir danken, dass sie ein gutes Essen auf dem Teller haben.

Ich habe eine Frau und einen Sohn, der damals noch ganz klein war, und so beschäftigte mich seit Längerem der Gedanke, zurück in die Heimat zu gehen. Ich komme aus Hohen Neuendorf und wollte irgendwie den Sprung zurück zu den Eltern, zur Familie schaffen. Und siehe da: Es klingelte das Telefon. Mein alter Schulfreund Markus Maletzke war dran und ließ mich wissen: »Mensch, Gerald, wir suchen hier in der Caritas-Werkstatt Oranienburg ‚nen Gruppenleiter für die Kantine. Haste Lust auf ‚ne Veränderung?«

Ich überlegte nicht lange und bewarb mich umgehend. Zunächst durfte ich einen Tag hospitieren und mir das Ganze anschauen. Ich sollte für die Cantina ein Tagesangebot kalkulieren, es mit den Beschäftigten zubereiten und verkaufen. Ich entschied mich für gebratenes Lachsfilet auf Bandnudeln mit rotem Pesto und frittiertem Rucola. An diesem ersten Tag hatten die Beschäftigten und ich zusammen viel Spaß, und ich wusste: Das ist mein Ding!

Berührungsängste hatte ich eigentlich nie. In meinem ganzen Berufsleben hatte ich durchweg mit Leuten zu tun gehabt, auch mit Auszubildenden. Mein zweiter Berufswunsch war Orthopädiemechaniker gewesen, als der ich für Menschen mit Handicap gearbeitet hätte. Somit war der Sprung nicht schwierig, und ich lebte mich in der Caritas-Werkstatt schnell ein.

Natürlich schaute ich bei meinem neuen Job anfangs auch auf die Vorteile. In der Gastronomie oder Hotellerie darf man 365 Tage im Jahr eingesetzt werden, an Sonn- und Feiertagen, was von den Arbeitgebern leidlich ausgenutzt wird. Außerdem gibt es so gut wie keine Achtstundentage, auch keine Stempeluhr oder abrechenbare Überstunden. All das würde es in der Werkstatt nicht geben, so viel war klar. Außerdem stand für mich die Familie im Mittelpunkt, hinzu kam mein Wunsch nach beruflicher Veränderung.

Ich fing als Gruppenleiter in der Kantine an. Schon bald suchten sie einen neuen Küchenchef, und die Stelle wurde mir quasi souffliert: »Wie sieht es aus, hast du da Lust drauf?«

Hatte ich. Da ich schon zuvor in einer solchen Position gearbeitet hatte, sagte ich zu. Seitdem hat sich hier einiges geändert, mit und ohne mein Zutun. Dass die Essenszahlen stark nach oben gingen, liegt am Werkstattwachstum und ist Verdienst des Produktionsleiters, der sich stets darum bemüht, neue Lieferstellen für unser Essen zu gewinnen. Wir erlangten die Zertifizierung von der Deutschen Gesellschaft für Ernährung (DGE), die einen hohen Stellenwert hat und die wir jedes Jahr durch externe Prüfungen neu bestätigen lassen.

Um die DGE-Zertifizierung zu erlangen, muss man bestimmte Kriterien der einzelnen Qualitätsbereiche Lebensmittel, Speiseplanung und Speiseherstellung, Hygiene, rechtlicher Rahmen des QM-Systems, Kommunikationsmaßnahmen und Lebenswelt erfüllen. Aktuell tun wir dies für unsere Betriebsverpflegung und für unser Essen auf Rädern. In den regelmäßigen Audits wird zum Beispiel geprüft, ob für das Essen genug Getreide und Getreideprodukte verwendet werden oder ob der angebotene Fisch aus kontrolliert nachhaltiger, zertifizierter Fischerei stammt (MSC). Joghurt und Quark dürfen eine bestimmte Fettstufe nicht überschreiten. Haltbarkeiten dürfen nicht überschritten, Hygienestandards müssen streng eingehalten werden.

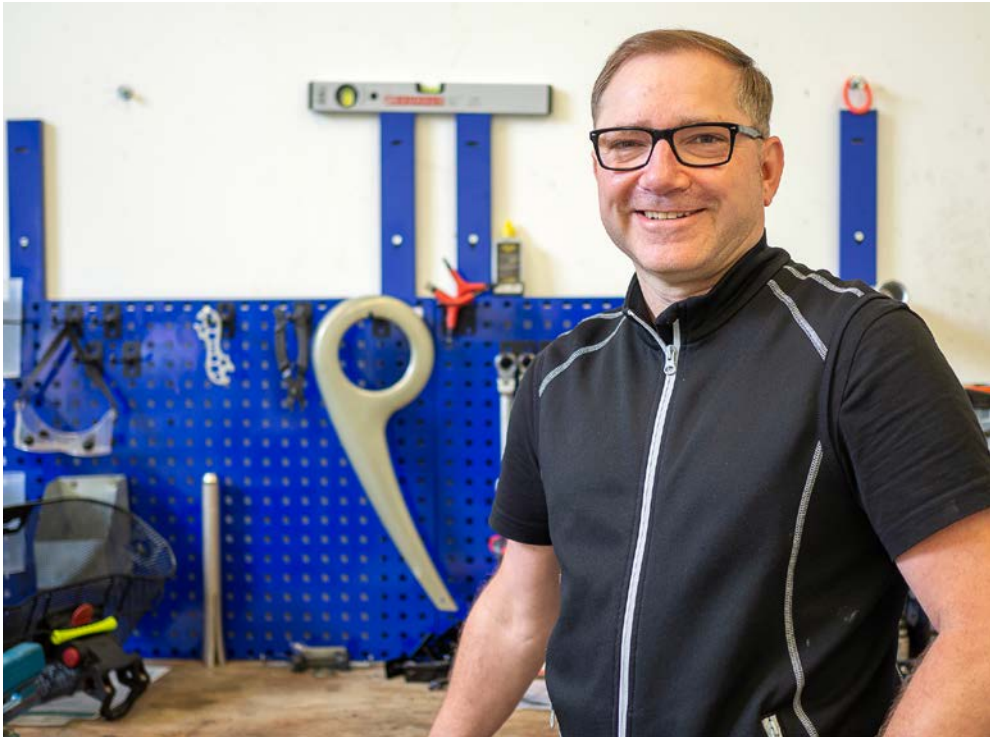
Die DGE-Zertifizierung erhielten wir nur durch die Zusammenarbeit des gesamten Küchenteams. Es ist etwas ganz anderes, sich an externe Vorgaben halten zu müssen und nicht wie sonst ein Menü nach eigenen Vorstellungen und Erfahrungen zu kreieren. Das Erstellen eines Speiseplans, Rezepturen ausarbeiten, Bestellungen auslösen – jeder von uns hatte sein spezielles Aufgabenfeld.

Unsere Küchenmannschaft ist generell ein sehr starkes Team. Was hier von den Beschäftigten geleistet wird, ist enorm. Gerade in den sehr heißen Sommern der letzten Jahre bei geminderter Lüftung im »Gefecht« zu stehen und Essen vor- und zuzubereiten, abzufüllen, die ganze Logistik zu bewältigen – niemand aus unserem Team braucht sich dabei vor der Wirtschaft da draußen zu verstecken. Sowohl die Leistungen als auch die Leistungsbereitschaft sind bei unseren Leuten sehr hoch. Hier stimmen das Können und das Wollen.

Das ist meine Erfahrung in meinen bislang viereinhalb Jahren im Betrieb. Die Werkstatt ist gewachsen, wird stetig größer, expandiert. Unseren Auftrag als Küche sehe ich vor allem darin, mindestens einmal am Tag die Leute an einen Tisch zu bringen. Hier können die Gäste erzählen und sich austauschen: »Wie war das Wochenende?«, »Welches Musikvideo ist gerade in?« oder »Wer geht heute mit wem, wer hat wen geküsst?«

# Plötzlich ist der Tag schon wieder vorbei

*Andreas Johmann*



Ich bin 49 Jahre alt und seit dem 1. Oktober 2020 bei der Caritas als Gruppenleiter im Bereich Rad & Tat tätig. In meinem vorherigen beruflichen Leben war ich wie Gerald Weber ein Kind der Gastronomie und Hotellerie. Ich wollte mein Handwerk verstehen, erkennen und erleben. Also machte ich mich auf den Weg und kochte in vielen Regionen und bei renommierten Köchen. Eine dieser Stationen war unter anderem in Norwegen. Ich kochte eine Weile in der Nähe von Oslo, in einem Ort namens Asker. Es war ein kleines und feines Spezialitätenrestaurant, unter der Führung einer sehr engagierten Schwedin. Sieben Nationen trafen sich dort zum kollegialen Miteinander. Gekocht wurde international, denn genügend Input gab es ja schließlich. Ein französischer Bäcker, welcher übrigens ausschließlich französisch sprach, belieferte uns täglich mit Brioche, Baguette oder Mille-Feuille. Vom Markt um die Ecke holten wir täglich alle anderen Zutaten für unsere kreative Küche.

Zuvor studierte ich Betriebswirtschaft an der Hotelfachschule in Berlin, mit dem Hintergrund, das Hotel als Ganzes zu verstehen. Kurze Zeit nach meinem Studium bekam ich die Chance, das Hotel Schloss und Gut Liebenberg zu leiten. Leser, die dieses Hotel kennen, wissen um die Schönheit dieses historischen Ensembles und um das eingebrachte Engagement der Stiftung. Leben bedeutet auch Veränderung. Beruflich stand ich im Zenit der feinen Welt, der kulinarischen Exzesse und der designerprobten Enterieures. Ich war also auf der Suche, auf der Suche nach etwas ganz Neuem. Ich wollte Veränderung und ich wollte ankommen. So durchforstete ich das Internet nach interessanten Stellenangeboten und kam schließlich auf die Caritas-Werkstatt in Oranienburg, genauer gesagt auf deren Angebot »Rad & Tat«.

Sicher fragt sich jetzt so mancher: Ein Koch und Fahrräder, wie passt das zusammen? Die Antwort ist simpel: Ich habe halt zwei Leidenschaften. Die eine ist das Kochen, was ich in meinem ersten Berufsleben auslebte, und die zweite sind die Fahrräder, die mich seit meiner Jugend nicht mehr loslassen.

Ich war zur Wende-Zeit achtzehn Jahre alt, und mein Freund bekam sein erstes Mountainbike. Es kostete etwas über dreihundert Mark und verfügte über achtzehn Gänge. Neidvoll blickte ich auf das Rad. »Komm, lass mich doch mal fahren«, bat ich ihn, und er ließ mich aufsteigen. Sofort sprang der Virus über, von da an war ich begeisterter Mountainbiker.

Klar ist das auch meinem Job als Gruppenleiter bei Rad & Tat geschuldet, aber auch schon davor waren Fahrräder mein riesengroßes Hobby. Unzählige Touren mit Mountainbikes, welche technisch immer dem Trend entsprachen, schlossen sich an. Darunter Touren im Thüringer Wald, im Harz mit Brockenbefahrung, in Österreich, Italien aber auch an Nord- und Ostsee oder in Schweden. Mittlerweile ist meine ganze Familie begeistert. Meinen Sohn zieht es jedoch eher in die Bikeparks mit rasanten Jumps auf rasanten Abfahrten … den Vater nun auch. Es ist ein endorphiner Hochgenuss mit dem Endurobike und voll ausgestattet auf perfekt präparierten Strecken von 2000 m Höhe ins Tal zu moven.

Darum freute es mich ganz besonders, als ich dieses Jobangebot las: »Gruppenleiter für den Bereich Rad & Tat«. Dieser wurde gerade aufgebaut. Ich bewarb mich, und Herr

Lau rief zurück, lud mich zu einem Gespräch ein. So also saß ich unserem Werkstattleiter gegenüber, und wir unterhielten uns sehr angenehm. Ich war total begeistert, weil ich im Prinzip gleich so richtig eingebunden wurde, zumindest fühlte ich mich hier sofort aufgenommen. Kurzum: Das Klima hier in der Werkstatt, konnte ich an einem Probetag kennenlernen und es berührte mich sehr. Ungefähr eine Woche später rief mich Herr Lau zurück: »Herr Johmann, stellen Sie sich darauf ein, dass wir Sie haben möchten.« Ehrlich gesagt hatte ich nicht damit gerechnet, weil das Ganze, zumindest auf den ersten Blick, ja doch sehr artfremd für jemanden mit meiner beruflichen Vergangenheit ist. Vielleicht so wie Äpfel und Birnen? Aber wie auch immer, Herr Lau und seine Leute waren also von mir überzeugt – und ich habe seither keine Minute meines neuen Berufslebens bereut.

Der Bereich Rad & Tat, beziehungsweise generell diese Caritas-Werkstatt St. Johannesberg, sind für mich eine komplett neue Welt, völlig anders als alles, was ich vorher kannte. Es geht hier familiär zu, das Miteinander ist kollegial, man trifft überall auf Verständnis, kann sich Rat und Informationen holen. Kurz gesagt: Du stehst nie alleine da. Was die Beschäftigten angeht, hatte ich nicht unbedingt Berührungsängste, aber schon Zweifel, ob ich das hinkriege. Das war eben eine andere »Klientel« – ich setze das Wort mit Absicht in Anführungsstriche – als jene, mit der ich es bislang zu tun gehabt hatte. Ich war wie gesagt Koch, fungierte in den letzten elf Jahren als Küchenleiter und hatte viel mit Lehrlingen zu tun. Ich lehrte ihnen das Kochhandwerk und bereitete sie auf ein interessantes und sehr facettenreiches Berufsleben vor. Kochen heißt – Leidenschaft – Kreativität – Erleben und Genießen – das sind die Eigenschaften, die allem voran stehen.

Was ich den Beschäftigten an Informationen und Emotionen gebe, bekomme ich von ihnen eins zu eins wieder. Mit anderen Worten: Ich erlebe hier ein ausgesprochen ehrliches Arbeiten was ich sehr schätze. Es macht unwahrscheinlichen Spaß, diesen Bereich aufzubauen mit den bislang acht Beschäftigten, die wir momentan haben. Jeder gibt sein Know-how mit hinein, jeder verändert das Ganze, jeder macht es irgendwo anders und auf seine Art möglich. Rad & Tat bedeutet: Reparatur, Neuaufbau sowie Vermittlung von Wissen und Kenntnissen. Perspektivisch ist es erklärtes Ziel, aus dem Lehrgang Rad & Tat einen tragfähigen Arbeitsbereich zu entwickeln. Dafür haben mein Kollege Thomas Hebestreit und ich verschiedene Ideen.

*rechts* Andreas Johmann, Gruppenleiter im Berufsbildungsbereich

Der Lehrgang »Rad & Tat« im Berufsbildungsbereich

Bereits im Vorfeld gab es viele Ideen, wie wir diesen Bereich gewerblich aufbauen können. Die Nachfrage ist groß. Wir haben viele Kunden von außerhalb, die ihre Räder zur

Reparatur bringen. Gerade in den Wintermonaten sind vor allem Licht- und Bremsenreparaturen oder kaputte Schutzbleche an der Tagesordnung. Reparieren und aus Alt mach Neu sind sozusagen unsere beiden Steckenpferde.

Apropos, vielleicht können wir hier so ein bisschen mit dem Zeitgeist gehen und uns darauf spezialisieren, aus all den alten Rädern, die wir zuhauf im Keller haben, Touren- und City-Räder aufbauen – eben all das, was die Leute anspricht. Viele haben Lust, das Auto auch mal stehenzulassen und sich anderen Fortbewegungsmitteln zuzuwenden. Das ist, besonders bei kurzen Wegen in der Stadt, eben das Fahrrad! Natürlich auch in der Freizeit, deswegen auch Tourenräder.

In den Monaten, die ich hier reinschnuppern konnte, zeigte sich mir der Betrieb nach wie vor als ausgesprochen familiär. Als ich eine Kollegin fragte: »Wie lange bist du eigentlich schon dabei?«, antwortete sie: »Na ja, zwanzig Jahre.« Die nächsten sagten: »Zehn Jahre.« »Sechs Jahre.«

Ich freue mich jeden Tag, wenn ich morgens zur Arbeit fahre – und ehe ich mich versehe, ist schon wieder Feierabend! Die Arbeitstage vergehen unwahrscheinlich schnell, und mich wundert es nicht, dass die Kollegen zwanzig, zehn und sechs Jahre dabei sind, wenn die Zeit hier so schnell verfliegt.

# Ich freu' mich auf Montag

*Matthias Dahlke*

Ich freue mich, dass ich hier bin, in der Werkstatt. Auch ich bin relativ neu bei der Caritas, seit August 2020 arbeite ich am Heidering als Gruppenleiter im Arbeitsbereich Garten & Landschaftspflege. Ursprünglich komme ich aus Berlin, doch die Liebe hat mich ins Rhein-Main-Gebiet verschlagen. Dort studierte ich Bauingenieurwesen, anschließend arbeitete ich in einem Ingenieurbüro in Mainz.

Mein Wechsel in die Caritas-Werkstatt war ein relativ abrupter, quasi ein Quereinstieg, wobei Garten- und Landschaftspflege seit Langem mein persönliches Steckenpferd sind. Als Hobbygärtner war mir der Umgang mit Pflanzen vertraut, ich zog Zier- und Nutzpflanzen, verstand etwas von Düngung und Bodenbeurteilung, befasste mich mit Schädlingsbefall und Pflanzenschnitt. Ich hatte so etwas wie einen grünen Daumen.

Auch bei der Unterstützung von hilfsbedürftigen Menschen verfüge ich über gewisse Vorerfahrungen. Vor knapp zwanzig Jahren habe ich meinen Zivildienst in einer Einrichtung der Diakonie geleistet und durfte mit Menschen mit Behinderung zusammenarbeiten. Es gehörte zu meinen Aufgaben, die Leute anzuleiten und sie bei Tätigkeiten in der zur Werkstatt gehörenden Land- und Forstwirtschaft sowie der Gärtnerei zu begleiten. Das machte mir großen Spaß.

Trotz dieser positiven Erfahrung verfolgte ich beruflich jedoch andere Ziele. Sicherlich spielten bei meiner Wahl der Ausbildung auch Familie und Freunde eine entscheidende Rolle. »Mach was Vernünftiges, studiere!«, hörte ich immer wieder. Das tat ich dann auch und studierte Bauingenieurwesen mit Spezialisierung auf den Bereich des vorbeugenden Brandschutzes. Brandschutzkonzepte für bauliche Anlagen unterschiedlicher Art zu erstellen, gehörte von nun an zum täglichen Geschäft.

Irgendwann merkte ich, dass ich doch nicht ganz in die richtige Richtung ging. Mich begleitete die Erinnerung an meinen Zivildienst, und es entwickelte sich der Gedanke: Ich will eine Tätigkeit verrichten, bei der ich das Gefühl habe, dass sie eine Bedeutung hat, dass sie wichtig ist, dass ich am Ende des Tages etwas geleistet habe, das der Gesellschaft oder anderen Menschen in irgendeiner Art und Weise nützt. Mir missfiel auch der Druck auf dem Ersten Arbeitsmarkt, bei dem es oft an Zwischenmenschlichkeit mangelt. Im Fokus steht hier häufig das Produkt und sein gewinnbringender Verkauf. Alles andere bleibt dabei mehr oder weniger auf der Strecke.

Ich sehnte mich danach, etwas Soziales zu machen. Diesen Schritt dann auch zu wagen, davor hatte ich eine ganze Weile Bammel. Wer gibt schon seine sichere berufliche Perspektive auf, um sich für eine Stelle im Sozialbereich zu entscheiden? Der Normalfall ist das jedenfalls nicht. So zumindest erfuhr ich es von außen. »Gib doch nicht deine Karriere auf!«, warnten mich viele. »Dort verdienst du weniger und hast keine wirklichen Chancen mehr.«

Natürlich hat man als Ingenieur sehr gute Entwicklungsmöglichkeiten, auch was den Verdienst angeht. Aber das Geld reizte mich nie so sehr, es ist auch heute nicht mein Beweggrund, arbeiten zu gehen. Ich möchte stattdessen eine Zufriedenheit spüren, die Tätigkeit muss mich erfüllen. Nur fürs Geld arbeiten zu gehen, fände ich schade.

Schließlich wagte ich den Sprung – und landete bei der Caritas. So wie bei vielen anderen begann die Zusammenarbeit durch persönliche Beziehungen. Mit Clemens Bengsch arbeitet ein Jugendfreund von mir als Gruppenleiter in der Werkstatt. Durch ihn durfte ich im Vorfeld einige Abläufe innerhalb der Werkstatt kennenlernen. Das weckte den Wunsch, mich initiativ zu bewerben – und es klappte! Mit Clemens arbeite ich jetzt im Bereich Garten & Landschaftspflege zusammen.

Bei fast jedem Wetter fahren wir gemeinsam mit den Beschäftigten raus, um gärtnerische Pflegearbeiten durchzuführen. Auch der zwischenmenschliche Austausch findet seinen Platz im Tagesablauf. So bin ich Gesprächspartner in glücklichen und traurigen Momenten, höre von Freude und Kummer unserer Beschäftigten.

Mein Fazit für mein erstes halbes Werkstattjahr lautet: Meine Arbeit macht mir riesigen Spaß! Mit den Beschäftigten zu arbeiten, ist meine Welt. Einfach weil es hier um den Menschen geht, nicht um irgendein Produkt. Von Anfang an fühlte ich mich hier herzlich aufgenommen. Aufgrund der Größe des Betriebs und durch die Coronazeit, die viele Einschränkungen mit sich brachte, kenne ich zum jetzigen Zeitpunkt natürlich noch nicht alle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Die Führung über das gesamte Werkstattgelände steht noch aus. Aufgrund der andauernden Kontaktbeschränkungen kann man nicht einfach mal so in die Bereiche reinschnuppern und einen Schwatz mit den Leuten halten, das ist klar.

Ich bin offenbar nicht der Einzige bei uns, der sich wohlfühlt in der Werkstatt. An unserer Eingangstür steht: »Ich freu' mich auf Montag!« Auch früher schon freute ich mich meistens auf den Montag, denn Montagabend spielte ich Fußball. Der Dienstag war dann schon nicht mehr schön. Sich auf Montag als Arbeitstag zu freuen, war mir allerdings fremd. Inzwischen ist das anders. Jetzt freue ich mich wirklich auf Montag, genau wie auf jeden anderen Arbeitstag.

In der Werkstatt fängt so mancher unserer Beschäftigten jeden Morgen bei null an. Der eine hat vielleicht schlechte Laune, der anderen geht es gerade nicht so gut – und es ist meine Aufgabe, die Leute abzuholen, mich auf jeden einzulassen. Habe ich es am Ende des Tages geschafft, alle irgendwie auf Betriebstemperatur zu bekommen und dazu, sich wie ich auf den nächsten Arbeitstag zu freuen, hat das für mich eine ganz besondere

Qualität. Selbst wenn bei dem einen oder der anderen die Laune am nächsten Morgen wieder im Keller ist, weiß ich ja, dass das nicht so bleiben muss.

Mich faszinieren die Ehrlichkeit und die Offenheit unserer Beschäftigten. Die sagen einem ihre Meinung auch mal direkt ins Gesicht, ungebremst. Das ist draußen auf dem Ersten Arbeitsmarkt längst nicht so. Wie oft musste ich rätseln: Was will der jetzt von mir, was hat er für ein Problem? Und warum spricht er es nicht direkt an, um es aus der Welt zu schaffen? Die Werkstattbeschäftigten sind geradeheraus, es gibt keinen Hinterhalt. Man muss sich nur darauf einlassen.

Die Arbeit in der Werkstatt erfüllt mich. Mit dieser Erwartung war ich an den Job herangegangen – und sie hat sich für mich bis jetzt vollends bestätigt. Nicht nur in den ersten drei, vier Wochen, sondern bis zum heutigen Tag, bis ins Jetzt und Hier.

Zwischenruf

# *Cindy Marschall*

Mir gefällt es gut hier. Die Atmosphäre ist ganz entspannt und stressfrei, nicht wie auf dem Ersten Arbeitsmarkt. Man kann gut Scherze machen mit den Gruppenleitern und den Chefs, sie nehmen es nämlich mit Humor und lachen oder schmunzeln dabei.

Hier wird Teamarbeit großgeschrieben, genau wie der Zusammenhalt. Niemand wird hier gemobbt, wie an den Schulen oder in der Arbeitswelt. Die Gruppenleiter sind sehr gute Zuhörer, geben Tipps und ein Wohlgefühl, als ob man zu Hause wäre.

Die Werkstatt ist nicht nur Arbeit, sondern auch Freundschaft, auch Familie, Freunde, mein Zuhause und teilweise meine Freizeit, wo mir gute Ideen zum Basteln oder neue Spiele einfallen.

caritas
Caritas-Werkstatt
St. Johannesberg

Kapitel Acht

# Die Caritas-Werkstatt in Zeiten von Corona

*links* Die Caritas-Werkstatt während des Corona-Lockdowns im Sommer 2020, geöffnet im Notbetrieb

*oben* Sabine Schrader übergibt Teilhabepakete während der Corona-Pandemie

# Unseren Beschäftigten fehlte der Treffpunkt

*Marcel Teichmann*

Für viele unserer Beschäftigten ist die Werkstatt kein normaler Arbeitsplatz, sondern in erster Linie ein sozialer Treffpunkt. Ein Ort, an dem sie nicht nur an der Arbeit, sondern auch am gesellschaftlichen Leben teilhaben.

Während des ersten Corona-Lockdowns litten sie mehr als alle anderen darunter, dass sie nicht in die Werkstatt durften. Für sie war es ganz schlimm, weil ihnen plötzlich die Kontakte fehlten. Auf einmal war ihre Tagesstruktur, die ihnen sonst die Arbeit gab, auf den Kopf gestellt. Aufstehen, Mittag essen, Leute treffen, nach Hause gehen – all das gab es plötzlich so nicht mehr. Wie viele andere Menschen auch fragten sie sich: Was mache ich jetzt mit der vielen Zeit?

Durch ihre Gruppenleiter und Gruppenleiterinnen wurden unsere Beschäftigten zu Hause mit Arbeit versorgt. Unsere Leute fuhren zu ihnen, brachten die Materialien für die Farbkarten oder andere Produkte vorbei. Am nächsten Tag kamen die Kollegen und Kolleginnen wieder, holten die fertigen Erzeugnisse ab und hielten einen kleinen Schwatz: »Wie geht's dir gerade? Brauchst du irgendwas, kommst du zurecht?«

Ich glaube, dieser Austausch war am Ende viel wichtiger als die eigentliche Arbeit. Dennoch stiftet auch diese Identität. Wenn jemand an der Bohrmaschine oder an der CNC-Fräsmaschine steht, ist er ein Stück weit Kapitän. Jemand, der weiß: Ich mache hier nicht irgendwelchen Tinnef, sondern erschaffe etwas, das ich später im Stadtgebiet oder anderswo wiedersehe. In der Kantine oder auf dem Flur die Kollegen und Kolleginnen zu treffen, ist jedoch mindestens genauso wichtig.

***rechts*** Für die Beschäftigten gab es täglich die »Cantina to go«

## Dreißig Prozent unserer Arbeitsleistung gehen an Corona

*André Kerkow*

Ich muss sagen, dass wir als Werkstatt bisher sehr gut durch die Pandemie gekommen sind. Der größte Teil der Beschäftigten, Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen nimmt die Vorsichtsmaßnahmen sehr ernst und hält sich an die Regeln. Einige wenige sind anderer Meinung – im Werkstattquerschnitt sieht es da nicht anders aus als in der Gesamtbevölkerung.

Mit sehr viel Energie aller Beteiligten schafften wir es, den Werkstattalltag trotz aller Diskrepanzen und Aufregungen zu meistern. Unser Umsatz des Jahres 2020 lag über dem des vorangegangenen Jahres, und wir verloren keinen einzigen Kunden! Branchenbezogen gab es teils Umsatzrückgänge, doch überwiegend sind wir in industriellen Fertigungsbereichen unterwegs, die von den Auswirkungen der Pandemie weniger stark betroffen sind.

Wir sind eine berufliche Förderungseinrichtung, das heißt: Wir haben pädagogische und wirtschaftliche Leistungen zu erbringen. Was Letztere betrifft, haben wir all unsere Beschäftigten mit Arbeit versorgt. Viele gingen ins Homeoffice. Die Kollegen und Kolleginnen waren sehr engagiert dabei. In der Übergangszeit arbeiteten gerade in der Wäscherei und in der Küche etliche Beschäftigte, die das gar nicht gemusst hätten, denn die Präsenzpflicht war über mehrere Monate ausgesetzt. Sie kamen trotzdem, weil sie es als ihre Aufgabe ansahen und weil sie ihre sozialen Kontakte nicht missen wollten.

Wir sind nun mal ein Mittelpunkt, für manche Beschäftigten gar der einzige soziale Raum. Unsere Gruppenleiter und Gruppenleiterinnen versuchten – obwohl ihre Arbeitszeit sowieso schon stressig war –, jeden ihrer Beschäftigten mindestens einmal in der Woche anzurufen, um sich nach deren Befinden zu erkundigen. Auch, weil sie nicht wollten, dass die Leute trübsinnig wurden oder zur Flasche griffen.

Ich glaube, jeder von uns ersehnt die Normalität zurück. Bislang hatten wir in der Werkstatt relativ wenige Coronafälle und sind bis jetzt – klopfen wir mal auf Holz – ganz gut durchgekommen. Anstrengend war es dennoch.

Einige Gruppenleiter und Gruppenleiterinnen waren im Caritas-Wohnen tätig, weil wir aufgrund der Abstandsregeln nicht so viele Beschäftigte vor Ort hatten. Gleichzeitig zogen Kollegen und Kolleginnen die pädagogische und praktische Arbeit in der Werkstatt weiter durch. Vorher waren wir in der Werbemittelfertigung 56 Leute, plötzlich waren es nur noch sechs. Trotzdem erreichten wir im April 2020 den bislang höchsten Umsatz unserer Historie. Wir verkauften alles, was da war und teilweise schon vorher produziert worden war.

Auch Orafol, unser größter Kunde, produzierte nach einer kurzen Phase weiter. Alle anderen Firmen hielten es ebenso, und so mussten auch wir unseren Lieferverpflichtungen nachkommen. Ich arbeitete in der Metallverarbeitung mit, weil ich es als notwendig erachtete. Auch wenn dort zeitweise nur noch die zwei Gruppenleiter tätig waren, verlangten die Kunden weiterhin ihre Artikel von uns. Wir hielten den Laden irgendwie am Laufen. Es war eine bei aller Anstrengung spannende Zeit, aber ich möchte das jetzt nicht noch über Jahre so fortsetzen.

Die Bevölkerung ist zu vielem bereit, auch zu einem Weihnachtsfest in kleiner Runde, aber irgendwann muss mal der Lichtfunke am Ende des Tunnels zu sehen sein. Diese Ungewissheit: heute so, morgen so und übermorgen wieder ganz anders, belastet nicht nur uns, sondern auch ganz massiv unsere Beschäftigten. Besonders, da manche von ihnen die Problematik gar nicht richtig begreifen können.

Wo eben noch soziale Nähe und Umarmungen üblich waren, galt nun die Regel: Jeder bewegt sich einzeln im Bereich und hält Abstand. Kurz darauf mussten wir Kohorten einführen, und es hieß: »Hier im Bereich könnt ihr kuscheln, aber wenn ihr ihn verlasst, müsst ihr wieder Abstand halten und Maske aufsetzen.« Das war für viele Beschäftigte nicht von heute auf morgen umsetzbar. Wir brauchten wieder fünf bis sechs Wochen, bis wir ihnen die neuen Anweisungen nahegebracht hatten. Wenn uns die Politik also jeden Tag etwas Neues erzählt, können wir es vielleicht auf der Stelle umsetzen, aber für unsere Beschäftigten ist das paradox bis unmöglich.

Das ist ein Grund dafür, dass wir unsere normale Arbeit nur noch zu siebzig Prozent leisten können. Die übrigen dreißig Prozent verbringen wir mit Eingangskontrollen und anderen coronabedingten Maßnahmen.

***links*** Mike Dessombes unterstützt eine Wohngruppe während des eingeschränkten Regelbetriebs der Caritas-Werkstatt (2020)

## Alle kamen freiwillig auf Arbeit

*Sabine Söhring*

Corona sorgt dafür, dass wir in Kohorten arbeiten. Im Prinzip kommen wir mit den anderen gar nicht mehr zusammen. Wann ich eigentlich das letzte Mal im Metallbereich war, kann ich nicht beantworten. Man sieht die Kollegen und Kolleginnen aus den anderen Bereichen ja gar nicht mehr. Trifft man jemanden, mag man oft auch gar nicht mehr so richtig miteinander reden. Jeder hat seine Maske auf, da wird es schwierig mit der Kommunikation.

Bis auf eine Woche, in der die Beschäftigten generell nicht in die Werkstatt kommen durften, arbeiteten wir die ganze Zeit über durch. Viele erschienen freiwillig und waren glücklich darüber, dass sie wieder hier sein und zumindest die Leute aus ihrer Gruppe wiedersehen konnten.

## Wir rücken zusammen, nicht auseinander

*Gerald Weber*

Umso weniger Leute wir sind – ob nun durch Krankheit oder jetzt in der Coronazeit –, desto mehr rücken wir zusammen. Wir bewerkstelligen heute einiges, wovon wir vorher noch gesagt haben: »Mensch, guck mal, da ist doch noch Luft nach oben!«

Unseren Auftrag erfüllen wir auch jetzt. Auch wenn nicht mehr alle zusammen essen können, bringen wir jetzt wenigstens jede Gruppe für eine Mahlzeit an einen Tisch.

## Freude, wenn es funktioniert

*Bettina Dahlke*

Ich hatte den Eindruck: Das war wirklich nur eine Woche, in der wir nicht so genau wussten, wie es nun weitergeht. Dann übernahmen wir die ersten Beschäftigten in Notbetreuung, Leute, die zu Hause nichts mit sich anzufangen wussten, die einfach zu viele Gedanken an Corona verschwendeten und sich den Kopf darüber zermarterten, wie nun die Zukunft aussieht.

Dadurch konnten zumindest wir aus der Werbemittelfertigung mit der Produktion fast nahtlos fortfahren. Das war für alle Seiten gut. Einerseits konnten wir dadurch Orafol bedienen, andererseits tat es gut, dass wir unseren Beschäftigten wieder ein Arbeitsangebot unterbreiten konnten. Da aufgrund der Abstandsregeln nicht so viele in der Werkstatt waren wie im Normalfall, bestand die besondere Herausforderung darin, alle notwendigen Arbeitsplätze zu bedienen. Wenn das am Ende funktioniert, freut man sich natürlich!

*links* Notbetrieb der Wäscherei und Cantina im Sommer 2020

*rechts* Heimarbeit Werbemittelfertigung während Corona-Lockdown

# Corona hat mich geerdet

*Enrico Branoner*

In jener Phase, als unsere Beschäftigten alle zu Hause bleiben mussten, verlangte Orafol natürlich trotzdem nach seiner Ware. Das hieß: Mit einem Mal mussten wir die Tätigkeiten verrichten, die sonst die Beschäftigten stemmten. Wir Gruppenleiter und Gruppenleiterinnen, auch jene aus dem Förderbereich, legten und montierten nun die Farbfächer und klebten die Karten. Es war unglaublich, wie lange ich dafür brauchte, eine einzige Karte zu kleben! Und ich musste mich dabei sehr konzentrieren!

Da bekam ich erst mal mit, was für ein Know-how meine Leute haben! Wenn ich zum Beispiel an Kathrin oder Beate denke: Eine von ihnen hat Trisomie 21 und klebt an einem Tag fünfhundert Farbkarten, nahezu ohne Ausschuss! Diese Erfahrung überwältigte mich.

Bei mir ging das Theater schon mal damit los, dass ich diesen blöden Klebeschniepel nicht vom Farbstreifen abbekam. Da ist hinten doppelseitiges Klebeband dran, und man muss eine Schicht runternehmen, dann wird das Ganze in die Karte eingeklebt, und zwar völlig gerade! Bei unseren Beschäftigten sieht jeder Streifen gleich aus, bei mir zeigte sich eine gewisse Varianz. Ich fummelte also ewig herum. Die Beschäftigten ziehen die Dinger in Nullkommanix ab, sodass sie alsbald inmitten weißer Berge von Folienresten sitzen. Gerade so, als tobe um sie herum ein Schneesturm. Ich war begeistert!

Beim Montieren der Fächer taten mir schon bald die Finger weh. So ein Farbfächer hat hundert oder mehr Stanzlinge, die auch noch in der richtigen Reihenfolge eingeklebt sein müssen! Teilweise liegen die Farben so dicht beieinander, dass sie alle gleich aussehen. Sind sie aber nicht. Diese Erfahrung hat mich unheimlich geerdet. Hut ab vor der Leistung unserer Beschäftigten!

***rechts*** Enrico Branoner bringt Heimarbeit an die Wohnungstür

Rainer Schulz bei Beratungen zur Bewältigung der Corona-Pandemie

## Das Lachen neu lernen

*Manuela Schreiter-Giebel*

Ich fand es traurig, als viele unserer Beschäftigten zu Hause waren und ich sie nicht mehr so mitnehmen und motivieren konnte, wie sie es gewohnt waren. Ich vermisste dieses Lachen, das viele wohl wirklich erst wieder lernen müssen, genau wie den Spaß am Leben. Dass dieser bei manchem gerade ein bisschen verloren geht, betrübt mich. Ich hoffe, dass das möglichst schnell vorbei ist und unsere Beschäftigten ein Stück Lebensqualität wiederkriegen.

## Flexibel bleiben, kreativ feiern

*Rainer Schulz*

Corona ist ein Flexibilitätstest, der uns alle beschäftigt hat und weiterhin beschäftigt. Wenn ich daran denke, wie viel Zeit und Kraft wir in die Pandemie-Bewältigung gesteckt haben – was hätten wir damit alles schaffen und erledigen können!

Andererseits merkten wir, was in einer solchen Situation möglich ist. Wir lernten unsere Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen ganz neu kennen: Ihre Solidarität untereinander bei der Unterstützung in den systemrelevanten Arbeitsbereichen oder in den Wohngruppen, dazu ihr Engagement bei der Produktion von Stoffmasken, bei der Entwicklung von sogenannten Bildungs- und Teilhabepaketen für Beschäftigte in Heimarbeit oder bei der Durchführung der Antigen-Schnelltests.

## Einer für alle – alle für einen!

*Katharina Riedel*

Bei der Arbeit in der Werkstatt ist echtes Teamwork gefragt! In kaum einem anderen Arbeitsfeld treffen so viele Berufe, Professionen und Perspektiven aufeinander. Das ist für mich das Spannende und zeitgleich das Herausfordernde an der Arbeit in der Werkstatt. Auch wenn wir einem gemeinsamen Auftrag folgen, liegt es in der Natur der Sache, dass wir die Dinge unterschiedlich angehen oder andere Schwerpunkte setzen. Da gehört es auch dazu, dass wir uns mitunter uneins sind – oder nicht immer alle Perspektiven und Anforderungen vereinbar erscheinen. Aber in dem Moment, wenn es darauf ankommt, hat jemand eine Idee, und wir folgen ihr gemeinsam. Das ist einer der Gründe, warum ich so gern hier arbeite: dieser Zusammenhalt.

Die Pandemie zeigte sehr eindrücklich, was alles möglich ist und wie man am Ende des Tages zusammenrückt. Plötzlich waren wir mit Szenarien von Werkstattschließung und Notbetreuung konfrontiert. Was würde aus den Beschäftigten, die zu Hause saßen und

deren alltäglicher Bezugspunkt auf einmal weg war? Und all das in einer Situation, die ohnehin von großer Verunsicherung und Angst geprägt war.

Hier zeigte sich die besondere Verbundenheit der Gruppenleitungen zu ihren Beschäftigten. Vielen war klar, dass sie als Bezugspersonen nun umso mehr gebraucht werden. »Dann rufe ich sie einfach an!«, sagte so mancher und nahm Verbindung zu seinen Beschäftigten auf. Die Gruppenleiter und Gruppenleiterinnen brachten ihren Beschäftigten die Arbeit nach Hause, damit sie etwas zu tun haben. Das ging bis hin zu unseren Teilhabepaketen. Quasi aus dem Nichts heraus entstanden super strukturierte Bausätze mit Qualifizierungseinheiten, zum Beispiel für Nistkästen oder Futterhäuser im Holzbereich.

Die Kreativität und Bereitschaft unserer Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die sich dabei wieder einmal zeigten, begeisterten mich. Einer für alle, alle für einen! Es macht mich stolz, dass wir dieses Motto so oft mit Leben füllen können.

Kapitel Neun

# Zukunft der Werkstatt – Zukunftswerkstatt

*links* Kapelle auf dem Campus St. Johannesberg
und der Verwaltungsbereich des Caritas-Wohnen

*oben* Wünsche von Werkstattbeschäftigten
(Begleitendes Angebot Malen & Gestalten)

## Volle Fahrt auf zwei Gleisen

*André Kerkow*

Man muss immer Visionen im Kopf haben, und ich glaube, dass wir in den nächsten Jahren auch räumlich wachsen werden. Allein schon für den Holzbereich, der vor etwa fünf Jahren entstand, braucht es mehr Platz. Er wird von den Beschäftigten so toll angenommen und verfügt mittlerweile über einen sehr guten Maschinenpark, den wir noch erweitern werden. Rad & Tat wird ebenfalls ein eigener Arbeitsbereich der Werkstatt und rüber in die Hauptwerkstatt ziehen, so zumindest ist es gedanklich geplant. Für die Werbetechnik und den Förderbereich werden wir noch einmal nach einer Erweiterungsmöglichkeit suchen.

Ein Gedanke ist und bleibt, die Werkstatt auch weiterhin als Rückzugsort für die Beschäftigten zu erhalten. Zugleich wollen wir uns integrativ ins gesellschaftliche Leben von Oranienburg einbringen. Dabei müssen wir zweigleisig fahren, das heißt: in der Stadt präsenter werden und uns zugleich auf dem Gelände des Johannesbergs erweitern. Letzteres allein schon deshalb, um die Holzverarbeitung zu vergrößern und räumlich zusammenzuführen. Im Moment handelt es sich um vier Gruppen in zwei Hallenschiffen, die ziemlich weit auseinanderliegen.

***links*** Die Fertigung von Imkerei-Equipment im Arbeitsbereich Holzverarbeitung

***mitte*** Arbeitsbereich Werbetechnik

***rechts*** Im Förderbereich

Wir werden Küche sowie Speisesaal erweitern und auch in Sachen Technik noch mal nachrüsten. In der Werbemittelfertigung werden wir neue Druckmaschinen anschaffen. Das ist notwendig, wollen wir den Anforderungen eines unserer wichtigsten Kunden auch weiterhin gerecht werden.

Meine Aufgabe, die ich mir seit Jahren stelle und immer einzuhalten versuche, lautet: Unsere Beschäftigten müssen immer genug Arbeit haben und die Kunden zufriedengestellt werden, genau wie die jeweilige Werkstattgruppe. Dass mein Lob den einzelnen Gruppen gegenüber hin und wieder zu kurz geraten ist, weiß ich. Aber ich kann nur mit Hochachtung über die Beschäftigten, die Gruppenleiter und Gruppenleiterinnen sprechen. Wie die Werkstatt in den dreißig Jahren ihres Bestehens permanent vorangeschritten ist, das ist ihr gemeinsames Verdienst. Wir alle werden nicht stehenbleiben und noch viele Veränderungen vornehmen. Ich hoffe, dass ich bei alledem auch weiterhin dabei sein darf.

# Werkstatt ist so viel mehr!

*Katharina Riedel*

Was ist die Werkstatt eigentlich? Bei dem Versuch, Außenstehenden unsere Werkstatt näherzubringen, fällt es mir oft schwer, diese Frage in Kürze zu beantworten. Werkstatt ist ein Auftrag, eine Produktionsstätte und eine soziale Einrichtung. Sie ist ein Ort der Arbeit und des Miteinanders. Schlussendlich bedeutet »meine Werkstatt« für jeden etwas anderes. Aber auch wenn wir mit unterschiedlichen Schwerpunkten und Sichtweisen auf die Entwicklung der Werkstatt schauen, gibt es einen Kern, der unsere gemeinsame Arbeit ausmacht.

Werkstatt ist vor allem Wandel. Auch meine Geschichte fügt sich in einen Veränderungsprozess ein, der noch nicht allzu lange zurückliegt. 2010 besetzte ich eine neu geschaffene Stelle, die sich »Fachkraft für berufliche Integration« nannte. Das war etwas umständlich formuliert. Mittlerweile sprechen wir von Jobcoaching, und alle wissen, was gemeint ist.

Die Stelle war Ausdruck einer Entwicklung, die sich zu dieser Zeit in der gesamten Werkstätten-Landschaft vollzog und bei uns in Brandenburg vielleicht mit ein bisschen Verzögerung ankam: die Idee, Werkstatt nicht nur innerhalb der Organisation zu denken, sondern aus der Werkstatt heraus Übergänge zum Arbeitsmarkt zu schaffen. Menschen mit Behinderung sollten in den Betrieben sichtbarer und dort tätig werden. Auch wenn es den Vermittlungsauftrag für die Werkstätten schon länger gab, war diese Stellenschaffung 2010 etwas Innovatives, auch bei uns auf dem Johannesberg.

Ich hatte gerade mein Studium der Sozialen Arbeit in Coburg beendet und steckte voller Idealismus. Für mich war klar: Selbstverständlich können Menschen mit Behinderung auch außerhalb der Werkstätten arbeiten! Mit Skepsis oder Widerstand hätte ich dabei nicht gerechnet, musste mich aber eines Besseren belehren lassen.

Ich rannte nicht gerade offene Türen ein. »Jetzt willst du uns auch noch die Beschäftigten wegnehmen!«, durfte ich mir nicht nur einmal anhören. Natürlich dachten alle bei diesem Schritt aus der Werkstatt hinaus vor allem an die Leistungsträger und Leistungsträgerinnen, also jene Beschäftigte, die Schlüsselpositionen in der Werkstatt innehatten. Dennoch gelang es uns an vielen Stellen, aufeinander zuzugehen und die Widersprüche auszuhandeln.

*rechts* Lokalpresse (2019)

# Auf bestem Weg, auf eigenen Füßen zu stehen

## Es war Ines Krügers größter Wunsch, von keinem Amt mehr finanziell abhängig zu sein – mit Ausbildungsstart wird sie die Caritas-Werkstatt verlassen

An der Kasse bei Edeka, mit Chefin Madleen Turban und den Wegbereitern Alexander Pläp und Veronika Priwitzer von der Caritas. FOTOS: ROBERT ROESKE

Von Heike Bergt

**Oranienburg.** Einen eisernen Willen, den kann man Ines Krüger wirklich nicht absprechen. Die 28-Jährige kämpft. Wahrscheinlich schon ihr ganzes Leben lang. In einer Woche beginnt ihre Ausbildung zur Verkäuferin und damit geht allmählich ihr größter Traum in Erfüllung: selbstständig leben zu können. Von keinem finanziell abhängig zu sein. Irgendwann mit ihrem Freund eine gemeinsame Wohnung beziehen zu können. Es war ein langer Weg.

**ÜBERFLIEGER**

Ines Krüger stammt aus der Lutherstadt Wittenberg. Aufgewachsen in Dessau, besuchte sie eine Förderschule für Kinder mit Körper- und Lernbehinderungen. Anschließend arbeitet sie in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderungen in Dessau, unter anderem in der Wäscherei. Ihr Handicap beschreibt sie rundweg so: „Ich kann einfach nicht gut schreiben." Und auch mit Mathe stehe sie auf Kriegsfuß. Aber am meisten hatte sie wohl mit Vorurteilen zu kämpfen, bei ihr reicht das Potenzial nicht, das habe sie immer wieder zu hören bekommen. Keiner traute ihr etwas zu. „Vor fünf Jahren fand ich, es muss sich was in meinem Leben ändern." Gesagt, getan. Sie bewarb sich beim DRK, einer Werkstatt in Potsdam und bei der Caritas Werkstatt in Oranienburg. „Die ersten, die sich melden, da gehe ich hin", nahm sie sich vor. Es waren die Oranienburger.

„Sie hat eine richtig tolle Bewerbungsmappe geschickt", erinnert sich die leitende Sozialarbeiterin Veronika Priwitzer, die zusammen mit Job-Coach Alexander Pläp bei der Caritas-Werkstatt St. Johannesberg arbeitet. Alexander Pläp versucht, für Menschen mit Behinderung einen so genannten „ausgelagerten Arbeitsplatz" auf dem ersten Arbeitsmarkt zu finden. Das sei gar nicht so einfach. Bisher hat die Caritas Unternehmen gefunden für zwölf ausgelagerte Arbeitsplätze. So bei der Bus-Werkstatt der OVG, im Tierpark Germendorf, bei einer Elektrofirma, beim Seniorenwohnen in Velten, bei der HSE Stahlengineering, bei der Eden Genossenschaft, in der Kita „Leuchtturm" des CJO, bei Takeda und bei Edeka.

„Jeder sollte die Chance bekommen, sich auf dem ersten Arbeitsmarkt auszuprobieren", ist Alexander Pläp überzeugt. Manchmal gebe es Vorbehalte und der Vermittlungsaufwand sei hoch. Und ein wichtiger Baustein ist die enge Begleitung durch den Jobcoach während der Praktika und bei den ausgelagerten Arbeitsplätzen. Eine ehemalige Beschäftigte konnte 2017 als Zimmermädchen in eine Festanstellung in ein Berliner Hotel vermittelt werden. „Wenn es gelingt, Menschen mit psychischer Erkrankung, geistiger Behinderung oder einer Lernbehinderung in eine Ausbildung oder Festanstellung auf den ersten Arbeitsmarkt zu vermitteln, dann ist das für uns immer ein großer Erfolg. Die Wege können lang und beschwerlich sein. Eine gelungene Integration auf den ersten Arbeitsmarkt ist immer das höchste Ziel unserer Arbeit und wer es tatsächlich schafft, ist unendlich stolz. So werden wir unserem Auftrag als Werkstatt gerecht", so Veronika Priwitzer.

Im September 2014 begann Ines Krüger bei der Caritas in Oranienburg, arbeitete dort in der Küche und im Holzbereich. „Aber ich wollte einfach nicht mehr vom Sozialamt leben. Ich war immer ehrgeizig, wollte raus, selbst Geld verdienen und auf eigenen Füßen stehen", so die 28-Jährige, die in Oranienburg zu Hause ist. Sie habe viel Unterstützung von ihrer Familie, der Mutter, dem Bruder, ihrem Freund. „Ich habe jetzt das Einmaleins schon wieder drauf", sagt sie voller Stolz.

Seit Juni letzten Jahres arbeitet sie im Edeka-Markt von Madleen Turban an der Sachsenhausener Straße. Hier räumt sie Waren ins Regal und sitzt sie an der Kasse. Am Anfang hätten die Kunden schon etwas mit den Augen gerollt, „weil es bei mir so langsam ging. Inzwischen sagen sie: Frau Krüger, Sie sind jetzt so schnell. Übrigens: Nummer 7237 sind die Tomaten und 7490 die Gurken", sagt sie und lacht. Das hätten nicht alle im Kopf. Chefin Madleen Turban findet die Idee der „ausgelagerten Arbeitsplätze" sehr gut. Sie hat einen zweiten in ihrem Markt an der Berliner Straße. Es würden ja beide Seiten profitieren.

Am 1. September heißt es für Ines Krüger Abschied nehmen. Die Theorie für die Ausbildung als „Fachpraktikerin im Einzelhandel" mit IHK-Abschluss erfährt sie im Berufsbildungswerk Oberlinhaus Potsdam, die praktische Arbeit in einem Supermarkt. Ein wenig traurig ist sie schon, aber der Wunsch, eine Ausbildung zu machen und damit auch ihren Hauptschulabschluss zu packen, ist stärker.

Wo sie sich in zehn Jahren sieht? „Eigentlich wollte ich ja immer Schuhe verkaufen. Vielleicht mache ich das dann ja. Jetzt bin ich erst mal stolz, so weit gekommen zu sein. Ich weiß, dass mir die Theorie in der Ausbildung schwerfallen wird", sagt sie. Aber sie will kämpfen. Wie immer.

In den letzten zehn Jahren passierte in diesem Bereich eine Menge, und es freut mich sehr, das mitzuerleben. Die Rolle unseres Jobcoachs Alexander Pläp wandelte sich zusehends, es entstanden viele neue Außenarbeitsplätze, und wir konnten viele Praktikumsplätze vermitteln. Das Umdenken in der Gesellschaft entspricht genau dem, was ich mir für die Zukunft unserer Werkstatt noch viel, viel mehr wünsche: Werkstatt ist und bleibt auch als Ort wichtig, aber sie wird zukünftig noch viel mehr sein und andere Formen annehmen.

Und was wird Werkstatt zukünftig sein? Gibt man die Begriffe »Zukunft« und »Werkstatt« in eine Suchmaschine ein, landet man schnell bei der UN-Behindertenrechtskonvention und Initiativen, welche die Abschaffung von Werkstätten fordern. Die Menschen sollen gleichberechtigt auf dem Arbeitsmarkt tätig sein können, das sei der Grundgedanke der Inklusion. In diesen Forderungen werden Werkstätten als exkludierende Sondereinrichtungen verstanden, die den Inklusionsprozess ausbremsen. Ich persönlich teile diese Auffassung nicht und bin der festen Überzeugung, dass Werkstätten weiterhin einen großen Beitrag zur Inklusion von Menschen mit Behinderung leisten können, wenn wir es richtig angehen!

Wir werden »Werkstatt« weiterdenken und sie zukünftig nicht nur als Ort verstehen. Ich weiß, dass »Werkstatt« noch viel mehr Formen, Gesichter und Farben entwickeln wird. Wir werden flexiblere und individuellere Wege suchen und gehen, über die ein Werkstattbeschäftigter oder eine Werkstattbeschäftigte Erfüllung in der Teilhabe am Arbeitsleben finden kann. Wir werden unsere Angebote innerhalb und außerhalb der Werkstatt weiter ausbauen. Und wir werden zugleich immer mehr in die Gesellschaft hineinwachsen.

Dass wir als Werkstatt sichtbarer werden, meint für mich auch, dass Menschen mit Behinderung viel mehr öffentlich wahrgenommen werden, vor allem mit ihren Stärken. Das ist eines meiner Hauptanliegen, bei dem mich die Entwicklungen der letzten Jahre sehr hoffnungsvoll stimmen. Allein schon, weil ich sehe, welche Bereitschaft innerhalb der letzten zehn Jahre in den Betrieben entstand, Menschen mit Behinderung offen Chancen einzuräumen. Gingen wir früher in die Betriebe, hieß es: »Was, da kommt jetzt jemand aus der Werkstatt zu uns? Was soll der denn hier machen?« Wir mussten viel mehr Aufklärungsarbeit betreiben als heute.

Aber nicht nur die Gesellschaft, auch wir haben uns entwickelt und wollen das weiter tun. Bildung spielte in den Anfangsjahren in der Werkstatt eine untergeordnete Rolle, mittlerweile ist sie eine unserer wichtigsten Säulen. Dabei orientiert sich die Bildung unserer Beschäftigten nicht mehr nur an unseren konkreten gewerblichen Aufträgen.

Heute bilden wir auf der Grundlage von Bildungsrahmenplänen aus – letztendlich auch, um unseren Beschäftigten den Übergang auf den Arbeitsmarkt zu schaffen und zu ebnen. Dazu gehört es, dass wir die Übergänge strukturiert vorbereiten, um anschließend jeweils konkret nach außen zu gehen. Da heißt es dann zum Beispiel: »Wir haben hier jemanden, der bekam im Bildungsrahmenplan Garten & Landschaftspflege bereits einen großen Teil der für Sie relevanten Bildungsinhalte vermittelt.« Für Betriebe wird es viel interessanter, sich zu öffnen, wenn sie sehen: Da kommt jemand, der kann richtig was!

Werkstatt, das sind die Beschäftigten! Deren Wege zu beobachten, ist für mich die spannendste Entwicklung. Wir rücken näher an den Arbeitsmarkt heran. Man merkt dies auch an den Menschen, die jetzt in die Werkstatt kommen. Das sind oftmals junge Leute – frisch von der Schule –, die viel selbstbewusster auftreten als die Generationen vor ihnen. Sie haben bereits gelernt, dass sie was draufhaben und ihr Leben selbst gestalten können. Sie kommen mit klaren Ideen und Wünschen in die Werkstatt, die man früher vielleicht noch als unrealistisch abgetan hätte. Damit will ich keinesfalls kleinreden, was vor zwanzig Jahren hier geleistet worden ist.

»Ich möchte in einem Baumarkt in der Pflanzenabteilung arbeiten« oder »Ich will später in einer Bulli-Werkstatt arbeiten, ich will an VW-Bussen schrauben!«, ist eine klare Haltung, auf die wir zu reagieren versuchen. »Okay, lasst es uns versuchen«, können wir mittlerweile sagen. »Wo ist die nächste Bulli-Werkstatt?« Der junge Mann arbeitet inzwischen in einer solchen im Außenpraktikum. Das ist doch eine Erfolgsgeschichte!

Solche Erfolgsgeschichten können sich auch im Kleinen finden. Nicht selten nehmen wir Beschäftigte auf, die anfänglich sehr verunsichert erscheinen. Sie kommen mit vielen Frustrationserfahrungen im Gepäck, sind gescheitert an den Anforderungen. Zu sehen, wie die Beschäftigten in der Werkstatt Wertschätzung und Anerkennung erfahren und darüber aufblühen, macht mich glücklich. Das ist es, was mich jeden Tag antreibt, hierher zu kommen.

Wenn ich nur daran denke: Da kommen Schulverweigerer zu uns und belegen freiwillig Kurse wie »Lesen, Schreiben, Rechnen«. Wie wichtig er ihnen ist, merken wir gerade jetzt, wo er aufgrund der Corona-Maßnahmen nicht stattfinden kann. Anders als in den Schulerfahrungen von vielen Beschäftigten wird der Lehrstoff im Kurs in anderer Form aufbereitet – ohne die Gefahr, durchzufallen oder zu versagen. Die Nachfrage war bisher stets größer als unser Angebot. Wir haben für den Kurs mittlerweile eine Lehrerin fest eingestellt, weil Bildung und Entwicklung einen so großen Stellenwert haben.

Im Kurs »Lesen, Schreiben, Rechnen« geht es ganz niedrigschwellig los, zum Beispiel mit dem Schreiben des eigenen Namens. Vor Kurzem lernte ein älterer Herr dies mit 63 Jahren: Plötzlich konnte er es! Diese Erfahrung machte etwas mit ihm, sie entfachte eine unglaubliche Selbstwirksamkeit, die auf sein ganzes Leben ausstrahlt.

Mich beeindruckt sehr, wie die Themen Bildung und Entwicklung bei der Werkstatt Eingang finden. Das wünsche ich mir zukünftig noch viel mehr und stärker. Ich sehe, wie sich die Werkstatt entwickelt und vor allem, wie sich die Menschen in ihr entwickeln. Dabei spreche ich bewusst von unseren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen sowie unseren Beschäftigten. Das ist einer der Hauptmotoren, der die Werkstatt zu dem macht, was sie ist: viel, viel mehr als ein Arbeitsort!

*links* Katharina Riedel, Leiterin Bildung und Soziales der Caritas-Werkstatt

METALLVE

Zwischenruf

# *Dominik Reese*

Ich fühle mich wohl hier. Die Werkstatt hat mich insgesamt stabilisiert, ich blicke wieder positiv in meine Zukunft. Die Werkstatt kann mir auch Sprungbrett für meine Zukunft sein. Ich habe Vorstellungen, und vielleicht kann mir der Jobcoach irgendwann helfen, einen Praktikumsplatz zu finden, vielleicht kann ich irgendwo doch noch eine Ausbildung machen.

Ich finde, dass die Caritas-Werkstatt nicht einfach nur ein Arbeitsplatz ist, sie ist auch ein Platz, um sich auszutauschen und Rat zu holen. Ich habe hier auch einige Freunde gefunden.

Wichtig ist mir hier noch sehr viel mehr, zum Beispiel die begleitenden Angebote. Oder dass ich hier einen geregelten Tagesablauf habe – das alles erfüllt ja einen Zweck. Ich persönlich finde außerdem, dass Ersthelferlehrgänge sehr wichtig sind. Denn es ist gut, wenn man anderen Menschen helfen kann.

Ich sage: »Herzlichen Glückwunsch an die Caritas-Werkstatt« zu ihrem dreißigjährigen Bestehen. Die Werkstatt hat übrigens einen guten Ruf. Und das ist richtig so!

# Was geht, was bleibt, was kommt? Ein Gespräch über die Zukunft

*Rainer Schulz*

Der Schlüssel für unser Handeln ist und bleibt, dass wir die Beschäftigten und ihre Wünsche ernst nehmen. Die Menschen, die uns anvertraut sind, entwickeln ihre eigenen Vorstellungen und Ideen. Sagt zum Beispiel einer: »Ich würde gerne den Lkw-Führerschein machen!«, sagen wir: »Dann komm, probieren wir es doch einfach mal! Gucken wir, welche Zugangsberechtigungen und Voraussetzungen du brauchst – und los!«

Ich denke dabei an unseren Lkw-Fahrer Jürgen Wolf, der Berufskraftfahrer gewesen ist. Nach einer psychischen Erkrankung kam er in die Werkstatt und nahm hier im wahrsten Sinne des Wortes Fahrt auf. Heute ist er der Hauptfahrer der Werkstatt im Lkw-Lieferverkehr.

Eine herausfordernde Tätigkeit, genau wie jene einer Beschäftigten im Faktor C, die in unserer Außenstelle am Heidering die Verwaltung verantwortet, unter anderem die Auftragsverarbeitung. Das ist ein richtiger Verwaltungsjob, für den man eine hauptamtliche Kraft bräuchte.

Ebenso denke ich dabei an unseren Hausmeisterhelfer Norbert Keppe. Als er zu uns kam, war er sehr in sich zurückgezogen. Jetzt bewegt er sich frei in der Werkstatt, ist heute da, morgen dort, sieht nach dem Rechten und führt verschiedene Reparaturen aus. Hier hat gewissermaßen ein Rollentausch stattgefunden: Nicht wir helfen ihm, sondern er hilft uns. Leider geht Herr Keppe jetzt in Rente, nachdem er kürzlich siebzig geworden ist.

Wir brauchen über die Wünsche der uns anvertrauten Menschen nicht zu lachen, sondern müssen schauen, ob und wie sie umzusetzen sind. Dabei begleiten wir unsere Beschäftigten, soweit es eben geht. Die Angebote der Werkstatt weiterzuentwickeln, heißt eben auch, am Puls der Beschäftigten zu sein!

Einst haben wir im Berufsbildungsbereich einen Lehrgang namens Montage und Verpackung angeboten. Das beinhaltete alles – und zugleich nichts. Nach vielen Gesprächen

und Selbstfindungsversuchen fragten wir uns: Was beschäftigt und bewegt die Beschäftigten im wahrsten Sinne des Wortes? Zum Beispiel das Fahrrad, das ihnen eine selbstbestimmte Mobilität ermöglicht und obendrein dem Wohle der Umwelt dient. Dahinter steckte freilich auch der Gedanke: Weg vom Fahrdienst, hin zum Fahrrad! Mit ihm bist du mobil und kannst zugleich etwas für deine Gesundheit tun. So wurde schließlich der Lehrgang Rad & Tat geboren, der zukünftig ein eigener Arbeitsbereich werden soll.

Ich schätze an unserer Werkstatt, dass sie den Spielraum für eigene Gedanken bietet und die Bereitschaft vorherrscht, Visionen zu entwickeln und diese auch zu verfolgen! Nicht losgelöst von den Beschäftigten, sondern auf sie hinwirkend und mit ihnen gemeinsam.

*Katharina Riedel*

Rad & Tat ist so ein Beispiel, das einen klaren Bezug zum Leben, aber auch zum Arbeitsmarkt hat. Dieser neu entstandene Lehrgang entfacht zugleich eine wahnsinnige Sogwirkung für die Beschäftigten. Er entspricht so gar nicht dem Klischee, das den Werkstätten womöglich noch immer anhängt. Der Lehrgang ist etwas Anspruchsvolles, die Beschäftigten gehen stolz nach Hause und sagen: »Ich arbeite in der Fahrradwerkstatt!« Das stiftet Identität.

Im Berufsbildungsbereich arbeiten wir mit Rahmenbildungsplänen. Anhand von Qualifizierungseinheiten vermitteln wir den Beschäftigten deren Inhalte mit Hilfe kleinschrittiger Unterweisungsmaterialien. Alle Beschäftigten haben einen eigenen Bildungsordner, in welchem sie sämtliche Qualifizierungseinheiten sammeln, die sie durchlaufen und bestanden haben. Am Ende des Berufsbildungsbereichs haben sie einen prall gefüllten Ordner mit all den Dingen, die sie absolviert haben.

Es ist toll zu sehen, wie stolz die Beschäftigten auf ihr gesammeltes Wissen sind und was sich damit an Wert und Selbstwert verbindet. Diesen Effekt wünsche ich mir auch für die anschließenden Arbeitsbereiche. Auf dass bei den Beschäftigten noch weit stärker das Bewusstsein entsteht: Das kann ich, das habe ich gelernt!

*Rainer Schulz*

Eben hier sehe ich zudem die Politik gefordert. Die Ausbildung in einem Lehrberuf dauert meist drei Jahre. Diese Zeit bräuchten unsere Beschäftigten auch! Viele haben eine etwas längere Anlaufkurve als Absolventen und Absolventinnen einer regulären Berufsschule. Wir merken, dass die meisten Beschäftigten nach zwei Jahren erst richtig warm geworden sind. Sie wären jetzt bereit, noch weiter zu lernen, weil sie nun im Rhythmus drin sind. Dann aber erwartet sie der Arbeitsbereich.

Deshalb ist es besonders wichtig, dass Bildung an dieser Schwelle nicht aufhört, sondern fortgesetzt wird. Es geht darum, die offenen Türen, die bei den Beschäftigten vielfach vorhanden sind, dafür zu nutzen, sie weiter zu qualifizieren und zu bilden. Damit dieser ständige Strom von Eindrücken und Wissen nicht mit einem Mal abreißt, nach dem Motto: Jetzt sitzt du an deiner Werkbank, da bleibst du für den Rest deines Lebens.

Werkstatt ist keine Sackgasse, sondern aus unserer Sicht eher eine Startbahn. Man kann diese Startbahn – je nach persönlicher Neigung – bei Bedarf etwas länger nutzen, während andere schneller flügge sind und recht schnell abheben – und wir winken ihnen fröhlich hinterher und freuen uns, wenn wir ein Stück dazu beitragen konnten, dass sie ein gutes Leben haben. Das bewegt uns als Leitung, und wir wünschen uns, dass es auch unsere Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen bewegt. Dass sie mit im Spiel sind, quasi als Geburtshelfer eines erfolgreichen Starts oder Neustarts.

Uns erreichen ja nicht nur die jungen Wilden von der Schule, die in die Spur kommen wollen, ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Viele unserer Beschäftigten stehen in der Mitte oder gar am Ende ihres Berufslebens, verbringen vielleicht ihre letzten Lebensjahre in der Werkstatt. Menschen, die mit ganz vielen Enttäuschungen eines fünfzig, sechzig Jahre alten Lebens zu uns kommen und auf einmal merken: Hier kümmert sich jemand um uns! Hier haben wir etwas zu tun, finden wir einen erfüllten Alltag. Hier lerne ich sogar noch was oder ich kann das, was ich mal gelernt habe, wieder auffrischen oder womöglich gar weitergeben!

Auch für jene, die aufgrund einer psychischen Erkrankung aus dem Arbeitsmarkt fielen, ist es wichtig, wieder in Tritt zu kommen – in ein Stück Normalität, wenn es so etwas überhaupt gibt. Zumindest soll ihnen wieder bewusst werden: Ich kann doch was! Ich kann wieder arbeiten gehen, sprich: Tätigkeiten ausführen, die am Ende des Monats abrechenbar sind. Das gehört ja auch zum Leben dazu, Sachen abrechnen zu können. Bis hin zu diesen Erfolgsgeschichten, dass sie als Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen auf Schlüsselpositionen innerhalb der Werkstatt landen, zum Beispiel auf dem Lastkraftwagen wie unser Herr Wolf.

*Katharina Riedel*

Gerade für Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen ist alles, was zur Selbstwirksamkeit beiträgt, enorm wichtig. Weiß ich, dass ich am Ende des Tages etwas geschafft haben kann, baut das Selbstbewusstsein auf. Ich glaube, das ist eines unserer zentralsten Themen. Natürlich freuen wir uns über diese und jene Erfolgsgeschichte, aber bei vielen geht es zunächst einfach nur um den ersten Schritt, der oftmals so schwer zu bewältigen ist: »Ich habe es geschafft, mich auf den Weg zu machen!« Werkstatt heißt eben auch, überhaupt erst mal ein Anlaufpunkt zu sein.

Für viele steht im Vordergrund, dass sie hier einen sozialen Ort haben, an dem sie wieder eine Anbindung finden und sich mit anderen austauschen können. Für manche Beschäftigten ist die Arbeit gar nicht so wichtig, aber einmal die Woche zum Tanzkurs zu gehen, der von uns in den begleitenden Maßnahmen angeboten wird, ist das Highlight! Auch das prägt und schafft Identität!

*links* Katharina Riedel und Rainer Schulz im Gespräch

Ich glaube, es macht uns aus, dass wir uns nicht nur als Arbeitsort verstehen. Ganz häufig beschäftigen wir uns mit Themen, bei denen man fragen könnte: Ist das eigentlich die Aufgabe einer Werkstatt? Und wenn man den Auftrag der Werkstatt im engsten Sinne verstehen will, müsste man die Frage wohl auch häufig mit Nein beantworten. Vieles tun wir aus unserem Selbstverständnis heraus, für unsere Beschäftigten ein wichtiger, für manche womöglich gar der einzige Ankerort zu sein. Ich glaube, dass uns das als Caritas-Werkstatt ausmacht. Für die Zukunft hoffe ich sehr, dass wir uns dieses Menschliche erhalten.

*Rainer Schulz*

Ich erachte es als äußerst wichtig, diese beiden Bänder – das Menschliche und das Produktive – fest zusammenzuknüpfen. Unser Enthusiasmus und unsere Ideen sollen bei den Beschäftigten, bei Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen ankommen, damit wir sie mitnehmen. Andererseits können unsere Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen gern auch weiter sein als wir. Es ist nicht so, dass wir als Leitung stets vorneweg gehen müssen. Sehr gern profitieren wir von den Ideen und Erfahrungen der anderen! Wenn man zu schnell vorneweg geht, kann es passieren, dass die Verbindung abreißt. Diese Balance zu halten, ist eine große Herausforderung.

Das Tempo in der Werkstatt ist sehr hoch. Vielleicht höher als in anderen sozialen Einrichtungen. Allein schon, weil sich die auf unserem Markt herrschenden Bedingungen ständig ändern. Sei es seitens der Auftraggeber oder seitens der Politik. Dieses Immer-wieder-neu-Erfinden braucht unheimlich viel Flexibilität, auch von unseren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen.

*Katharina Riedel*

Vieles von dem, was wir tun, steht leider dem entgegen, wie Werkstatt von außen wahrgenommen wird. Kaum jemandem dürften die öffentlichkeitswirksamen Forderungen und Initiativen zur Abschaffung der Werkstätten in den letzten Monaten entgangen sein.

Aus meiner Sicht werden die aktuellen Debatten jedoch sehr einseitig geführt und Werkstätten zu Sondereinrichtungen deklariert, in denen Menschen mit

Behinderungen niedere Arbeiten verrichten, ausgebeutet werden und eigentlich keine Chance auf Teilhabe haben.

Wir setzen uns bewusst mit der Kritik am System der Werkstätten auseinander und sind die Ersten, die Veränderungen von innen heraus vorantreiben, um Inklusion lebbar zu machen. Aber die Abschaffung von Werkstätten als Lösung zu präsentieren, ist viel zu kurz gedacht. Wenn man diese Forderung zu Ende denkt, ist es nicht viel mehr als eine oberflächliche Symptombekämpfung, die das eigentliche Problem nicht an der Wurzel packt. Wir müssen uns bewusst machen, dass wir am Anfang der Idee einer inklusiven Gesellschaft und Welt stehen. Werkstätten können hier Teil der Lösung sein und sind nicht Teil des Problems.

Bei der Kritik an Einrichtungen wie der unseren bemerke ich fast immer: Hier diskutieren Menschen über unsere Arbeit, die weder Mitarbeitende noch Werkstattbeschäftigte sind. Ich finde, man sollte endlich auch diejenigen, um die es hier geht, in die Diskussion einbeziehen. Es ist wichtig, unseren Werkstattbeschäftigten in diesen Debatten eine Stimme zu verleihen und ihnen zuzuhören, wie sie leben und arbeiten möchten.

Zu einem der Hauptkritikpunkte zählt die Bemessung der Werkstattentgelte. Auch wir wünschen uns, dass die Arbeit von Menschen mit Behinderung in der Höhe des Arbeitsentgeltes Wertschätzung findet. Unsere Werkstattbeschäftigten leisten und können viel! Das sehen wir jeden Tag, und wir sind sehr stolz auf sie. Wir gehören selbst zu den größten Kritikern, wenn es darum geht, dass unsere Werkstattbeschäftigten nach 35 Stunden Beschäftigungszeit in der Werkstatt noch zum Amt gehen müssen, um dort Grundsicherung zu beantragen.

Dies zu ändern, liegt jedoch nicht zuerst in unserer Hand. Sehr gern möchten wir das von innen heraus verändern, und ich hoffe, dass wir hier noch nicht am Ende der Diskussion sind. Sobald sich die Dinge politisch bewegen, sind wir die Ersten, die auf diesen Zug aufspringen. Wir unterstützen alle politischen Initiativen, die hier nach anderen Lösungen suchen.

Doch nicht nur äußere Strukturen gilt es zu verbessern. Auch innerhalb unserer Werkstatt können wir noch viel tun! Bei aller Begeisterung für unsere Arbeit gibt es im

Werkstattalltag viele Hürden und Baustellen. So eine Riesenorganisation bringt das wohl unweigerlich mit sich. So gut wir alle miteinander agieren, beschäftigt man sich doch manchmal zu viel mit sich selbst und mit seinen eigenen Strukturen. Da könnten wir sicherlich viel Energie anderweitig und noch stärker im Sinne unseres Auftrags verwenden. Es wäre sicher gut, sich ab und an Zeit zu nehmen, um mal wieder über das große Ganze nachzudenken. Man verliert sich sonst im hektischen Klein-Klein des Alltags.

Immerhin einmal im Jahr gibt es für mich diesen Moment des Innehaltens, obgleich dieser im Grunde überhaupt nichts mit Ruhe zu tun hat. Einmal im Jahr feiern wir das große Johannesfest. Alle Menschen aus der Werkstatt, aus den Wohneinrichtungen und der Schule finden sich auf dem Gelände der Hauptwerkstatt zusammen. Ich beobachte das bunte Treiben auf der Festwiese und nehme dabei bewusst wahr, wer hier alles so unterwegs ist. Alles, was sonst in vielen Projekten, Aufgaben und dem Alltagsgeschäft nebeneinander existiert, kommt zusammen und wird auch nach außen hin sichtbar. Sehr schade, dass uns die Pandemie momentan diesen Moment nimmt, in dem der Johannesberg so lebendig wird. Das ist für mich ein Highlight des Jahres.

*Rainer Schulz*

Wo kommen wir her? Wo liegen unsere Wurzeln, und was hat sich in den nun dreißig Jahren unserer Existenz getan? Diese Rückschau kommt tatsächlich zu kurz. Wir eilen von Projekt zu Projekt und würdigen das Erreichte oft gar nicht mehr so richtig. Schnell heißt es: Haken dran, weiter! Etwas mehr Ruhe an der einen oder anderen Stelle täte uns sicher gut. Andererseits liegt es oft nicht in unserer Hand, für Ruhe zu sorgen, weil viele Dinge von außen auf uns einstürmen. Wir müssen uns auf die Fahnen schreiben, dass die Qualität unserer Arbeit nicht durch das hohe Tempo leidet.

Um zumindest die Ereignisse des jeweils vergangenen Jahres Revue passieren zu lassen, riefen wir unsere Jahreshauptversammlung ins Leben. Der Gedanke dahinter war: Alle Werkstattbeschäftigten, Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen kommen an einem Ort zusammen – wie bei einer Aktionärsversammlung. Wir alle befinden uns in einem Raum, gehören zusammen und werten das vergangene Jahr aus. Jubiläen werden gefeiert, es gibt eine Rede vom Bürgermeister, und der Geschäftsführer ist ebenfalls dabei. Die Werkstatt stellt sich aus unterschiedlichen Perspektiven vor, der Werkstattrat leistet einen Beitrag, die Werkstattleitung ebenfalls – alles nicht zu lang, um den Geduldsfaden zu schonen. Dann gibt es etwas zu essen, schließlich gehen alle fröhlich nach Hause.

Leider konnte diese Versammlung bislang nur 2019 stattfinden, der erste Termin in der Nicolaikirche war kurz vor Corona. Es wurde eng in der Kirche, aber der Platz reichte. Die logistische Herausforderung bestand vor allem darin, mit der ganzen Belegschaft die vielen Treppenstufen zu überwinden.

Werkstattleben braucht eben seine Höhepunkte. Das kann auch in der Gruppe sein oder im Bereich. Es ist wichtig, dass auch die Gruppenleitungen Höhepunkte für ihre Gruppe organisieren. Ob das Geburtstage sind, ob Feste oder das gemeinschaftliche Grillen – ein Leben ohne Höhepunkte ist eintönig.

Ein weiterer Höhepunkt unseres gemeinsamen Erlebens soll nun dieses Buch sein, in welchem wir die ersten dreißig Jahre der Caritas-Werkstatt St. Johannesberg Revue passieren lassen. Inwieweit dies gelungen ist, entscheidest ganz allein Du, liebe Leserin, lieber Leser.

*links* Ausgelassene Stimmung, Johannesfest (2019)

*oben und Folgeseiten* Jahreshauptversammlung
Caritas-Werkstatt (2019)

Dem Jubilar
Peter Flöter
10 jährigen
Dienstjubiläum

Zwischenruf

# *Katrin Dewitz*

## *(Frauenbeauftragte)*

Für die Zukunft wünsche ich mir, dass mein Fundament weiter gestärkt wird und wir gemeinsam die Werkstatt voranbringen. Dass die Werkstatt eine feste Größe in der Wirtschaft bleibt, sodass wir weiterhin viele Herausforderungen annehmen, um bei der Erfüllung von Aufträgen an erster Stelle zu stehen. Ich wünsche mir, dass wir Arbeit haben und dabei den einzelnen Menschen nicht vergessen – egal, ob er oder sie als Mitarbeiter oder Mitarbeiterin, als Beschäftigter oder Beschäftigte tätig ist. Denn nur GEMEINSAM SIND WIR STARK und sind dabei ALLES, AUSSER GEWÖHNLICH.

# Anhang

## Zeittafel der Caritas-Werkstatt

*01.03.1991*

In einer ausgedienten Motorradwerkstatt in der Berliner Straße 60 A wird die Caritas-Werkstatt gegründet.

*1992 – 1996*

Die Werkstatt »Maria Frieden« ist eine Zweigstelle der Caritas-Werkstatt.

*1992*

Auf dem Regionallager der Fa. Quelle-Versand, das später die Fa. DHL übernimmt, entsteht eine Außenstelle der Caritas-Werkstatt. Hier werden Verpackungsmaterialien für das Recycling vorbereitet. Das Lager schließt 2010.

*1993 – 1998*

Die Außenstelle in Germendorf ist der damals größte Standort der Caritas-Werkstatt. Hier arbeiten die Beschäftigten für die Fa. Orafol.

*1994 – 1996*

Im Wohnverbund Annagarten entsteht eine Arbeitsgruppe, die das Gelände und die Hauptwerkstatt pflegt.

*1995 – 1997*

Eine Baracke in der Hildburghausener Straße dienst als ein Standort der Werkstatt

*1997 – 2003*

In der Außenstelle Freienwalder Straße sind zwei Arbeitsgruppen beschäftigt. Das Konzept der »Geschützten Plätze« wird entwickelt, heute B.Plus.

*1998*

Der Neubau in der Hauptwerkstatt in der Berliner Straße 93 wird eingeweiht. Zur Werkstatt zählen zu diesem Zeitpunkt 140 Beschäftigte.

*2003 – 2005*

In der Bernauer Straße 74 werden Büroräume angemietet, um die Zeit bis zur Erweiterung der Hauptwerkstatt zu überbrücken.

*2005*

Die Werkstatt wird erweitert, die Halle C und der Förderbereich werden eingeweiht. In der Werkstatt arbeiten 280 Beschäftigte.

*2006*

In der Werkstatt wird der Bereich für seelisch behinderte Menschen entwickelt, der spätere Betriebsteil Faktor C.

*2008*

Der Standort in der Bernauer Straße 100 wird eröffnet. Die Cantina führt Wahlessen ein.

*2009*

Im Gewerbepark Nord eröffnet die Caritas-Werkstatt eine Zweigwerkstatt mit einem öffentlichen Kantinenbetrieb und etwa 100 Arbeitsplätzen. Die Standorte Bernauer Straße 100 und Berliner Straße 60 A werden geschlossen.

*2010*

Die Piktogrammwolke und der Claim »Alles, außer gewöhnlich« werden eingeführt.

*2011*

Zum 20-jährigen Gründungsjubiläum entsteht der 90minütige Kinofilm »Alles, außer gewöhnlich«. Die Hauptwerkstatt bekommt einen roten Anstrich, innen und außen.

*2012*

Der Arbeitsbereich »Holzverarbeitung« entsteht. Die Cantina startet in das Belieferungsgeschäft von Kitas und anderen Einrichtungen.

*2013*

Der 400. Beschäftigte wird aufgenommen.

*2014*

Mit der technologischen Trennung in Vor- und Endfertigung entwickelt die Caritas-Werkstatt die Fertigungsabläufe im Arbeitsbereich Werbemittelfertigung weiter. Die Caritas-Werkstatt ist bei der Firma Orafol, dem größten Auftraggeber, als »A-Lieferant« gelistet.

*2015*

Die Caritas-Werkstatt schließt sich dem Netzwerk »Neue BildungsSystematik« an, das die Leistungen der beruflichen Bildung methodisch weiterentwickelt.

*2016*

Die Zweigwerkstatt Aderluch 54 wird eingeweiht. Hier entstehen 60 moderne Arbeitsplätze, vor allem für die Arbeitsbereiche Werbetechnik und B.Plus.

*2017*

Mit der Einführung der überarbeiteten DIN-Norm 9001:2015 werden alle Prozesse der beruflichen Teilhabe und der gewerblichen Produktion und Dienstleistungen neugestaltet und professionalisiert. Die Cantina wird durch die Deutsche Gesellschaft für Ernährung zertifiziert. Mit Campus Q entsteht ein modernes Zentrum beruflicher Bildung. Konzeptionelle Grundlage von Campus Q sind die Prinzipien dualer Ausbildung mit verbindlichen Lehrplänen und individuellen Ausbildungszielen.

*2018*

Mit »Rad & Tat« entsteht ein neuer und sofort nachgefragter Lehrgang im Berufsbildungsbereich Campus Q, der die Dienstleistungen rund um das Fahrrad zusammenfasst. Große Aufmerksamkeit in der Fachöffentlichkeit findet eine umfangreiche Untersuchung unter den Beschäftigten in der Caritas-Werkstatt.

## *2019*

Das Jobcoaching der Caritas-Werkstatt betreut über 20 Praktika und acht dauerhafte Außenarbeitsplätze von Beschäftigten der Caritas-Werkstatt und dokumentiert den Anspruch, dass Werkstattarbeit, überall in der Arbeitswelt stattfinden kann, nicht nur auf dem eigenen Gelände. Die Werkstatt in Zahlen: 7.400 m² Gebäudeflächen, 416 Beschäftigte und 70 hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

## *2020*

Die Corona-Pandemie schränkt auch den Betrieb in den Werkstätten erheblich ein. Zur Vermeidung von Infektionsrisiken wird die Kapazität der Caritas-Werkstatt vorübergehend reduziert. Die Teilhabepakete der Caritas-Werkstatt mit produktiver Heimarbeit und qualifizierten Bildungseinheiten sind für viele Monate eine Alternative zur Präsenzbeschäftigung. Zahlreiche hauptamtliche Fachkräfte der Werkstatt sind währenddessen im Caritas-Wohnen beschäftigt.

## *2021*

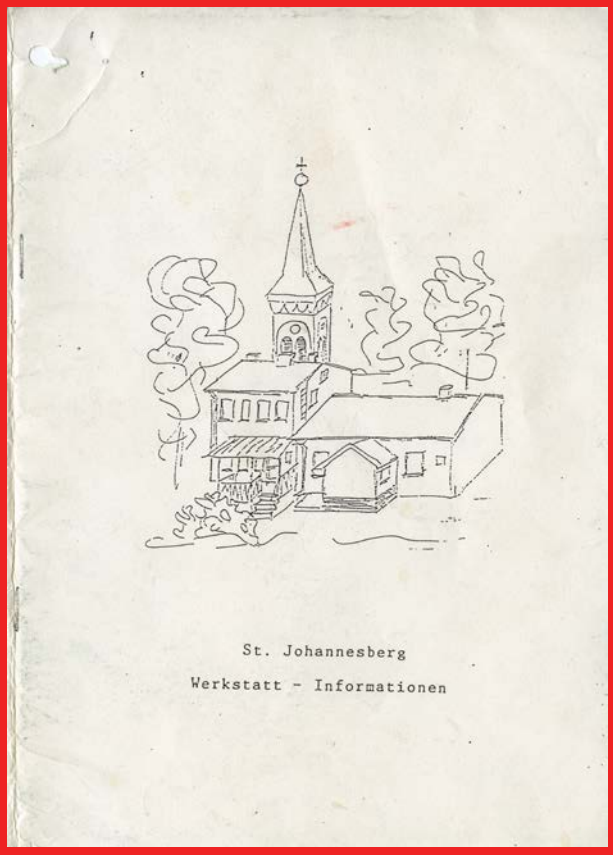
Die Caritas-Werkstatt wird ein regionaler Impfort; durch das Mobile Impfteam des DRK erhalten alle Beschäftigten vor Ort die Möglichkeit zu einer Corona-Schutzimpfung. Die Caritas-Werkstatt kehrt in den Regelbetrieb zurück. Durch angrenzende Gewerbeflächen in der Zweigwerkstatt am Aderluch wird der Förderbereich erweitert.

## *2022*

In der Hauptwerkstatt entsteht der neue Arbeitsbereich »Rad & Tat«. In Halle C erweitert sich der Arbeitsbereich Holzverarbeitung durch einen Zusammenschluss mit der Metallverarbeitung. Der Arbeitsbereich Garten & Landschaftspflege zieht von der Zweigwerkstatt am Heidering in den Hauptstandort, um durch eine harmonisierte Geländegestaltung und -pflege auf dem Campus St. Johannesberg die Zusammengehörigkeit von Wohnen, Schule und Werkstatt zu verdeutlichen.

# Werkstatt-Information (1991)

Die erste Broschüre der Caritas-Werkstatt
aus dem Jahr 1991



St. Johannesberg

Werkstatt - Informationen

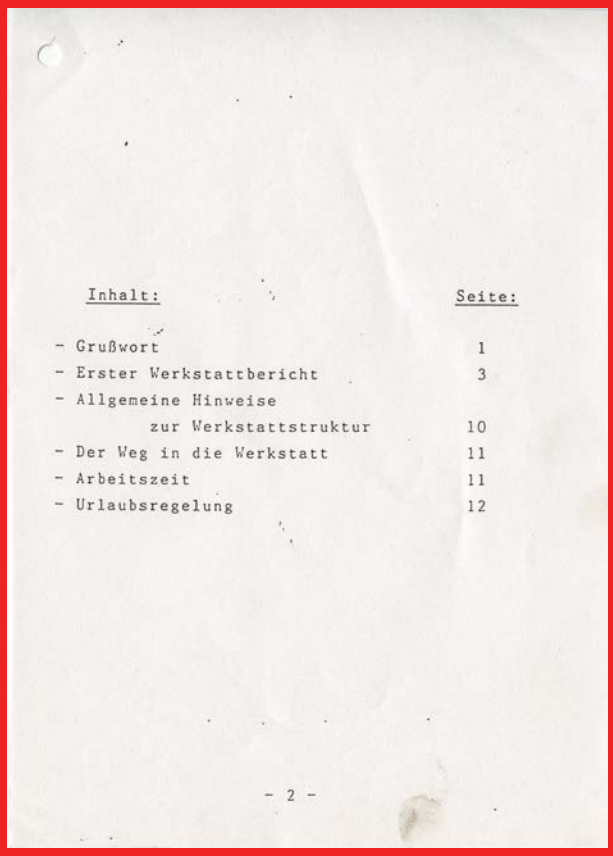
Liebe Beschäftigte unserer
Werkstatt,
sehr geehrte Eltern, Angehörige
und Freunde!

Eine Werkstatt in der Aufbauphase geht noch manch holprige Wege.
Wir leben in einer Phase, die als eine vorläufige Zwischenlösung zu betrachten ist. Vielen Menschen in unseren Landen geht es wohl ähnlich, Unsicherheiten, Zukunftsängste und so manche Entäuschungen..

Sehr viele von Ihnen haben unsere Eröffnungfeier der Werkstatt für Behinderte am 26. April miterlebt.
Unsere kleine Werkstatt konnte die vielen frohgelaunten und erwartungsvollen Gäste kaum fassen. Vielleicht ein Sinnbild für unsere derzeitige räumliche Enge einerseits und die großen Erwartungen andererseits.
Jeder konnte die erwartungsfrohe und optimistische Atmosphäre miterleben.

Besonders hatten wir uns über das große Interesse zahlreicher Gäste gefreut, wo wir uns ein großes Stück mitgetragen wissen und uns herzlich bedanken möchten.
Das große Informationsbedürfnis konnte an diesem Tag in keiner Weise gestillt werden. So sollen diese ersten Werkstatt-Informationen ein wenig mehr Licht in die noch fremden Werkstattstrukturen bringen. Für Fragen und Hinweise sind wir jederzeit dankbar.

Im Namen aller WfB-Mitarbeiter
Wolfgang Hoppe
Wolfgang Hoppe
Werkstattleiter



Inhalt: Seite:


- Grußwort 1
- Erster Werkstattbericht 3
- Allgemeine Hinweise zur Werkstattstruktur 10
- Der Weg in die Werkstatt 11
- Arbeitszeit 11
- Urlaubsregelung 12


- 2 -

## Erster Werkstattbericht

Eine bewegte Zeit sehr schwerwiegender Veränderungen liegt hinter uns.
Bereits im September 1990 hat die Einrichtung St. Johannesberg die Anerkennung auch als Werkstatt für Behinderte beantragt, da daß alte System der Arbeitstherapie nicht mehr tragfähig war. Wir handelten aus Verantwortung gegenüber unseren 42 Wohnheimbewohnern, die sich bereits im Erwachsenenalter befanden und im Rahmen der Arbeitstherapie tätig waren.

Bereits vor der offiziellen Vereinigung der beiden Teile Deutschlands erhielten wir vom Bundesministerium für Arbeit die amtliche Bestätigung, daß wir als Werkstatt für Behinderte (Kürzel WfB) mit der Registriernummer 5385 (10/30) anerkannt sind.
Wohlgemerkt als Werkstatt im Aufbau mit der vorläufigen Anerkennung bis 31.12.92. Die ganze Tragweite des Unternehmens WfB war uns zu diesem Zeitpunkt wohl noch gar nicht bewußt.
Wir mußten uns auf völlig neue Rechtsvorschriften und Gesetze einstellen und hatten mit lediglich 2 Werkstatträumen innerhalb des Wohnbe-



reiches denkbar schlechte äußere Bedingungen.
Die Einrichtung St. Johannesberg mußte sich neu organisieren.

Wie bei jedem Neubeginn eröffnen sich auch viele Chancen. Die Bereiche Schule und Werkstatt konnten in einer freien Gesellschaft beginnen, als organisatorisch selbständige Bereiche der Gesamteinrichtung St. Johannesberg, sich aus dem Wohnbereich herauszulösen.
Die Chance einer neuen Qualität dieser Bereiche setzt aber auch eigene Gebäude mit entsprechenden Räumlichkeiten voraus.
Es mußten noch einige Monate vergehen, bis zunächst eine Übergangslösung gefunden werden konnte.

Außerdem sollte für unsere Behinderten der Übergang als Beschäftigte in die Werkstatt für Behinderte möglichst fließend vor sich gehen und es sollten keine zusätzlichen Verunsicherungen entstehen. Nicht in jedem Fall konnte dies so erreicht werden.

Noch vor Weihnachten kam es zu der Zusicherung der Katholischen Pfarrgemeinde, das auf ihrem



Gelände liegende Mopedreparatur-Werkstattgebäude durch einen Pachtvertrag dem St. Johannesberg zur Verfügung zu stellen. Hier soll als Übergangslösung die Werkstatt für Behinderte entstehen. Noch wohnte jedoch der vorherige Nutzer, die Fa. Stange im Haus. Erst Mitte Januar 1991 konnten die Werkstatträume übergeben werden, diese mußten nun entsprechend der Nutzung als WfB hergerichtet werden.
Das Gebäude befand sich in einem sehr heruntergewirtschafteten Zustand und konnte vielen Anforderungen noch nicht genügen.

Es begannen rege Sanierungsarbeiten durch die künftigen Nutzer der Werkstatt, die Gruppenleiter und behinderten Mitarbeiter.
Durch die Haushandwerker vom Wohnbereich St. Johannesberg und viele andere fleißige Helfer wurden vielfältige Instandsetzungsarbeiten durchgeführt. Zu speziellen Arbeiten mußten Firmen bestellt werden, oft gingen die Arbeiten bis spät in die Nacht.

Zu all diesen Aufwendungen waren erhebliche finanzielle Mittel notwendig, diese erhielten wir vom Regionalverband der Caritas für Brandenburg und Vorpommern.



Ein Großteil der Innenausstattung der Werkstatt wurde von der Bundesanstalt für Arbeit zur Verfügung gestellt. Während sich alle notwendigen Arbeiten bis Mitte April hinzogen und selbst in diesem Monat noch an einem 2. Sanitärraum gearbeitet wird, der dann auch Rollstuhlfahrern gerecht wird, begann im Februar '91 der erste Werkstattbetrieb.

Selbst in all diesen schwierigen Monaten wurden die erwachsenen Bewohner von St. Johannesberg mit vielfältigen Arbeiten vertraut gemacht und gefördert, was uns immer wieder vor komplizierte organisatorische Aufgaben stellte. Dabei waren wir immer auf tatkräftige Hilfe der pädagogischen Mitarbeiter des Wohnbereiches angewiesen.
Am 13. Februar '91 konnte das erste Mal der Fachausschuß in der WfB tagen. Dabei ging es um die Eingliederung der ersten 36 Beschäftigten der WfB in das Arbeitsleben. 33 Beschäftigte erhielten die Eingliederungsverordnung im Arbeitstraining der Werkstatt und 3 im Arbeitsbereich.

Die Aufnahme des Betriebes in der WfB verlief nun in folgenden Etappen:

Februar '91 erste Gruppe im Arbeitstraining, Gruppenleiter Herr Thomas Rentzsch mit folgenden Beschäftigten:
Heike Piepmeier, Iris Dittebrand Andre´Naleppa, Jürgen Gatzek, Peter Angst, Andrea Vollmar, Thomas Njul - im Werkraum des Bernd-Schulte-Haus auf dem Wohnheimgelände St. Johannesberg.
Einsatz des Werkstattleiters Herrn Wolfgang Hoppe.

März '91 folgen die nächsten beiden Gruppen im neuen Werkstattgebäude.
Gruppenleiterin Frau Dietlind Roß mit den Beschäftigten:
Katrin Lange, Torsten Fengler, Matthias Wilhelm, Petra Pippig, Heiko Wieland, Roy Schmidt, im Arbeitstraining bzw. Eingangsverfahren.
Gruppenleiter Herr Tobias Ottlewski mit den Beschäftigten:
Simone Klein, Sven, Seifert, Ramona Saubohn, Heike Meyer, Marion Breitzke und Stefan Mietz, Carsten Krause, die beide zum großen Teil in der Fahrradwerkstatt Firma Hebestreit in Oranienburg tätig sind.
Einordnung im Arbeitstraining.
Außerdem beginnt Frau Wanda Rose mit 2,5 Stunden täglich als zusätzliche Hilfskraft in der WfB.



April '91 folgt die Gruppe von Herrn Andreas Paczoch in den Außenbereichen des Wohnheimes St. Johannesberg wie Gärtnerei, Küche und Haushandwerk mit den Beschäftigten:
Annett Niklaus, Jörg Maas, Bernd Hoffmann, Dieter Zehlicke, Rainer Leschke, Angelika Kopitzke, Katrin Riebow für ein halbes Jahr noch im Arbeitstraining.

Im Mai '91 kommt unsere fünfte Gruppe in unser "neues" Werkstattgebäude mit ihrem Leiter Herrn Konrad Fait und den Beschäftigten:
Cornelia Rückert, Ronald Zielezinski, Wolfgang Eppler, Brit Kaminski, Tom Kaufmann, Peter Jakumowski im Arbeitstraining.

Am 26. April '91 können wir unsere offizielle Eröffnungsfeier der Werkstatt für Behinderte begehen, die uns bei vielen laufenden Problemen wieder optimistischer stimmt und uns gleichzeitig unsere räumliche Begrenztheit vor Augen führt.

Die Tätigkeitsfelder unserer Beschäftigten sind Herstellung einfacher Holzspielzeuge, Keramikarbeiten, Legen von Mullkompressen, Arbeiten in



der Gärtnerei, im Haushandwerk und in der Küche, außerdem Webarbeiten und Förderung unterschiedlicher gestalterischer Fertigkeiten, Arbeiten im Außengelände und Förderung lebenspraktischer Fertigkeiten, wie Umgang mit Zahlen, Geld, Reinigungsarbeiten und Grundfertigkeiten in der Küche.

Nicht zu vergessen ist der Aufbau einer eigenständigen Verwaltung, die das ganze Unternehmen WfB organisatorisch und verwaltungstechnisch zusammenhält. Hier wurde ab März '91 Frau Elke Stürtz in unserer Werkstatt tätig.

Das Übergangskonzept der WfB sieht 30 Arbeitsplätze im eigentlichen Werkstattgebäude und 30 Plätze auf dem Wohnheimgelände von St. Johannesberg vor.
Auf Grund der insgesamt beengten Situation sollte möglichst bald ein neues Werkstattgebäude mit einem Mindestfassungsvermögen von 120 Arbeitsplätzen entstehen, in welchem sich eine WfB mit den weiterreichenden Anforderungen der Werkstättenverordnung einrichten kann. Diesbezüglich laufen zur Zeit umfangreiche Aktivitäten.



## Allgemeine Hinweise zur Werkstattstruktur

Die WfB ist eine Einrichtung zur Eingliederung Behinderter in das Arbeitsleben.
Die Werkstatt muß sich auf die Art und Schwere der Behinderung einstellen, die sehr unterschiedliche Leistungsfähigkeit und Entwicklungsmöglichkeit jedes einzelnen Beshäftigten weiter fördern. Dabei geht es um eine berufliche, aber auch soziale Rehabilitation, die durch entsprechendes Fachpersonal abzusichern ist.

Grundsätzlich soll immer die Gesamtpersönlichkeit des Beschäftigten im Mittelpunkt stehen, mit allen Entwicklungsmöglichkeiten, aber auch mit dem Erhalt erreichter Fähig- und Fertigkeiten.
Außerdem soll dem Beschäftigten die Möglichkeit gegeben werden, ein dem Leistungsvermögen entsprechendes Entgelt zu verdienen. Durch einen im Arbeitsbereich abgeschlossenen Werkstattvertrag zwischen Beschäftigtem und WfB wird ein soziales Beschäftigungs- und Betreuungsverhältnis begründet, jedoch finden Bestimmungen des Arbeitsrechts keine Anwendung. In der Praxis werden dennoch viele Regelungen dem allgemeinen Arbeitsrecht vergleichbar getroffen.

An dieser Stelle sei auf unsere Werkstattordnung vom April '91, den Rahmenplan für das Arbeitstraining vom Februar '91 und die im Juni '91 neu überarbeitete Konzeption unserer WfB hingewiesen. Diese Unterlagen liegen in der Verwaltung unserer Werkstatt und ergeben ein differenzierteres Bild unserer Werkstatt. Hier kann bei Bedarf Einsicht genommen werden, ebenso in die entsprechenden gesetzlichen Unterlagen.
Wir freuen uns über jegliches Interesse, Kritiken und Hinweise, und möchten Sie hiermit dazu ermuntern.

Der Weg in die Werkstatt

Die WfB muß für jeden Behinderten, dem der Weg in die Werkstatt nicht zumutbar ist, einen entsprechenden Fahrdienst organisieren und die dafür anfallenden Kosten regeln. Dies wird in Zukunft, wenn mehr Beschäftigte aus dem umliegenden Territorium hinzukommen, noch erweitert werden müssen.

Arbeitszeit

Mo., Mi., Do. von 8.00 - 16.00 Uhr
Di. und Fr. von 8.00 - 15.30 Uhr



Für diese Arbeitszeit gibt es eine feste Pausenregelung, die bei besonderen Gegebenheiten erweitert bzw. verändert werden kann.

Urlaubsregelung

Die WfB gewährt allen Beschäftigten 28 Tage im Jahr bezahlten Urlaub. Dieser sollte nach Möglichkeit 14 Tage vorher in kurzer Form schriftlich beantragt werden. Für Fehltage kann kein Entgeld gezahlt werden. Verantwortlich für die Urlaubsplanung ist der jeweilige Gruppenleiter.
Zusätzlicher Urlaub in besonders begründeten Fällen muß bei der Werkstattleitung beantragt werden.
Eine entsprechende Regelung für Bildungsurlaub befindet sich noch in der Planung.



planbar war. Für alle anderen Mitarbeiter ist dafür der Jahresurlaub entsprechend den Werktagen einzuplanen.

Regelung im Krankheitsfall

Bis spätestens drei Tage nach Krankheitseintritt ist ein Krankenschein einzureichen, für eine baldige mündliche, auch telefonische Bekanntgabe wären wir dankbar.
Zu Arztbesuchen werden unsere Beschäftigten freigestellt, diese müssen jedoch glaubhaft gemacht werden. Alle anderen Tage gelten als Fehltage.

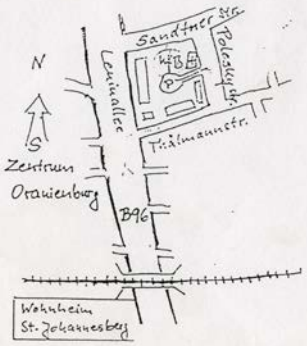


Unsere Anschrift:

Caritas Werkstatt für Behinderte
St. Johannesberg
Leninallee 60 A Tel.: 82 409
O - 1400 Oranienburg

Träger der Einrichtung:

Caritas Familien- und Jugendhilfe GGmbH
Tübinger Straße 5
W - 1000 Berlin 31



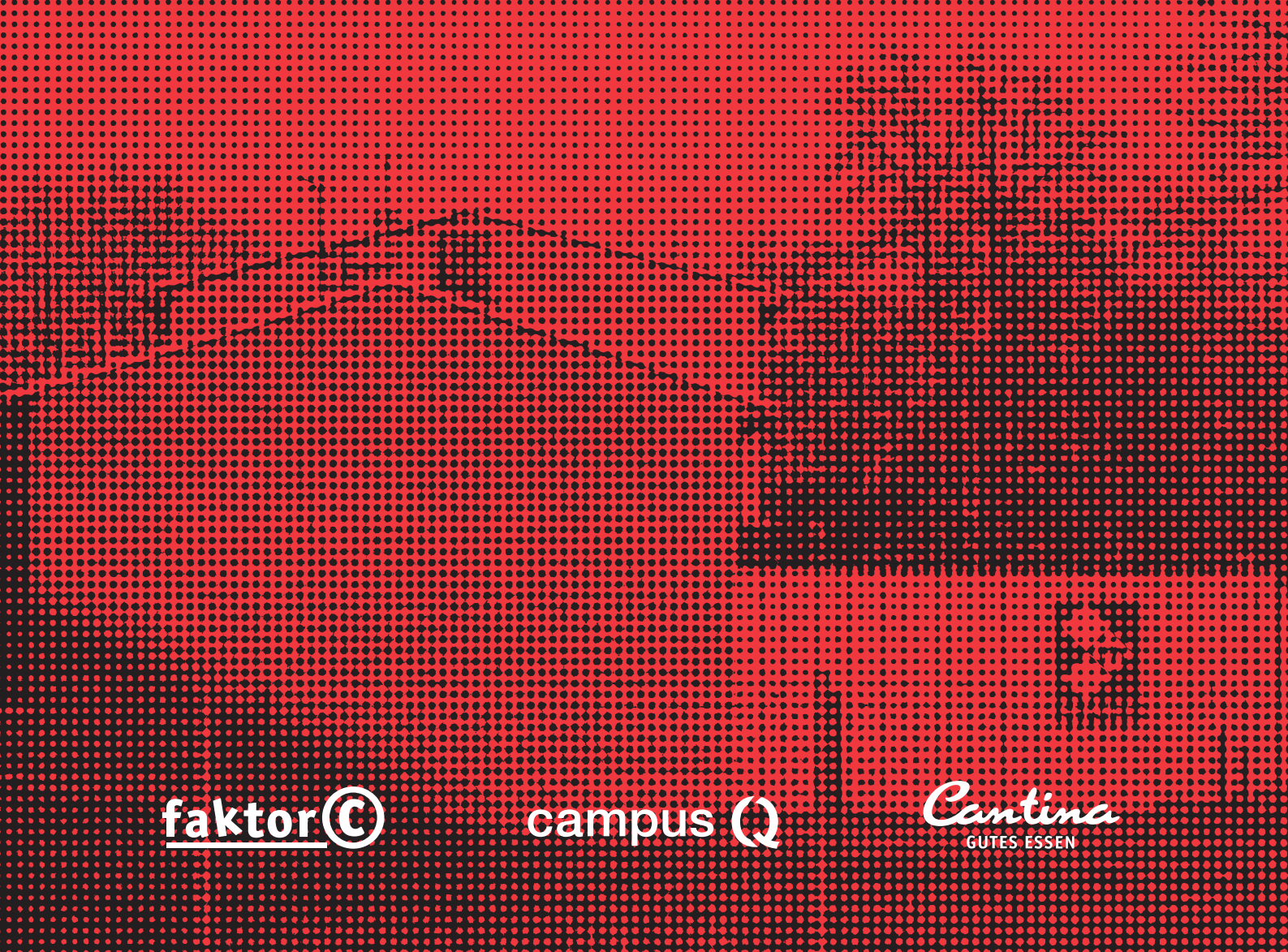
IFA
SERVICE

Berliner Straße 93
16515 Oranienburg

Fon 03301.52 39-0
Fax 03301.52 39-11

www.caritas-werkstatt.de
info@caritas-werkstatt.de

ALLES, AUSSER GEWÖHNLICH.



faktor C

campus Q

Cantina
GUTES ESSEN